Eb. XV. 53
a-b

Bog. spis.
8 46
1.

Friedrich Wilhelm III.

Sein Leben, sein Wirken
und
seine Zeit.

Ein Erinnerungsbuch
für
das preußische Volk,

von

J. C. Kretzschmer,
Königl. Regierungsrath, Ritter des eisernen Kreuzes 2c. 2c.

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
BABENBERGENSIS.

Erster Theil.

Mit 40 Portraits.

Danzig, 1841.
Verlag von Fr. Sam. Gerhard.

21868 - 69

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Vorwort.

Noch mag es nicht Zeit sein, die Biographie des verblichenen theuren Königs zu schreiben. „Die Geschichte ist das Weltgericht," sagt Schiller, ich glaube aber, daß die Zeit eigentlich in diesem Areopagus zu Gericht sitzt, sie enthüllt erst das Thun und Treiben des Menschen und die Beweggründe, welche ihn leiteten, sie wickelt erst die Fäden des feinen Gewebes ab, welches alle Handlungen umsponnen und verwirrt hat.

Anfangs, nach Verlauf eines merkwürdigen Zeitabschnittes, tobt und wogt das Meer der Begebenheiten und durch die getrübten Wellen schaut man nicht den Grund, nicht die Verbindung derselben, und nicht die einzelnen Bestandtheile, die darin

umherschwimmen. Die Zeit bewirkt die Niederschläge, das Meer wird klar und nun kann der Beobachter schauen, wie sich alles zugetragen hat.

Wenn erst Jeder seine Erfahrungen auf dem Markt verkündet hat, dann werden sie Gemeingut und können weiter verbreitet werden. — Noch sind nur von den meisten Begebenheiten aus dem Regentenleben Friedrich Wilhelms III. die Außenseiten und die öffentlichen Wirkungen bekannt, aber die inneren Triebräder und die geheimen Veranlassungen zu seiner Handlungsweise liegen noch in tiefem Dunkel, verhüllt mit einem dichten mystischen Schleier, den erst die Zeit und die Geschichte aufheben müssen.

Indessen wünscht sich Jeder die Zeit zurück zu erinnern, die er unter der segensvollen Regierung des Besten der Könige verlebt hat und will dazu einen Leitfaden haben, weil ihm selbst so Manches aus dem Gedächtnisse entschwand, selbst wenn es ihm ganz nahe lag, oder weil ihn die offenkundigen Ursachen und Folgen allgemein bekannter Begebenheiten, ohngeachtet er sie durchlebte, doch un-

beachtet vorübergegangen sind. — Darum schrieb ich dieses Buch und übergebe es meinen theuren Landsleuten und allen Verehrern des tugendhaften Königs nicht als eine Biographie, sondern als ein Erinnerungsbuch, als ein Leitfaden, woran sie ihre Erinnerungen an den erhabenen Todten reihen und knüpfen sollen, und bitte um dessen freundliche Aufnahme.

Es mag Manches darin ausgelassen sein, was zur vollständigen Biographie Friedrich Wilhelms des Dritten gehört, denn nur wenige Anekdoten sind von ihm bekannt geworden, der kein öffentliches Leben führte, sondern sich vorzugsweise in dem vertrauten und verschwiegenen Kreise seiner Familie bewegte, aber Unrichtigkeiten sind mit des Verfassers Willen nicht in der Schrift anzutreffen, wenigstens hat er überall die ihm obliegende kritische Prüfung und Sichtung vorgenommen; eine absichtlich begangene oder auch nur unvorsichtig zugelassene Entstellung der Wahrheit würde eine Versündigung gegen die Manen des erhabenen Todten sein, dem dieselbe über Alles ging und

der ihr mit der größten Treue huldigte. Vielleicht wird es dereinst die Grundlage zu einer ausführlichen Biographie des Königs, dessen Andenken in dem Herzen jedes treuen Preußen wohl unwandelbar durch seine Wohlthaten und die Segnungen seiner Regierung gegründet ist.

Danzig, im Januar 1841.

Kretzschmer.

Einleitung.

Ein theures Haupt sank am 7. Juni in die Nacht des Todes hinab! **Friedrich Wilhelm III.** ging zur ewigen Heimath ein; sein Geist fand nun Ruhe nach so vielen Stürmen eines bewegten Lebens, nach so vielen Trübsalen die er erfuhr, mit männlichem Geiste ertrug und mit unendlicher geistiger Kraft überwand. Seine sterblichen Ueberreste ruhen nicht in den weiten Grabgewölben des Doms bei den letzten Trümmern entschwundener Fürsten-Größe, sondern neben denjenigen seiner treuen und erhabenen Gemahlin, die ihm das Liebste im Leben war, in Charlottenburgs stillem dunklen Fichtenhain, den heilgen Ruf der Auferstehung abzuwarten; seine Ruhestätte paßt würdig zu seinem Leben. Er liebte nicht die weiten Hallen der Königsburg, er wohnte in einem guten bürgerlichen Hause; er wollte auch nicht schlafen in den Grabgewölben des Doms, sondern in

dem kleinen Mausoleum welches er seiner hochgeliebten Gattin, an ihrem Lieblings-Orte erbauen ließ. Er haßte im Leben den Prunk und Aufwand, und so ist denn auch seine Leiche prunklos und einfach der letzten Ruhestätte übergeben worden.

Ungeheuchelt, tief und wahr ist der Schmerz seines Sohnes, unsers geliebten nunmehrigen Herrschers **Friedrich Wilhelm IV.** und seiner sämmtlichen Geschwister, denn der Hochseelige war ihnen ein ernster aber auch höchst liebevoller Vater. Man muß in seinen Pallästen die vielfachen kleinern und größern Beweise der Aufmerksamkeit seiner Kinder anschauen, die sämmtlich von den zartesten aber auch innigsten Gefühlen der Kindestreue zeugen, man muß hören, was aus den Marmor-Wänden derselben, über das Zusammenleben des Königs mit seinen Familien-Gliedern, Freude erregend in die Mitte des Volks sich verbreitet hat, man mußte es sehen welche öffentliche Beweise der Liebe und Ehrfurcht sie Ihm als ihren Patriarchen zollten, um zu fühlen daß hier nicht wie gewöhnlich an Höfen, ein weiter Zwischenraum und eine kalte Eisenwand, den Herrscher von den Prinzen trennte, sondern daß das innigste Familien-Bündniß, wie es in der zärtlichsten bürgerlichen Familie nur herrschen kann, hier obwaltete, daß gegenseitige Liebe und Anhänglichkeit alle Glieder der Königlichen Familie mit einander verband, und Liebe, aber auch Achtung, ja selbst Ehrfurcht, wie es auch gegen den Vater der zugleich Herrscher war, nicht

anders sein konnte, die Kinder an ihn, den Gütigen, fesselten. Sein Wille ward nicht bloß pünktlich als der Befehl des Königs, welcher allein genügte, sondern auch aus der innigsten Ueberzeugung und mit der treuesten Ergebung, geweckt durch das Bewußtsein daß er nur ihr Bestes wolle, von der Königlichen Familie vollzogen. Es war eine heilige Scheu welche sie abhielt auch nur im geringsten seine Gebote zu verletzen. Daher der tiefe Kummer der sich bei seinem Tode in der Königlichen Familie kund gab. Bei dem Nachfolger auf dem erhabenen Throne der Preußen, konnte nicht der Glanz der Krone, die von dem Haupte des theuern Entschlafenen auf ihn überging, den Schmerz ersticken, den er über den Tod des Vaters empfand. Die Thränen-Perlen seines Auges wurden die schönsten Juwelen des Diadems, welches ihn jetzt schmückt, und sind dem Volke die Bürgschaft seiner milden und väterlichen Regierung, weil der tieffühlende, gute, liebende Sohn, auch ein treuer Vater von den Millionen seiner Kinder sein wird. Wenn die Regung des Herzens, in einem so erhabenen Augenblick wie der Antritt der Regierung ist, sich bei einem Fürsten so laut, so offen und so wahr ausspricht, da muß auch mit Recht auf den mildesten Charakter bei ihm geschlossen werden.

Nicht die Geschäfte der Regierung, welche wohl in dem Augenblick des Regierungs-Antritts, von allen Seiten den neuen Regenten bestürmen, nicht die Anordnungen welche die kalte Etikette erfordert, die dem

warmen Herzen so wenig genügt, nicht die äußere Würde welche der neue Herrscher zeigen muß, konnten den Kummer schwächen, der unaufhaltsam hervorbrach; doch männlich hat Er den Schmerz ertragen, und mit ihm gekämpft, wie der thun muß, den höhere Pflichten gebieten, sich nicht ganz demselben hinzugeben, wenn er auch noch so gerecht ist. Daß Er es that, zeigen Seine ersten Verfügungen als Regent an Seine Regierungen, die in einer milden Sprache Sein Gelübde, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, und das Glück seines Volkes zu befördern, aber auch die ernste Mahnung aussprechen, durch strenge Pflicht-Erfüllung, durch Gehorsam und Treue zur Erreichung dieses hohen Ziels mitzuwirken.

Mit welchen Gefühlen des Schmerzes hat wohl die Königliche Familie den erhabenen Schwiegersohn Nicolaus Kaiser von Rußland an der Spitze, den Gottesdienst am ersten Pfingstfeiertage, während der geliebte Vater im Sterben lag, beigewohnt; mit welchen Gefühlen sie sich an seinem Sterbebette umarmt als sein unsterblicher Geist der gebrechlichen Hülle entschwunden war; mit welchen Gefühlen der Gott-Ergebenheit am zweiten Pfingsttage für die Ruhe des erhabenen Entschlafenen gebetet. Gleich gefühlter Schmerz und aus derselben Ursache entstandener Kummer, welcher das Gemüth tief beugt, schließt die Herzen inniger an einander, und erweckt die Gelübde der gegenseitigen Liebe und Treue. — Was in einem solchen Augenblicke gelobt und versprochen ward, ver-

gißt das fühlende Herz nie. So werden aus der Asche des Todten die Blumen der Eintracht und die Palmen des Friedens entsprießen, und zu einem schönen Kranze gewunden zwei hohe Herrscher-Herzen zum steten Wohl ihrer Völker und die ganze Königliche Familie durch ein Band der Liebe umschlingen, so wird den letztern die schöne Parabel stets vor Augen stehen, nach welcher ein sterbender Vater seinen an seinem Sterbebette versammelten Kindern ein Bündel Pfeile gab, welche sie einzeln ohne Mühe zerknickten, aber vereinigt nicht zu zerbrechen vermochten.

Mit welchen Gefühlen folgten wohl in jener mondhellen Mitternachtsstunde, Friedrich Wilhelm IV. und der Prinz von Preußen der sterblichen Hülle Ihres theuern erhabenen Vaters, als sie aus dem Sterbezimmer, dem Ort, wo Fürst und Bettler gleichen Kämpfen unterliegen, zu dem Ort gebracht ward, wo die entseelte Leiche das letzte königliche Gepränge umgeben sollte. — Gewiß mit dem Gelübde Ihm nachzufolgen in allen Königlichen und menschlichen Tugenden, wie Er ein Muster auf dem Throne zu sein, damit auch Ihnen die dankbaren Thränen der Unterthanen dereinst ein gleiches heiliges Zeugniß geben, daß sie das Wohl des ihnen anvertrauten Volkes erreicht haben, wie sie als solches jetzt an Gottes Thron glänzen. Kann die weise Mahnung des Großvaters in dem zarten biegsamen Gemüth des Enkels erlöschen, welche ihm bei der Ueberreichung seines Degens zurief, ihn nur für Recht und

gegen Unrecht und zum Schutz seines Volkes zu ziehen. Was ein solcher Großvater auf dem Sterbebette aussprach, wird ewig in dem Herzen des Knaben leben, und ihm in spätern Zeiten, wenn er zum Jüngling und Mann gereift ist, eine ernste Erinnerung sein.

Und nun sein Volk — welchem Herrscher ward je eine solche Liebe, ein solches unbegränztes Vertrauen, eine solche unendliche Verehrung zu Theil? War nicht sein Geburtstag ein Freudentag für das ganze Land? ach, jetzt wird er ein Tag des Schmerzes, und gewiß überall einer stillen Todtenfeier gewidmet sein. — Wahrlich, wäre der Unvergeßliche dessen fähig gewesen — er hätte dreist großes Unrecht Diesem oder Jenem zufügen können, und der Verletzte hätte es nicht geglaubt, daß ihm Unrecht geschehen sei, oder daß solches von ihm dem Hochverehrten herrührte, so unerschütterlich war das Vertrauen auf seine Gerechtigkeit und Milde. Nie ward ein Fest begangen, nie traten Mehrere öffentlich zusammen, ja es wurden wohl selten Familienfeste gefeiert, wo nicht die Ausdrücke der tiefsten Verehrung gegen ihn laut wurden — und konnte es anders sein? der größte Theil des Volkes war unter seiner Regierung aufgewachsen oder doch in das bürgerliche Leben eingetreten, es kannte keinen andern König als ihn, das Ideal des Herrschers. Ueberall hat er Wohlthaten und Seegen verbreitet; die Alten erzählten den Jungen von seiner Gerechtigkeit, seiner Milde und

Liebe zu seinem Volke, und auch nur ein tadelndes Wort seines Verfahrens, würde jeden zum lebendigsten Widerspruch gereizt haben; nur der Schein einer Mißbilligung von der einen Seite, hätte von der andern gewiß lebendigen Streit hervorgerufen. Er stand in den Augen seines Volkes als ein Heros, der sich hoch über die Menschheit erhob, als ein Muster aller Regenten- und menschlichen Tugenden. Sprach man von Fürsten, so war er der beste Fürst, und jeder pries das Loos Preußens glücklich gegen dasjenige anderer Länder; sprach man von Bürger-Tugenden, von Beamten-Treue, so war er der erste Bürger auf dem Thron, der treueste Staatsmann für sein Volk; sprach man von einem Familien-Vater, von einem trefflichen Gatten, so ward er als Muster dargestellt, und wollte man einen tugendhaften Menschen bezeichnen, so sagte man: „beinahe wie der König". — Kurz er leuchtete überall vor, man konnte sich nichts besseres und erhabeneres denken, wie ihn. —

Es ist hier noch nicht die Stelle um seine Regenten-Tugenden und seinen Charakter zu schildern, sondern nur die Ansicht des Volkes von seinem Werth und die allgemeine Stimme die sich über ihn erhob, auszusprechen. — Sie blieb sich in allen Ständen von dem höchsten bis zum niedrigsten gleich, ihn verehrten mit gleicher Liebe die Hohen, welche zunächst an seinem Throne tägliche Zeugen seiner edlen Handlungsweise waren, und der Tagelöhner in der Hütte, der mit Kummer über die Last der Zeit sein Brod

aß. — Statt daß in andern Ländern alles Unheil auf den Regenten geschoben wird, so stand Friedrich Wilhelm III. rein da, denn jeder wußte daß er nur das Gute überhaupt und das Beste jedes Einzelnen im Volke erstreben wollte.

Wenn gleich die Polen durch Sprache und Religion, von den mit ihnen wohnenden Deutschen getrennt sind, so liebten sie den König dennoch wie seine deutschen Unterthanen, er war ihr Trost und ihr Stolz und die Zeichen vom Gegentheil — von welchem auswärtige Zeitungen schrieben — kommen nur auf Rechnung einzelner Zeloten. — Wohl mochten die Rheinlande anfangs an Frankreichs Institutionen hangen, als sie aber länger unter dem väterlichen Scepter Friedrich Wilhelm III. gestanden, als sie erst die Segnungen seiner Regierung empfunden hatten, da tönte sein Lob am Rhein eben so laut wie an der Memel, da schlugen die Herzen der ohnehin feurigen Rheinländer nicht mit minderer Wärme ihm entgegen, wie die des kalten aber treuen Nordländers. — So vereinigten sich die verschiedenen Elemente, aus welchen der Preußische Staat zusammengesetzt ist, in ein Gefühl der Liebe und Verehrung gegen ihn. — Mochte die Stimmung so verschieden sein wie sie wollte, mochte sich bei Manchen Unzufriedenheit über diese oder jene Maasregel der Regierung aussprechen wollen, und wo giebt es nicht Menschen, die auch die weisesten Anordnungen aus Unverstand oder Eigendünkel alles besser zu wissen, tadeln, so schwieg die Scheel- und Tadelsucht,

wenn von der Person, dem Willen und den unmittelbaren Regenten-Maasregeln des hochverehrten Monarchen die Rede war.

Welch ein Wunder also, wenn diese Gefühle sich in den letzten Lebenstagen des Landes-Vaters so laut, so allgemein kund gaben. Wir haben in den Zeitschriften die Stimmung und das Benehmen der Bewohner der Hauptstadt mit Rührung vernommen, nicht minder gerührt waren die Herzen derjenigen in der Provinz. Wochen lang hatte man schon ein dumpfes Gerücht von der Krankheit des Königs gehört, man fragte sich bedenklich: ob es auch ein Gefahr drohendes Uebel sei, welches ihn befallen habe, bald sollte es eine Unverdaulichkeit sein, die ein rechtzeitig angebrachtes Brechmittel gehoben hatte, dann wieder ein Schnupfenfieber, und derjenige welcher von Berlin kam oder einen Brief von dort vorzeigte, und eine Nachricht über die Besserung des Königs vortrug, erschien als ein Gesandter des Himmels und die Gesichter der Zuhörer klärten sich auf, man verschlang fast seine Worte, denn sie gaben neue Hoffnungen. Wer aber schlechte Nachrichten erhielt, der verschwieg sie und verschloß den Schmerz in dem innersten Schrein seines Herzens, um nicht die Unruhe zu vermehren, welche sich aller Gemüther so lebendig bemächtigt hatte. Man hörte ohnehin ja an allen öffentlichen Orten und in allen Familien-Kreisen nur von der Krankheit des geliebten Herrschers sprechen. Da erschien der 1. Juni! die über die Feierlichkeiten

bei der Weihe des Grundsteins zu dem Denkmal Friedrichs des Großen von ihm selbst ausgegangenen Bestimmungen, und die von ihm erlassene Kabinets-Ordre schienen dahin zu deuten, daß es doch wohl nicht so schlimm mit dem guten alten Könige stehen müsse, wie man überall besorgte, und als die Nachricht kund ward, daß er am Fenster gesessen und das Defiliren der Truppen mit angesehen hatte, da erleuchtete der Rosen-Schimmer der Hoffnung jedes Herz und man glaubte ihn schon allen Gefahren entronnen.

Aber wenige Tage darauf erschien das verhängnißvolle Bülletin der Aerzte vom 4. Juni. Es sprach von einem sehr beunruhigenden Zustande! — nun wurden dem Volke die Augen geöffnet, nun konnte es nicht mehr den frohen Hoffnungen sich hingeben. Wenn sich so die Aerzte ausdrückten, so war die höchste Gefahr vorhanden, oder vielmehr schon die Erhaltung des so theuern Lebens nicht mehr denkbar. — Welch ein unruhiges Bewegen, welch ein Treiben des Volks durch einander, überall standen Gruppen und sprachen vom Könige, jeder legte sich das Bülletin nach seiner Art aus, wie es sein Charakter mit sich brachte, der eine sich mit sanguinischen Hoffnungen schmeichelnd, der andere sich melancholisch schon der Gewißheit des Aergsten hingebend; gleichgültig war aber nicht einmal die Hefe des Volks; drückend gefüllt waren am ersten Pfingsttage die Kirchen, um für das Leben und für die Wiederherstellung des Vaters des Lan-

des zu beten, und als die Geistlichen inbrünstig den Allmächtigen im Namen Aller um seine Genesung anflehten, blieb kein Auge trocken, Thränen der Wehmuth entstürzten den Augen und das Seufzen des Schmerzes ward laut. Gleiches Flehen drang aus den Gottestempeln am folgenden Tage, die wiederum eben so gefüllt waren, zum Himmel empor. Das Posthaus ward um die Stunde der Ankunft der Post von großen Menschenhaufen belagert, um nur so schnell wie möglich die erste neue Nachricht von dem Befinden des Vielgeliebten zu erhalten. Als nun aber die Post welche die Nachricht vom 7. Juni bringen sollte, sich auf dem Cours nach Danzig verspätete, da ward die Besorgniß groß, und der Verdruß über die Täuschung noch größer; als sie endlich ankam und da wegen des Pfingstfeiertags keine Zeitungen ausgegeben waren, keine Nachricht brachte, und auch selbst die Privatbriefe über dasjenige was dem Volke so sehr am Herzen lag, völlig schwiegen.

Die nach Rußland eilenden Kuriere hatten aber leider schon die trostlose Nachricht von dem Tode des Landesvaters auf den Stationen der großen Straße erzählt, von welchen die Trauer-Botschaft hierher kam. Aber noch war es keine offizielle Anzeige, man tröstete sich damit, daß öfters falsche Nachrichten über wichtige Begebenheiten verbreitet worden wären, die allen Anschein der Wahrheit gehabt, und sich nächstdem dennoch als unrichtig gezeigt hätten. Viele zweifelten noch daran, und es erhob sich wieder ein Strahl

der Hoffnung im Volke, als das Militair am folgenden Tage mit klingendem Spiel zur großen Parade auszog, als ob nichts vorgefallen wäre. Das Militair, meinte man, müßte doch die ersten sichern Nachrichten darüber haben, ob das Gerücht wahr sei oder nicht; man hielt die Besorgniß der Schützengilde, welche im Begriff zu ihrem Feste auszuziehen, die Feier desselben einstellte, und von dem Aeltermann mit der Erklärung, daß den braven Preußen auch nicht bei der bloßen Vermuthung des erlittenen großen Unglücks, selbst wenn sie unwahrscheinlich sei, ein Freudenfest und ein Freudenmahl munden könne, vom Paradeplatz entlassen ward, für übertrieben; dennoch stillte sich die Unruhe nicht, bis am Abend plötzlich das Geläute aller Glocken mit ihren Trauertönen dem Volke zurief: daß das gefürchtete Unglück wirklich eingetreten sei! — Der hochverehrte König, das allgeliebte Haupt, der theure Landesvater war am ersten Pfingstfeiertag entschlafen. Pfingsten ist das Frühlingsfest, die ganze Schöpfung steht in ihrem schönsten Glanz, jedermann freut sich an diesem Tage des wiederkehrenden Schmuckes der Erde, des Wiederauflebens der Natur, mit tausend Blumen prangen Felder, Wald und Wiesen, tausend Vöglein singen, alles jubelt der eingetretenen bessern Zeit entgegen! — Für Preußen ward das Frühlingsfest ein Trauerfest, und hüllte die ganze Nation in die Farbe des Grams, den selbst der Hinblick auf den neuen Herrscher, dessen Tugenden uns schon lange bekannt wa-

ren kaum mildern konnte, und für welchen der Gedanke, daß der Hochseelige das hohe Lebensziel von 70 Jahren beinahe erreicht hatte, und der Natur, nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge, nur das Opfer brachte, welches wir Alle derselben früher oder später bringen müssen, ein nicht genügender Trost war; denn konnte Er, das Glück und der Stolz unseres Vaterlandes nicht noch länger leben? — Man hatte ja auch Beispiele genug von einem höhern Lebensziele, man hatte sich oft über seine Kraft und Rüstigkeit in seinem hohen Alter gefreut, und ihm das längste menschliche Lebensziel voraussagt. — So wie die Stimmung des Volkes, seine Trauer und sein Schmerz sich hier aussprach, so in allen Gegenden des weiten Preußischen Staats, in Städten und in Dörfern, denn alle theilten nur ein und dasselbe Gefühl des Grams über den großen unersetzlichen Verlust.

Es war jetzt nicht mehr daran zu zweifeln, daß der Würfel des Schicksals die Trauer Preußens entschieden hatte, und der Schmerz war eben so als ob das theure Haupt einer Familie von ihr geschieden sei.

Jetzt fühlte man erst was man an ihm verloren hatte, jetzt rief man sich sein Leben in das Gedächtniß zurück, jetzt erinnerte man sich der frohen Hoffnung bei seinem Regierungs-Antritt, wie er im Glanz der Jugend, mit der schönen Königin den herrlichen Thron der Preußen zierte, wie ihre erste Reise durch die Staaten wahrhaft einem Triumph-Zuge glich,

wie er dann in Schmach und Erniedrigung vor einem gewaltigen und übermächtigen Eroberer sein Haupt beugen mußte, wie er seinem Volke mit blutendem Herzen die Leiden, mit welchen die Unterdrücker es überhäuften, tragen half, und die letzten Trümmer seiner Schätze, das Gold und Silber welches zu seinem persönlichen Gebrauch bestimmt war, opferte, um dem Volke die Last des Krieges zu erleichtern, wie er selbst in der höchsten Noth mit festem Königlichen Sinn dastand, und sich und sein Volk aufrecht erhielt, wie er in dieser Zeit den Entschluß faßte, die Regierungs-Verwaltung gänzlich umzugestalten, um das Volk gleich einem Phönix aus der Asche, vom Feuer geläutert hervorgehen zu lassen, alle alten Vorurtheile zu bekämpfen, welche das Volk unterdrückt hielten und seine Thatkraft mit eiserner Gewalt beschränkten, dem Geist und seinen Aeußerungen sowohl wie dem materiellen Treiben alle Fesseln abzunehmen, welche dasselbe lähmten, wie er diesen Plan mit unerschütterlicher Konsequenz bis zum letzten Lebenstage fortgesetzt hat, wie Gott ihm, um ihn den Kelch des Grams bis auf die Neige kosten zu lassen, seine theure Gattin nahm, wie er darauf mit ritterlichem Muth sich dem Gewaltigen entgegen stellte, sein Volk von dem Druck der Tyrannei befreite und herrlich aus dem Kampf hervorging; wie er endlich nunmehr 25 Jahre die Segnungen des Friedens erhalten hatte, wie durch ihn der allgemeine Wohlstand aufgeblüht, und Preußen

unter seiner Regierung glücklich, frei und zufrieden geworden ist.

Diese Rückerinnerungen, denen sich Jeder so gerne hingiebt und an welche die ältern Bewohner des Staats so viele frohe Ereignisse ihres Privatlebens reihen, zu erleichtern, ist der Zweck der nachfolgenden Blätter.

Es gab eine Zeit wo man sich nur vom alten Fritz erzählte, wo der Knabe stundenlang begierig horchend die Mittheilungen der Alten vernahm, und darüber die frohsten Spiele vergaß, aber Friedrichs des Zweiten Zeitalter gehört bereits der Geschichte an; man erzählt vom alten Fritz und vom siebenjährigen Krieg, wie von längst verschwundenen Zeiten. Niemand war Augenzeuge von demjenigen was damals vorging, von seinem Feuerauge, seinem Ernst, seiner Krücke, seinen Fragen, den von ihm ertheilten Antworten, von seinen Kriegsthaten und Privatleben, seinen Regententugenden und seinen trefflichen Einrichtungen im Staat, wie ihm auch die geringste Kleinigkeit in der Verwaltung desselben nicht entging. — Schon treten die Zeit des Drucks der Franzosen und die Thaten des Befreiungskrieges an die Stelle der Kämpfe des siebenjährigen Krieges, und der Knabe horcht nun eben so auf die Erzählungen aus jener uns näher liegenden Zeit, er will uns die Worte gleichsam aus dem Munde nehmen, wenn wir von Groß-Beeren und Dennewitz, von der Katzbach und Leipzig erzählen, wie wir es thaten als unsere Väter den siebenjährigen Krieg und den alten Fritz schilderten; und ist in

die wichtige Zeit die wir durchlebten und die großen Begebenheiten von welchen wir Zeuge waren, Friedrich Wilhelms Leben und Schicksal nicht auf das innigste verwebt, ist nicht seine leitende Hand überall zu erkennen? — Auch hiebei mögen diese Blätter als Erinnerungsbuch und Leitfaden dienen.

Erster Abschnitt.

(Preußens Verhältnisse zur Zeit der Geburt Friedrich Wilhelm's III.)

Preußen strahlte in seinem höchsten Glanze als der 3. August 1770 tagte, welcher Friedrich Wilhelm III. das Leben gab. Zwar zählte sein Herrscher Friedrich der Einzige bereits acht und funfzig Jahr, war aber noch in seiner vollen Kraft. Der siebenjährige Krieg seit dessen, durch den Hubertsburger Friedenschluß herbeigeführten Ende, erst neue sieben Jahre verflossen waren, hatte unvergängliche Lorbeeren um sein Haupt gewunden, und Preußen in der Reihe der Staaten eine Stelle erworben, auf welcher es nach seinem Umfange und der Zahl seiner Bewohner keinen Anspruch machen konnte. Nur der alles umfassende Geist und die hohe Weisheit seines unsterblichen Königs, die herrlichen Institutionen des Staats, die durchaus militairische Verfassung, hat dem Reiche dieselbe errungen und er hatte es auf dieser hohen Stelle durch das im Jahre 1764 mit Rußland zu Stande gekommene Schutz- und Trutz-Bündniß und durch den persönlich abgeschlossenen Freundschafts-Bund, welchen Friedrich in den Jahren 1769 und 1770 in Neisse und im Lager

bei Neustadt in Mähren mit dem gleichgesinnten Kaiser Joseph, der ihm in seinen Regierungs-Grundsätzen nacheiferte, knüpfte, gesichert. Er galt als der Schiedsrichter in allen politischen Streitigkeiten der Höfe. Seine Sorge war jetzt auf die Wiederherstellung seiner durch den Krieg verödeten Provinzen, seines ausgeleerten Schatzes und des zerrütteten Wohlstandes seiner Unterthanen gerichtet. Er hatte durch seine Eroberungen und durch die in den zartesten Kinderjahren Friedrich Wilhelm III. erfolgte Besitznahme von Westpreußen, den Staat von 2275 auf 3600 Quadrat-Meilen gebracht, die Zahl seiner Unterthanen betrug bei seinem Regierungs-Antritt 2,240000 Menschen, beim Ende seines Lebens 6 Millionen; das Heer war von 75000 Mann auf 200000 Mann gebracht, von welchen freilich nur die Hälfte aus Söhnen des Landes, die andere aber aus geworbenen Ausländern bestand, die nur wenige Tage in der Woche die Wache bezogen, sonst aber ihrem eigenen Erwerb nachgingen und sich durch die bei ihnen erleichterten Heirathen allmälig naturalisirten; von den funfzehn Hauptfestungen die sein Reich beschützten, hatte er fünf ganz neu angelegt, die alten verbessert und die zerstörten wiederhergestellt. Moräste waren ausgetrocknet und mit fleißigen Kolonisten besetzt, die Sand-Ebenen der Mark, die Sümpfe in dieser Provinz und in Pommern, waren in lachende Fluren verwandelt, auf welchen man zahlreiche Heerden, blühende Anlagen und wohlhabende Menschen erblickte.

In allen Provinzen befanden sich gefüllte Kornmagazine um den Mangel zu wehren, und als kurz nach der Geburt unsers Helden die fürchterlichste Hungersnoth ganz Deutschland verheerte, wurden Friedrichs Unterthanen von ihm aus den Magazinen erhalten, und er konnte noch den Nachbaren mit Getreide zur Hilfe kommen.

Friedrichs höchstes Bestreben war auf das Emporkommen der Fabriken und Manufacturen gerichtet. Der innere Gewerbfleiß war geweckt, die Industrie beruhte auf einem festen Grunde, sie lieferte Waaren welche jährlich 40 Millionen an Werth veranschlagt wurden. Die Ausfuhr war bedeutend, Erzeugnisse der Preußischen Sammt- und Seiden-Fabriken gingen bis in das Serail des türkischen Kaisers. Wenn gleich Preußen ein rein militairischer Staat war, so waren seine Bewohner doch nicht bloße Soldaten oder Soldatenknechte, denn der zwölfte Mensch ernährte sich von der Verfertigung der Fabrikate.

Die See-Provinzen Preußen, Pommern und Ostfriesland, schickten jährlich 1300 Schiffe in die entferntesten Gegenden der Welt, wodurch mehr als 13000 Menschen Beschäftigung und Erwerb fanden.

Das Land war von Kanälen, die die Hauptströme verbanden, so daß man von einem Ende des Hauptlandes zum andern auf Binnengewässern schiffen konnte, durchschnitten.

Die Verwaltung des Landes war auf das höchste geregelt, die ganze Maschine des Staats ging wie

ein wohleingerichtetes Uhrwerk, überall herrschte eine weise Kontrolle, die Finanzen des Staats waren auf das pünktlichste durch Etats geordnet, deren Ueberschreitung der König selbst sich nicht erlaubte.

Drei der größten Staatsmänner, die Minister von Herzberg, Graf Blumenthal und Graf Finkenstein, standen ihm zur Seite und theilten seine Bemühungen für das Wohl des Volkes.

Recht und Gerechtigkeit herrschte im Lande, denn Friedrich hatte den Grundsatz laut und mehrfach ausgesprochen, daß vor dem Gesetz der Prinz und der Bettler gleich sein müsse.

Geistesfreiheit, Druck und Preßfreiheit herrschten in einem hohen Grade, das Volk war gebildet, die Universitäten mit gelehrten Männern besetzt, an Dichtern und Philosophen mangelte es nicht, und das Licht welches von Friedrich, dem Philosophen von Sanssouci und dem gefeierten Dichter ausging, erleuchtete sein Reich, alle Stände desselben, und verbreitete Licht und Wahrheit in Pallästen und Hütten.

Als der künftige Erbe eines solchen wohlgeordneten, in der höchsten Blüthe stehenden Reiches, ward Friedrich Wilhelm III. geboren.

Friedrich des Einzigen Ehe war kinderlos geblieben, sein Bruder August Wilhelm war nach den Landesgesetzen sein nächster Nachfolger, er war ein Prinz von den herrlichsten Anlagen und den liebenswürdigsten Eigenschaften. Er hatte im Jahr 1757 ein

preußisches Corps in Böhmen befehligt; das Kriegsglück war ihm nicht günstig gewesen, er zog sich den Unwillen seines königlichen Bruders zu, der über den Verlust der Schlacht von Collin selbst mißgestimmt war, und der Unentschlossenheit und den fehlerhaften Bewegungen seines Bruders den Verlust der Position von Gabel beimaß, und wohl mag der Gram über die verlorne Gunst desselben an seinem Leben genagt haben, denn er kehrte von der Armee zurück und starb schon am 12. Juni 1758 in Oranienburg, in einem blühenden Alter.

Durch seinen Tod ward nun sein Sohn, nächstdem Friedrich Wilhelm II. genannt, Thronfolger, und von seinem großen Oheim als solcher zum Prinzen von Preußen erklärt, statt daß der erstgeborne Sohn des Königs den Namen „Kronprinz" bei uns führt. Friedrich der Große gab ihm den letztern Titel nicht, weil es immer möglich war, daß der König einen Erben erhalten konnte, und man ihm in diesem Falle den erlangten Ehrennamen eines Kronprinzen wieder hätte entziehen müssen, während er Prinz von Preußen schon vorher war und nachher bleiben konnte; er war jetzt nur der Prinz von Preußen ohne Beisatz, wogegen die übrigen Glieder des Königlichen Hauses ihre Vornamen, Prinz Heinrich, Prinz Ferdinand u. s. w. dem des Reichs, von Preußen hinzusetzten.

Der Prinz von Preußen war zweimal vermählt, zuerst, am 14. Juli 1765, mit Elisabeth Christine

Ulricke, Prinzessin von Braunschweig einer Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig. Diese Ehe war nicht glücklich. Der Prinz von Preußen hatte mit ihr nur eine Tochter, die nachmalige Herzogin von York gezeugt, nächstdem waren die ehelichen Verhältnisse zwischen beiden aufgehoben. Friedrich der Große drang auf die Trennung dieser Ehe. Sie erfolgte im Mai 1769. Doch muß Friedrich der Große sehr aufgebracht auf sie gewesen sein, denn er sandte sie nach Stettin auf die Festung, wo sie anfangs sehr strenge bewacht ward.

Nach und nach ward aber die Strenge gegen sie gemildert, sie erhielt Zuschüsse zu ihrem Einkommen, einen Landsitz, und lebte den Musen in dem sie besonders die Musik liebte und starb im Jahre 1840 lebenssatt in einem Alter von mehr als neunzig Jahren. Der hochselige König, eigentlich ihr Stiefsohn, und des jetzt regierenden Königs Majestät behandelten sie bei ihrer Anwesenheit in Stettin stets mit der Achtung, die ihrem Range ihrer nahen Verwandschaft und ihrem Unglück gebührt.

Noch in demselben Jahre, und zwar am 14. Julius, an welchem der Prinz von Preußen vor vier Jahren die Hochzeit mit der schönen Elisabeth von Braunschweig gefeiert hatte, ward derselbe mit Friederike Louise, Tochter Ludwig des Neunten Landgrafen von Hessen-Darmstadt, (jetzt Großherzog von Hessen und bei Rhein) ehelich in Berlin verbun-

den, sie war eine Frau von ausgezeichneten Geistesgaben und einem milden sanften Charakter.

Da erschien der späterhin stets mit so vielen Jubel und Freudensbezeugungen gefeierte 3. August 1770, an welchem dem Prinzen von Preußen der erste Sohn geboren ward, welcher in der Taufe den Namen Friedrich Wilhelm gleich wie sein Vater erhielt. Kanonendonner verkündeten dem Volke die Geburt des künftigen Herrschers und ganz Berlin war in einer freudigen Aufregung, denn man liebte wahrhaft den Prinzen von Preußen. — Friedrich der Große war damals mit dem ganzen Lande um die Thronfolge besorgt, denn außer dem Prinzen von Preußen und den beiden Brüdern des Königs, war kein jüngerer Prinz mehr vorhanden. Friedrich lächelte froh als er die Hoffnung seines herannahenden Alters zum erstenmal erblickte, er nahm den Neugebornen auf den Arm, er küßte ihn zärtlich, erklärte, daß er ihn an Kindesstatt annehmen wolle, und seinem Auge entrollten Freuden-Zähren. Dieses wollte bei dem alten Fritz viel sagen, bei dem es zum Weinen wohl nur selten gekommen ist. Seine hohe Zuneigung hat auch Friedrich Wilhelm bis zu Friedrichs Tode stets genossen. — Sein Vater, damals 26 Jahre alt, also in der Blüthe des Lebens hatte eine treffliche Erziehung erhalten. Der Oberst Graf Heinrich Adam Borke sein Führer, war ein strenger Mann, aber er besaß ein treffliches Gemüth, und einen Charakter der frei von allen Vorurtheilen

war, dieser hatte seine physische Erziehung und seine Bildung zum Soldaten geleitet, der Gelehrte Nicolaus Bueguelin, Mitglied der Academie der Wissenschaften und ein Mann von viel umfassenden Kenntnissen, hatte ihn in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet. In der Religion hatte ihn der ehrenwerthe Ober-Consistorial-Rath Sack unterwiesen. Der Prinz selbst hatte einen hellen Verstand, wenn er gleich seinen so großen Oheim nicht erreichte und dessen philosophischen Scharfsinn und seinen sichern Ueberblick nicht besaß, er war fleißig, und hatte sich sowohl das Lateinische als wie die neuern Sprachen und andere Wissenschaften angeeignet, dabei liebte er die Musik. — Tiefes Forschen und anhaltendes Arbeiten war seine Sache nicht, das Leichte und das Angenehme sagte ihm mehr zu, und so blieb es auch bei ihm in den spätern Jahren. — Friedrich der Große hatte ihn stets von den Regierungs-Geschäften entfernt gehalten, und hierin wohl einen Misgriff gemacht, denn es ist wohl nichts nothwendiger, als daß der Thätigkeit der jungen Fürstensöhne eine bestimmte Richtung gegeben wird, und sie mit den Geschäften und mit den Sorgen des Regenten, aber auch mit den Segnungen bekannt gemacht werden, die eine wohlgeordnete Leitung des Staats-Schiffs bringt. Zwar hatte ihn der große Friedrich mit Männern umgeben, die ihn für seinen königlichen Beruf ausbilden sollten. Auch zog er ihn mit zu den jährlichen Musterungen der Truppen; er hatte ihn sogar in

dem bairischen Erbfolge-Kriege mit der Führung eines Theiles des Heeres beauftragt, den er so trefflich geleitet hatte, daß er sich des großen Königs ganze Zufriedenheit erwarb, welche ihm dieser dadurch bewies, daß er ihn öffentlich umarmte, und erklärte, er achte ihn von jetzt an nicht mehr für seinen Neffen, sondern für seinen Sohn. Er sandte ihn noch im Jahr 1780 in Begleitung des Grafen Golz nach St. Petersburg an den Hof der Kaiserin Katharina, deren hohe Gunst, so wie diejenige des Großfürsten Paul er sich durch sein liebenswürdiges Benehmen, durch seine Gewandtheit in allen geselligen Verhältnissen und durch die Feinheit seines Weltons erwarb. Die Natur hatte ihn mit einem wohlgebildeten kraftvollen Körper ausgestattet; er war sechs Fuß hoch und ein schöner Mann.

Friedrich Wilhelms große Vorzüge waren seine unendliche Herzensgüte, seine strenge Rechtlichkeit und sein Biedersinn, dabei schenkte er aber oft Personen zu viel Zutrauen, bei denen er eine gleiche Gesinnung voraussetzte, wie er besaß.

Wenn er einen Schein von Edelmuth entdeckt zu haben glaubte, so prüfte er nicht weiter, ob dieses nur eine angenommene Maske war; er folgte demjenigen, der sein Zutrauen sich erschlichen, ohne weiteres und überhäufte ihn mit einer verschwenderischen Freigebigkeit mit Geschenken, er ahndete nie, daß er sich in den Banden der Argen befand, und irre geleitet ward. Daher gerieth er auch in die

Hände von Männern, welche durch Ränke und Kabalen die Bessern von ihm entfernten, ihre Kreaturen auf die Stellen der Beamten brachten, ihnen Geschenke von Geld, Häusern und Landgütern in großer Menge zuwandten, und Regierungs-Handlungen veranlaßten, die Preußen später an den Rand des Verderbens brachten.

Zu den nächsten Umgebungen und Günstlingen gehörte vornehmlich der General Hans Rudolph von Bischofswerder, ein geborner Sachse, welcher in Halle studirt hatte, hierauf im Jahre 1760 in Preußische Dienste trat, und sodann Adjutant des Prinzen ward. Schon in Sachsen war er mit dem bekannten Schröpfer in Verbindung getreten, welcher ihm ein Arcanum, welches ein langes Leben befördern sollte, mittheilte. Er war höchst verschlagen, besaß die seltene Eigenschaft, andere über ihre Gesinnungen und Zwecke zu erforschen, ohne die eigenen der Entdeckung Preis zu geben, in einem hohen Grade, und wußte diejenigen glücklich zu wählen, denen er sich anvertraute. Er war höchst vor- und umsichtig, besonders in seiner Rede, und verstand die Kunst, lieber zu schweigen, wenn er sich nicht sicher wußte, als seine Pläne durch ein unvorsichtiges Wort zu verrathen. Er verstand es ferner, wenn er um Rath gefragt ward, denselben so zu ertheilen, daß der Fragende glauben mußte, er sei seine eigene Ansicht gewesen, wobei er gern auf den Ruhm, denselben ertheilt zu haben, verzichtete. Oft nahm er die Maske der

Plumpheit an, ohngeachtet er ein feiner Kopf war; dann spielte er den Gutmüthigen, ohne es doch zu sein.

Er war dem Prinzen schon unentbehrlich geworden, und erhielt sich in dessen Gunst, während seiner ganzen Regierungszeit, ohne daß ein Wechsel darin stattfand. Weise wußte er seinen ganzen Einfluß so anzuwenden, daß der Prinz und nachherige König niemals auf den Gedanken kam, von ihm geleitet zu werden, sondern stets glaubte, er herrsche selbstständig, wäge alles selbst ab und wähle und beschließe selbst, was gut und nützlich sei.

So trotzte Bischofswerder allen Intriguen, die gegen ihn gespielt wurden, um ihn von seinem hohen Standpunkte zu verdrängen: er galt bei dem Könige alles, und jeder noch so hoch gestellte Staatsmann mußte ihm huldigen, wenn der Monarch zu irgend einer Maaßregel bewogen werden sollte; ohne seine Mitwirkung war dieses nicht möglich. Obgleich seine Ansichten als Staatsmann höchst beschränkt waren, so brauchte ihn doch der König zu diplomatischen Sendungen, z. B. auf den Kongreß von Szystowo und als Gesandten in Frankreich. Er sammelte große Schätze, welche ihm die Freigebigkeit des Königs verlieh — aber wandte sie auch seinen Kreaturen zu. Er ward nach dem Ableben Friedrich Wilhelms II. entlassen und starb 1803 auf seinem schönen Landgute bei Berlin.

Auf gleichem Wege mit ihm wandelte Johann

Christoph v. Wölner. Er war der Sohn eines Land-Predigers zu Döbritz in der Mark, hatte in Halle studirt und ward hierauf Erzieher bei dem Herrn v. Itzenplitz, der ihm auch die erledigte Predigerstelle auf seinen Gütern Groß- und Klein-Behnitz übertrug. Doch nach Verlauf von fünf Jahren gab er diese Stelle auf und ward wiederum Führer seines frühern Zöglings auf der Universität Halle; letzterer ward nun sein Freund und er heirathete sogar dessen Schwester. Er legte sich mit Eifer auf die Landwirthschaft, schrieb manches über landwirthschaftliche Gegenstände und trat, empfohlen durch den Freiherrn von Hagen, als Kammerrath in die Dienste des Prinzen Heinrich, Bruder Friedrichs des Großen. Gleich nach seiner Thronbesteigung erhob ihn Friedrich Wilhelm II. in den Adelstand und ernannte ihn 1788 zum Justizminister und Chef des geistlichen Departements, indem er den freisinnigen v. Zedlitz entfernte. Auf dieser hohen Stelle suchte Wölner die Geistesfreiheit, welche Friedrich der Große begünstigt hatte, zu verdrängen, und dessen Regierungs-Grundsätzen entgegen Glaubenszwang, Schwärmerei und Mysticismus wieder einzuführen, ja selbst dem Könige mit dergleichen geistigen Verirrungen den Kopf und das Herz zu vergiften.

Von ihm rührt das Religions-Edict her; von ihm das Censur-Edict, welches die Freiheit der Presse, nicht in ordnungsmäßige Schranken verwies, sondern

gänzlich unterdrückte. Preußen war unter Friedrich dem Einzigen das Land der Geistes-, Druck- und Schreibefreiheit gewesen, nun sollte es wiederum verdumpfen; der Geist sollte getödtet werden; die Entdeckungen, welche die Philosophie gemacht, die Resultate ihrer Forschungen sollten durch den blinden Glauben gefangen genommen werden.

Diese beiden Männer waren es, welche mit mehren, jedoch nur untergeordnete Rollen spielenden Kreaturen die Gutmüthigkeit des Königs auf die schändlichste Weise mißbrauchten, und entweder wissentlich oder selbst wieder an geheimnißvollen Fäden geleitet, deren Gewebe sie nicht durchschauten, für fremde Zwecke wirkten.

Der Freimaurer-Orden, welcher jetzt Geistesfreiheit seinen Gliedern eigen zu machen und überall zu verbreiten sucht, in welchem die freisinnigsten Männer zusammengetreten sind, um der Wahrheit zu huldigen und der mit ernstem Schritte der Finsterniß entgegentritt, war zu jener Zeit auf Abwege gerathen. Man gab der Freimaurerei eine Deutung, die sie nicht hatte. Es entstanden Trennungen, jede Sekte prahlte mit besondern Geheimnissen und wollte allein den entzauberten Ordensgeist besitzen. Die gefährlichste Richtung gaben dem Orden diejenigen, welche das Uebernatürliche und den Umgang mit Geistern erreicht zu haben vorspiegelten. Man wird es kaum glauben, daß zur Zeit Friedrich des Großen, wo ein heller Sinn sich überall verbreitete, wo man alles

Uebernatürliche und alle Wunder selbst in der Religionslehre fortzuleugnen suchte, wo Bahrt die neuesten Offenbarungen Gottes, und Lessing die Bruchstücke eines Ungenannten geschrieben hat, daß in dieser Zeit man Geister citiren wollte, oder gar den Stein der Weisen zu finden und ein Arcanum gegen das Sterben zu entdecken trachtete, und daß dieses gerade in den größten Städten geschah.

Aber der Orden der Jesuiten, zu dessen Aufhebung der Pabst Clemens XIV., nach langem Schwanken und vielem Widerstreben, durch die Fürsten auf diplomatischem Wege gezwungen ward, war hiezu die versteckte Triebfeder. Die Jesuiten waren ihrer Macht öffentlich beraubt und suchten jetzt Schleichwege, um unter einer andern Gestalt das Verlorene wieder zu gewinnen, und so bemächtigten sie sich der heiligen Hallen des Freimaurer-Ordens, benutzten dessen Mysterien und enges Bündniß und mißbrauchten seine Verbindungen, um die verlorene Macht, und den ihnen entzogenen Einfluß wieder zu erlangen, und durch die geheimen Verbindnngen eben so sehr für ihre eignen Zwecke, wie für die römische Kirche zu wirken.

Auch in Berlin, welches damals wie jetzt den Ruf einer freisinnigen und aufgeklärten Stadt für sich hatte, suchten die Jesuiten Eingang. Offenbar wurden Bischofswerder und Wölner von ihnen gegängelt, und das Religions-Edict und die Unterdrückung der Preßfreiheit war ihr Werk. Es gelang ihnen so weit, daß

selbst evangelische Geistliche ganz laut von dem geringen Unterschied der katholischen und lutherischen Religion sprachen, ohne ihre Annäherung und Hinneigung zur römischen Kirche zu verhehlen.

Nicht umsonst deckten ein Biester, und ein Nikolai das Gewebe auf und warnten gegen diese jesuitischen Umtriebe. Sie bestanden den öffentlichen Kampf gegen Unsinn und Verkehrtheit zwar mit Ehren, sie haben auch viel durch ihren kühnen Eifer gewirkt, aber sie konnten doch die Einwirkungen der verkappten Jesuiten nicht gänzlich hemmen.

Durch Bischofswerder und Wölner suchte man sich des Königs von Preußen zu bemächtigen, und es ward dies leicht, indem die Gutmüthigkeit und das unbegrenzte Vertrauen desselben in jene Männer, die Ausführung dieser Pläne unterstützte.

Bischofswerder ward gleich nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms III. mit dem schwarzen Adlerorden und einer Pension von 1200 Thalern — und Wölner etwas später gleichfalls, sonst ohne Zeichen der Ungnade, entlassen.

In den Händen dieser Menschen lebte Friedrich Wilhelm II., entfremdet seinen Kindern und entfernt von seiner Gattin, in seinem Schlosse am heiligen See, das Marmor-Palais genannt.

* * *

Wir haben uns länger mit der Characteristik Friedrich Wilhelms II. und seiner Umgebungen auf-

gehalten, als es vielleicht dem Leser für eine Lebensgeschichte Friedrich Wilhelms III. nöthig scheint, aber wir mußten den Schauplatz öffnen und das Feld zeigen, auf welchem des Letztern Bildungsgeschichte spielt. Es wird einem Jeden unbegreiflich sein, wie Friedrich Wilhelm III. das ward, was er geworden ist. Er sah nicht das Glück einer herzlichen Ehe, und ward der beste Gatte; er genoß nicht das Glück der väterlichen Liebe und ward selbst der liebevollste Vater. Seine Bildung erfolgte in einer Zeit, wo Freigeisterei und Verhöhnung der Frömmigkeit an der Tagesordnung waren, er ward ein frommer Fürst; seine Gefühle erwachten in einer Zeit, wo eine freche Libertinage sich über alle Stände verbreitete, er aber ward von diesem Schwindel nicht angesteckt. Bei allen Verlockungen zu Abwegen blieb er ein tugendhafter Mann und sein Gemüth war wie ein blank geschliffener Spiegel.

Die Jugendzeit Friedrich Wilhelms verfloß sehr einfach, sie fiel noch in den Abendglanz der Tage Friedrichs II., der ihn vorzugsweise liebte, und gern um sich hatte. Es ist die Anecdote bekannt, und selbst durch Kupferstiche gefeiert, daß der Prinz einst in des Königs Zimmer in Sanssouci mit einem Federball spielte, der öfter auf den Tisch fiel, an welchem Friedrich der Einzige, mit wichtigen Arbeiten beschäftigt, saß; mehrmals warf ihn der König vom Tische herab, endlich aber als er wieder auf den Tisch unvorsichtiger Weise geschlagen wurde und den vielbeschäf-

tigten Großoheim belästigte, steckte dieser ihn in die Tasche. — Der Prinz sah den König groß an, Friedrich beachtete ihn nicht. — Dem Knaben war das Weinen über den Verlust seines Spielzeuges näher, wie das Lachen, doch er unterdrückte das erstere und ging festen Schrittes an den König heran, fragend: wollen Ew. Majestät mir meinen Ball wiedergeben, oder nicht? — da nahm Friedrich denselben aus der Tasche und gab ihn mit den Worten zurück: Nun, ich merke, du wirst dir Schlesien nicht wieder nehmen lassen, — da hast du ihn. Der Knabe dankte und spielte ruhig fort.

Der Prinz hielt sich größtentheils in Potsdam auf, wo seine Erziehung und diejenige seiner Geschwister, wie es bei den Verhältnissen des Hofes nicht anders sein konnte, der Aufsicht seiner Mutter, die er unendlich liebte, anvertraut war. Sein erster Erzieher war der nachherige Geheime Rath Benisch. Man schildert diesen als einen finstern, misantropischen Mann, der noch dazu oft kränklich war, den Prinzen strenge hielt und ihn mit böser Laune plagte; dagegen läßt Jeder seiner strengen Rechtlichkeit, seinem geraden Sinne, so wie seinen Kenntnissen Gerechtigkeit widerfahren, und wenn er weiter nichts gethan hätte, als daß er in dem weichen Herzen des jungen Prinzen den Sinn für Gerechtigkeit und den Geist der Milde zu pflegen, den Keim zu dem strengen Gefühl für Tugend und Pflicht zu pflanzen und das jugendliche Gemüth unter den Umgebungen, worin sich der Prinz

befand, vor böser Einwirkung zu bewahren suchte, so hat er sich hiedurch schon die höchsten Ansprüche auf den Dank der Nation erworben und wir wollen seine Asche segnen.

Später ward der Prinz und sein Bruder Ludwig der Führung des Obersten, Grafen v. Brühl, übergeben, eines trefflichen Mannes, der mit den feinsten Sitten herrliche militairische Kenntnisse verband, und auf des Prinzen Bildung den wichtigsten Einfluß hatte.

Er führte diesen in die Werkstätte der Handwerker und Künstler und machte ihn mit deren Arbeiten bekannt, was offenbar die leichteste Art ist, Technologie zu studiren. Hiebei zeigte der Prinz oft sehr weise Urtheile und die lebhafteste Begierde, sich zu unterrichten, nichts entging seinem Beobachtungsgeiste. — Warum werden die Kanonenräder nicht mit vollständigen Reifen wie die Kutschenräder beschlagen, sondern mit einzelnen Schienen, fragte er zu Berlin einst in der Werkstatt des Artillerie-Train's, doch beantwortete er sich selbst die Frage sofort: wahrscheinlich, weil einen zerbrochenen Reif nicht jeder Schmied zu repariren versteht, eine solche Schiene aber, wenn sie losgeht, selbst ein Kanonier wieder zu befestigen und jeder minder geschickte Schmied aufzulegen vermag! — Seine Ansicht bestätigte der Train-Inspector als richtig.

Endlich trat im reifern Alter der Major v. Köckeritz als Adjutant hinzu, der mit dem Prinzen gleichen Sinn für Redlichkeit und Wahrheit theilte. —

v. Köckeritz war nur arm, im Kadettenhause erzogen, und hatte sodann in der Garde gestanden. Er war ein Muster der Ordnung und des Diensteifers. An Subordination und Gehorsam gewöhnt, verlangte er diesen auch von seinem Untergebenen, wie es dem Soldaten geziemt, aber er behandelte ihn auch mit Liebe und Freundlichkeit. Köckeritz war nicht fähig, ein Kind zu beleidigen und sein Bestreben ist wohl stets gewesen, Jedermann glücklich zu machen.

Des Prinzen Religions-Unterricht wurde den ersten Gottesgelehrten Berlins anvertraut, die den religiösen Glauben in ihm befestigten, der ihn stets ausgezeichnet hat. Diese würdigen Männer haben sein religiöses Gefühl sorgsam ausgebildet; er ist in die Lehren der Gottesverehrung und der Moral tief eingedrungen, und hat sich deren Geist ganz zu eigen gemacht. Hiervon zeigt sein Glaubensbekenntniß, welches er bei seiner, am 17. Juli 1787 erfolgten Confirmation niederschrieb, und welches als Denkmal seines hohen religiösen Sinnes allen Preußen ewig theuer sein wird. Es lautet, wie folgt:

„Ich bekenne mich von Herzen zu derjenigen Religion, die sich auf die Lehre Christi und seiner Apostel gründet und glaube, daß diese Lehre aus den Schriften der Evangelisten und Apostel hinlänglich erkannt werden kann.

Alles, was mich ein richtiger Gebrauch der Vernunft von Gott und seinem Willen lehrt, das nehme ich als Wahrheit an, und erkenne meine hei-

lige Verbindlichkeit, mich darnach zu richten. Denn ich glaube, daß sich das höchste Wesen uns Menschen sowohl durch seine Werke und Einrichtungen in der Natur, als auch durch die Unterweisungen in der heiligen Schrift offenbart habe. Ich sehe daher die sogenannte natürliche und die geoffenbarte Religion nicht als zwei verschiedene und sich widersprechende Religionen an; halte es aber für eine der dankenswürdigsten Wohlthaten Gottes, daß er der menschlichen Vernunft durch außerordentliche und zuverlässige Belehrungen zu Hülfe gekommen ist; denn die Erfahrung lehrt es genugsam, daß diejenigen, denen die besondern Unterweisungen nicht zu Theil geworden, oder die dieselben verachten, sich auf die traurigste Weise in der Religion verirren.

Ich erkenne es demnach für ein Glück, ein Christ zu sein, und will als ein solcher leben und sterben. Wenn ich diesem Vorsatz getreu bleibe: so wird es mir nie an der erfreulichsten Ueberzeugung von den allerwichtigsten und trostreichsten Wahrheiten fehlen, ich werde in mir selbst den stärksten Antrieb der Tugend haben, und von Allem, was ungerecht und böse ist, kräftig abgehalten werden; ich werde mit meinem Zustande in der Welt auf eine vernünftige Weise zufrieden sein; ich werde zu allen Zeiten ein reines und gutes Gewissen haben, und in meinen künftigen Widerwärtigkeiten wird es mir nie an Trost fehlen: dabei kann ich dann auch auf eine ewige Glückseligkeit nach diesem Leben getrost hoffen.

Wie ich aber Religion und Christenthum für die Quelle der menschlichen Ruhe und für die beste Stütze der Tugend halte: so erkenne ich es auch für die allgemeine Schuldigkeit aller Menschen, Gott nach ihrem besten Wissen zu verehren, und seinem Willen gehorsam zu sein. Weit gefehlt, daß die Mächtigen und Glücklichen in der Welt dazu weniger verpflichtet sein sollten; so sind sie im Gegentheil dazu noch mehr verbunden, als die Geringen und Armen. Gott ist aller Menschen Oberherr, Wohlthäter und Richter, und diejenigen, denen er am meisten Gewalt und Macht, und die meiste Gelegenheit, eine gute Erkenntniß zu erlangen, gegeben hat, die müssen auch ihm am dankbarsten und ergebensten sein.

Ich halte mich auch verpflichtet, meinen Glauben als ein Christ jetzt und zu jeder Zeit freimüthig vor den Menschen zu bekennen. Ich werde nie das verleugnen oder verhehlen, was ich für mein Glück halte. Ich schäme mich des Evangeliums nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben.

Unglauben und Aberglauben will ich als die beiden gefährlichsten Abwege von der wahren Religion sorgfältig vermeiden. Ich will mich vor allem dem hüten, was in mir nach und nach einen Widerwillen des Herzens gegen die Wahrheiten der Religion erzeugen, und mich zu dem unglückseligen Wunsch verleiten könnte, daß kein höherer Gesetzgeber und keine zukünftige Vergeltung des menschlichen

Thuns sein möchte. Ich will aber auch mit Hülfe einer vernünftigen Ueberlegung und eines treuen Gebrauches der heiligen Schrift die vielfachen Verirrungen des Aberglaubens zu vermeiden bemüht sein; damit ich nicht die Frömmigkeit in solche Dinge setze, worin sie nicht besteht, oder menschlichen Wahn für die Regel meines Thuns und Hoffens halten möge.

Da ich aber weiß, daß Religion und Glauben sich nicht erzwingen lassen, so will ich darin Jedermann nach seiner Einsicht und nach seinem Gewissen handeln lassen. Ich darf und will die Irrenden weder hassen noch verfolgen, und erkenne für das einzige Mittel ihrer Zurechtweisung, daß man sie durch Belehrung zu erleuchten und zu überzeugen suche. Ich weiß, daß es unzähliges Unheil in der Welt veranlaßt hat, daß man hat vorschreiben wollen, was die Menschen glauben sollten; und ich erkenne allen Gewissenszwang für eine Sache, die sowohl der Gerechtigkeit und Klugheit, als auch der Lehre und dem Verhalten Christi gänzlich entgegen ist.

Dabei aber halte ich es keinesweges für einerlei, was ein Mensch in der Religion glaubt, oder nicht glaubt. Es muß daher ein Jeder für sich mit allem Ernste dahin trachten, daß er die Wahrheit recht erkenne und festhalte. Da mancher Irrthum in der Religion äußerst schädlich sein kann, so kann ich, als ein vernünftiger Mensch, nicht dabei gleich-

giltig sein, ob Gott und sein Wille von mir und andern richtig erkannt werde, oder nicht.

Die Ueberzeugungen, die ich als ein Christ von Gott und seinen gnädigen Absichten mit uns erlangt habe, und die Gesinnungen und Vorsätze, die dadurch in mir erweckt worden sind, will ich nun freimüthig zu erkennen geben.

* * *

Ich glaube, daß von Ewigkeit her ein allmächtiger, allweiser und allgütiger Geist da gewesen, der der Schöpfer und Erhalter der ganzen Welt ist. Dieses allerhöchste Wesen erkenne ich also auch für meinen Schöpfer und Wohlthäter. Ich bekenne meine gänzliche Abhängigkeit von ihm; und ich bete seine Vollkommenheiten mit der tiefsten Demuth an.

Das unsichtbare Wesen Gottes ist allen vernünftigen Geschöpfen offenbaret, denn Gottes Dasein und Eigenschaften werden aus dem Dasein und aus der bewunderungswürdigen Beschaffenheit der Werke Gottes hinlänglich anerkannt.

Die Welt müßte entweder durch sich selbst und von Ewigkeit vorhanden sein; oder ein Ungefähr muß sie in ihren gegenwärtigen Zustand gesetzt haben, oder es muß ein allmächtiges und verständiges Wesen da sein, welches Alles durch seinen Willen hervorgebracht und in diese Ordnung gesetzt hat. Ewig und durch sich selbst bestehend kann diese Welt nicht sein, weil alle Dinge in derselben veränderlich und vergänglich sind, es ist auch wider alle gesunde

Vernunft, zu glauben, daß sie von Ungefähr entstanden, da überall in derselben eine so bewunderungswürdige Ordnung und weise Absicht wahrgenommen wird; folglich muß sie von einem ewigen, allmächtigen und allweisen Schöpfer hervorgebracht worden sein.

Ich kann Gott weder in seinem Wesen noch in einer einzigen seiner Eigenschaften ganz ergründen. Es ist mir genug, daß ich seine allgegenwärtige Macht wahrnehme, und seine Güte empfinde, und daß ich ihn nach der trostvollen Lehre Jesu als meinen barmherzigen Vater verehren darf. Ich will seine Vollkommenheiten und seinen Willen immer richtiger zu erkennen suchen; ich will bemüht sein, ihm in seiner Weisheit, Heiligkeit und Güte immer ähnlicher zu werden; ich will alle Kräfte, die er mir verliehen, nach seinem Willen gebrauchen, allen seinen Gesetzen gehorchen, für alle seine Wohlthaten dankbar sein und mich allen seinen Fügungen voll Vertrauen unterwerfen. So will ich ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten, wie es mich Christus gelehrt hat.

Ich erkenne den allmächtigen Schöpfer der Welt zugleich für den allweisen Regierer derselben.

Ich glaube, daß alle Geschöpfe durch Gottes allgegenwärtige Macht und Fürsorge erhalten werden, und daß alle Veränderungen und Begebenheiten in der Welt, nicht allein nach seinem Vorherwissen, son-

dern auch nach seinem unveränderlichen ewigen Rathschlusse geschehen.

Es findet also in der Welt kein bloßes Ungefähr und kein blinder Zufall Staat; sondern Gott hat Alles, das Kleine, wie das Große geordnet, und er lenkt und regiert Alles nach seinem allerweisesten Willen, daß es zuletzt zur Verherrlichung seiner Vollkommenheiten dienen muß.

Auch die Sünden der Menschen stehen unter Gottes Aufsicht und Regierung. Gott weiß alle böse Gedanken und Werke der Menschen vorher; er setzt den Sünden auf mancherlei Weise Maaß und Ziel, und leitet sie so, daß zuletzt seine Weisheit und Gerechtigkeit verherrlicht werden wird.

Ich weiß sehr wohl, welche Einwürfe von den Gegnern der Religion gegen diese auf alle Menschen und alle Begebenheiten sich erstreckende Regierung Gottes gemacht werden. Man stellt es der Majestät Gottes verkleinerlich vor, daß er alle unwichtige Begebenheiten der Menschen seiner Aufsicht und Regierung würdigen sollte; man führt die mancherlei Uebel, die sich in der Welt befinden und die ungleiche Austheilung des Guten und Bösen in den menschlichen Schicksalen als einen Beweisgrund an, daß keine feste moralische Regierung der Welt vorhanden sein könne. Aber alle diese Einwendungen der Ungläubigen und Zweifler können meine Ueberzeugung von Gottes allwaltender Vorsehung nicht wankend machen. Ich bescheide mich zwar, daß mir die Absichten und

die Wege Gottes in vielen Stücken dunkel und unerforschlich bleiben müssen. Ich sehe aber die trostvolle Lehre Jesu von einer alle Dinge leitenden göttlichen Vorsorge auch durch unzählige Erfahrungen bestätiget. Ich sehe ein, daß der unendliche Verstand Gottes alle Dinge in ihren Wirkungen und Folgen umfassen müsse, und daß es vermöge des genauen Zusammenhangs in der Welt keine Regierung derselben geben könne, als eine solche, die sich auf alle einzelne Geschöpfe und Begebenheiten erstreckt. Auch erkenne ich, daß eine Welt nicht ohne alle Uebel sein könne, da sie aus endlichen und eingeschränkten Geschöpfen besteht. Des Guten sehe ich unzählig viel mehr, als des Bösen; es scheint Vieles ein Uebel, was es nicht ist, und viele wirkliche Uebel erkenne ich schon jetzt für Mittel zur Erreichung weiser und gütiger Absichten. Ich traue es also der höchsten Weisheit des Allmächtigen getrost zu, daß sie zuletzt alle Dinge zu ihrer Verherrlichung und zu der Wohlfahrt der Guten hinlenken werde. Dieses Vertrauen beruhigt mich auch bei dem Elende, das die tugendhaften Verehrer Gottes zuweilen bis an ihren Tod plagt. Da überhaupt die Einrichtung der Dinge von Gott so gemacht ist, daß das Gute belohnt, und das Böse bestraft wird, so erwarte ich auch, daß diese Ordnung in allen einzelnen Fällen, wo nicht in dieser Welt, doch gewiß in einem künftigen Zustande, eintreten werde. Da ich also fest davon überzeugt bin, daß auch ich unter der beständigen Leitung Got-

tes stehe, so erkenne ich auch meine Schuldigkeit, mich der göttlichen Vorsehung mit dem vollständigsten Vertrauen zu überlassen. Im Glücke will ich Gott, dem Geber alles Guten, dankbar, in der Gefahr will ich getrost, in der Widerwärtigkeit will ich unverzagt und geduldig sein; denn mein ganzes Schicksal ist in den Händen eines allmächtigen und allgütigen Vaters.

Mein Bemühen soll aber vornehmlich dahin gehen, daß ich die besonderen Absichten, die die Vorsehung mit mir hat, nicht nur vor den Augen behalte, sondern sie auch nach meinem besten Vermögen erfülle. Diese Absichten können keine andern sein, als daß ich in Nachahmung der göttlichen Gerechtigkeit, Weisheit und Liebe ein Beschützer und Wohlthäter andrer Menschen sei, und überall, so weit meine Macht reicht, Ordnung und Recht, Zufriedenheit und Glückseligkeit verbreite und befördere, denn darum hat mir Gott mehr Ansehen und Gewalt verliehen, als Andern. Nur in so fern, als ich diesen Beruf erfülle, bin ich ein treuer Diener der Vorsehung, und kann mich ihres Schutzes und ihrer Vergeltungen getrösten. Ich weiß zwar, daß, wenn ich ein ungerechter und böser Fürst würde, ich doch ein Werkzeug in der Hand Gottes bleiben würde, denn auch die Bösen und die Menschenfeinde müssen ihm dienen. Ich würde aber, wenn ich nicht in Gottes gute Absichten einstimmte,

meine eigne Ehre, meine Ruhe und mein Glück zerstören, und eine schwere Verantwortung haben.

Ich erkenne es nach diesen Grundsätzen für einen thörigten Unglauben, wenn ein Mensch meint, daß er ohne Gottes Willen und Beistand etwas zu Stande bringen könne; oder daß ihm seine Anschläge wider Gottes Rathschluß gelingen werden.

Ich erkenne es aber für einen eben so thörigten Aberglauben, wenn man die Ordnung verläßt, in der uns Gott helfen und wohlthun will, und ohne Gebrauch vernünftig gewählter Mittel glücklich zu werden gedenkt, oder wenn man bei bösen Unternehmungen und ungerechten Thaten auf Gottes Schutz und Segen baut.

Meine Entschließung ist demnach, in allen Dingen mit Verstand und Ueberlegung zu handeln; und die besten Mittel zur Ausführung guter Absichten anzuwenden.

Da aber mein Verstand eingeschränkt ist, und ich sehr leicht irren kann, so will ich in allen wichtigen Dingen den Rath weiser, erfahrener und guter Menschen suchen und benutzen. Ich will überall nur das unternehmen, was ich als recht vor Gott und für meine Pflicht erkenne; und dann will ich auf Gott hoffen, und mir alle seine Schickungen gefallen lassen.

Da ich vollkommen einsehe, daß die Menschen, als Sünder und wegen ihrer dem Tode unterworfenen Natur, einer Erlösung und Hülfe von Gott

höchst bedürftig sind, so erkenne ich es auch für den stärksten Beweis der Barmherzigkeit und Liebe Gottes, daß er uns diese Hülfe, die wir selbst uns nicht schaffen konnten, so gnädig veranstaltet hat. Ich glaube, daß Jesus Christus der von Gott verordnete Erlöser und alleinige Heiland der Menschen sei. Ich halte für wahr Alles, was er von sich behauptet hat, und was seine Apostel von ihm und den Absichten Gottes, die er ausführen wird, gelehrt haben. Ich verehre ihn nicht blos als den von Gott gesandten untrüglichen Lehrer, der durch seine Unterweisungen der menschlichen Vernunft ein Licht angezündet, und ihr die wahre Religion auf das zuverlässigste bekannt gemacht hat, sondern ich erkenne ihn auch für den barmherzigen Mittler zwischen Gott und den Menschen, der sich zur Vergebung der Sünden im Leiden und Tod willig dahin gegeben, und ein ewig gültiges Opfer der Versöhnung gebracht hat. Ich bete ihn daher mit der dankbarsten Freude auch als meinen Heiland und Herrn an; ich setze mein völliges Vertraun auf alle seine Versicherungen und Verheißungen; ich erwarte durch ihn die Begnadigung und Vergebung, deren ich bedarf; alle meine kindliche Zuversicht zu Gott gründet sich auf ihn, und seine Lehre soll die Vorschrift meines Verhaltens und mein Trost bleiben, so lange ich lebe.

Ich erwarte insbesondere in dem Glauben an ihn den Beistand des heiligen Geistes, welchen er allen denen verheißen hat, die Gott mit Aufrichtig-

keit darum bitten würden. Ob ich gleich die außerordentlichen Gaben und Kräfte, die den ersten Zeugen Jesu verliehen worden, nicht hoffen darf, so kann ich mich doch mit Zuversicht aller der Hülfe, Leitung und Unterstützung getrösten, die mir zu meiner Besserung und Bewahrung im Guten und zur standhaften Ertragung aller Leiden, die Gott zu meiner Läuterung und Erziehung auf Erden gut finden wird, nöthig sind. Das Geheimnißvolle und Dunkle in der Lehre der Schrift von dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste soll mich in meinem Vertrauen auf die Wahrheit des Evangeliums nicht wankend machen. Um des Schweren und Unbegreiflichen willen kann ich das Verständliche und Trostvolle nicht fahren lassen, und das hellere Licht der Ewigkeit wird alle Dunkelheit meiner gegenwärtigen Erkenntniß aufhellen. Der feste Grund meines Glaubens an das Evangelium ist die Lehre selbst, die der Sohn Gottes verkündigt hat, und die durchaus die Kennzeichen ihres göttlichen Ursprungs an sich trägt; die Unschuld und Heiligkeit, mit der Jesus gelebt hat, und die Ruhe und Getrostheit, mit der er gestorben ist; die merkwürdige Erfüllung seiner Weissagungen, und derer, die wir in den Schriften des alten Testaments antreffen; die Wunderwerke, die er zur Beglaubigung seiner Sendung von Gott verrichtet hat; seine Auferstehung von den Todten, und die Art, wie der Glaube an ihn in der Welt ausgebreitet worden ist.

Am besten aber hoffe ich beständig von der Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums überzeugt zu bleiben, wenn ich die Wirkungen des Glaubens an Jesum an mir selbst erfahre. Diese Wirkungen sind ein kindliches und festes Vertrauen zu der Vaterliebe und Barmherzigkeit Gottes; ein ruhiges und reines Gewissen; eine herzliche Lust und Neigung zu Allem, was recht ist, und eine frohe Hoffnung einer zukünftigen ewigen Glückseligkeit. Wenn ich nach meines Heilandes Anweisung den Willen des himmlischen Vaters thue, so werde ich es auch immer mehr inne werden, daß seine Lehre von Gott sei.

Ich erkenne mich für verpflichtet, und ich will es mir beständig Freude sein lassen, meinen Glauben an Christum auch vor der Welt öffentlich zu bekennen. Ich halte es für niedrig und sündlich, sich des Bekenntnisses der Religion zu schämen, und aus Menschenfurcht oder Eigennutz sich wider sein Gewissen Andern gleich zu stellen. Ich weiß aber, daß der beste Beweis, wie die beste Frucht des Glaubens an den Erlöser ein gerechter und seiner Lehre gemäßer Wandel sei. Es soll mein redliches Bemühen bleiben: es der Welt beständig auf diese Art zu zeigen, daß ich ein aufrichtiger Christ bin, und von dem Geiste Jesu regiert werde.

Ich bin überzeugt, daß das Evangelium einen jeden, der auf die rechte Art daran glaubt, zur Seligkeit führe. Ich erkenne aber auch die christliche Religion für die stärkste Stütze eines jeden Staates

und für das beste Beförderungsmittel der Ruhe und Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft; indem sie sowohl überhaupt die Menschen zu Allem, was Recht und Tugend heißt, auf das kräftigste antreibt; als auch insbesondere Obrigkeiten und Unterthanen zur Erfüllung ihrer Berufspflichten auf das heiligste verpflichtet, und eine allgemeine Menschenliebe mit der wahren Gottesverehrung unzertrennlich verbindet.

Der vielerlei Aberglauben, der unter den Völkern, die sich zur christlichen Religion bekennen, herrschend geworden ist, und die Ungerechtigkeiten und Verfolgungen, deren sich die Christen schuldig gemacht haben, sind mir nicht unbekannt. Sie verringern aber nicht meine Ueberzeugung von der Göttlichkeit und Wohlthätigkeit des Christenthums. Es ist dies Alles die Schuld menschlicher Irrthümer und Leidenschaften. Man hat die Lehre Christi und seiner Boten auf mancherlei Weise verlassen, und durch mancherlei Zusätze verfälscht und daher ist aller dieser Aberglaube mit seinen traurigen Folgen entstanden. Ich sehe es daher für eine große Wohlthat der Vorsehung an, daß ich zu einer Zeit und in einem Lande geboren worden bin, da ich die Lehre Christi in ihrer Reinigkeit habe kennen gelernt. Ich unterwerfe meinen Verstand und mein Gewissen nicht den trüglichen Ansprüchen der Menschheit; sondern allein Gott und seinem Worte; und ich bekenne mich von ganzem Herzen zu der Lehre und der Freiheit der protestantischen Kirche.

Ich weiß, daß leider auch unter den Protestanten zwei Haupt=Kirchen=Partheien entstanden sind. Ich halte sie in allem Wesentlichen des christlichen Glaubens für vereinigt, und die eine für so gut, als die andre. Ich bekenne mich aber, so lange sie noch von einander getrennt bleiben, zu der sogenannten evangelisch=reformirten Kirche, weil ich sie mit der heiligen Schrift am einstimmigsten finde, und ich bin entschlossen, bei derselben zu verharren.

Meine Hoffnung zu Gott ist nicht auf dieses Leben eingeschränkt. Ich will auch darum an dem christlichen Glauben festhalten, weil durch ihn Leben und Unsterblichkeit recht gewiß geworden ist. Die Ueberzeugung, die ich von der Weisheit, Gerechtigkeit und Güte meines Schöpfers habe, erweckt in mir zwar schon die Erwartung eines zukünftigen Lebens. Ich sehe ein, daß es der Weisheit Gottes gemäß sei, daß das künftig noch vollendet werde, was hier unvollkommen und unvollendet bleibt; ich erkenne es der Gerechtigkeit Gottes für gemäß, daß die Tugend, die hier leidet, künftig belohnt, und der Lasterhafte und der Menschenfeind, der hier glücklich ist, künftig bestraft werde; ich finde es der Güte Gottes gemäß, daß der Wunsch nach reinerer und höherer Glückseligkeit, den er in seinen Verehrern erweckt hat, nicht unerfüllt bleibe. Ich darf also von der Allmacht Gottes erwarten, was ich seiner Weisheit und Güte so angemessen finde. Aber diese meine Erwartung wird durch die Lehre Jesu von

allen Zweifeln befreit, und auf die trostvollste Weise bestätigt. Denn diese Lehre versichert mich nicht allein, daß Gott einen andern Zustand des Daseins für die Menschen bestimmt habe, sondern sie unterrichtet mich auch noch näher von den gnädigen Absichten Gottes. Als ein Christ weiß und glaube ich, daß Gott durch Jesum Christum alle Menschen von den Todten wieder auferwecken werde, ich glaube, daß der Erlöser der Menschen auch ihr zukünftiger Richter sein, und einem Jeden ohne Ansehen der Person mit der genauesten Unpartheilichkeit vergelten werde nach seinen Werken; ich glaube, daß die Frommen und Tugendhaften zu neuer unvergänglicher himmlischen Glückseligkeit gelangen, die Gottlosen und Lasterhaften aber die verdienten Strafen leiden werden. In diesem meinen Glauben will ich mich üben, ein unverletztes Gewissen zu haben. Ich sehe mein gegenwärtiges Leben als einen Stand der Erziehung und Vorübung an; und da ich einmal Rechenschaft ablegen muß von allem meinem Thun: so will ich mich vor aller Art der Ungerechtigkeit und der Sünde auf das sorgfältigste hüten. Ich will meine große Bestimmung als ein zur Unsterblichkeit Beruferer vor Augen behalten, und das Laster nicht allein als eine Erniedrigung und Schande, sondern auch als Etwas, das mir auch noch nach dem Tode Schaden und Elend bringt, meiden. Dagegen will ich meine Seele immer mehr zu veredeln bemüht sein, und die Tugend auch dann üben, wenn sie mir

in dieser Welt nachtheilig sein sollte. So werde ich unter allen Umständen meines Lebens einen standhaften Sinn und Hoffnung zu Gott behalten, und der Tod wird auch einst für mich ein Uebergang zu einem weit vollkommeneren und glückseligeren Zustande sein.

So setze ich demnach das Wesen der christlichen Religion in einem solchen Glauben an Gott und an Jesum Christum, durch welchen unser Herz wahrhaftig gebessert, und wir zur gewissenhaften Erfüllung aller unserer Pflichten angetrieben werden.

Ich erkenne die Nothwendigkeit einer wahren Bekehrung und Ablassung von allem Bösen für Alle, die an der Gnade Gottes und den Wohlthaten der Erlösung Christi Antheil zu haben wünschen. Nicht weniger bin ich überzeugt von der Nothwendigkeit eines beständigen Fleißes in der Heiligung, und einer treuen Erfüllung aller meiner Pflichten, in Gehorsam gegen Gottes Gebote. Für den Hauptinhalt des göttlichen Gesetzes erkenne ich nach der Lehre Jesu eine aufrichtige Liebe zu Gott und eine aufrichtige Menschenliebe.

Meine Liebe zu Gott muß sich in freudiger Anbetung seiner Größe und Güte, in kindlichem Gehorsam gegen alle seine Gesetze, in gewissenhaftem dankbarem Gebrauch aller seiner Wohlthaten, in Unterwerfung unter alle seine Fügungen, und in einem festen Vertrauen auf seine Weisheit, Wahrhaftigkeit und Güte beweisen.

Die Liebe des Nächsten bin ich schuldig dadurch

zu beweisen, daß ich nicht allein Niemanden in der Welt auf irgend eine Art beleidige oder kränke; mich gegen Niemand ungerecht, hart und unversöhnlich beweise, sondern gegen Jedermann redlich, freundlich, sanftmüthig und dienstfertig sei, mein gegebenes Wort heilig halte, einem Jeden so viel Gutes erweise, als ich nur irgend kann, und auch meinen Feinden und Beleidigern von Herzen vergebe.

Eine sichere Regel des gottgefälligen Verhaltens habe ich in meinem eignen Gewissen; und dieser will ich folgen: wie ich wünsche, daß andre sich gegen mich betragen, so will ich mich auch gegen sie betragen, und nie will ich mir erlauben, was ich an Andern verdammen muß.

Ich erkenne mich für verbunden, vorzüglich diejenigen Pflichten als ein Christ auszuüben, die ich nach dem besondern Stande und Berufe, den mir die Vorsehung angewiesen, zu erfüllen habe. Ich muß also vor Andern gerecht, freigebig, großmüthig und gütig sein. Ich muß für die Wohlfahrt Anderer sorgen und arbeiten, und mich in allen meinen Eigenschaften und Handlungen als ein Vorbild der Tugend zeigen.

Ich erkenne es daher für heilige Pflicht, die ich gegen mich selbst zu beobachten habe: daß ich nach nützlicher Erkenntniß strebe, daß ich mich der Mäßigkeit und Ordnung in allen Stücken befleißige, daß ich meine Leidenschaften beherrsche und das allgemeine Beste höher achte, als meinen eignen Vortheil.

Dieses Alles wird allerdings seine besondre große Schwierigkeiten haben; denn ich bin den Versuchungen der großen Welt, der Gewalt der Sinnlichkeit und dem Betruge der Schmeichler mehr als andre ausgesetzt.

Es wird mir dem ungeachtet mit Gottes Hülfe möglich sein, daß ich als ein Christ mich verhalte und die Tugend übe; wenn ich Gott vor Augen und im Herzen behalte; wenn ich über mich selbst wache; wenn ich auf mein Gewissen Achtung gebe; wenn ich den vertrauten Umgang mit lasterhaften Menschen vermeide, und täglich mein Herz im Gebete zu Gott erhebe und ihn um den Beistand seiner Gnade anflehe.

Zu beten erkenne ich nicht nur für meine Pflicht und meine Ehre, sondern auch für ein nothwendiges Hülfsmittel zur Bewahrung guter Gesinnungen.

Ich bekenne mich aber auch zu der Pflicht, den öffentlichen Gottesdienst in Ehren zu halten und mit Andacht daran Theil zu nehmen. Es ist mein Vorsatz, auch diese Pflicht zu meiner eignen Erbauung und zum Beispiel für Andre fleißig zu beobachten.

Ich ehre die Weisheit meines Erlösers, daß er seinen Jüngern nicht eine Menge von gottesdienstlichen Gebräuchen geboten. Desto theurer sind mir die beiden von ihm ausdrücklich verordneten heiligen Handlungen. Sie sind mir rührende Denkmäler der Liebe Gottes und der Wohlthaten der Erlösung durch Christum, und kräftige Erweckungs-Mittel zu einem

christlichen Sinn und Leben. Die Absicht, in welcher Jesus das heilige Abendmahl eingesetzt hat, soll mir bei einem jedesmaligen Gebrauche desselben vor Augen sein; ich will es mit dem dankbarsten Andenken an seine Liebe und mit den aufrichtigsten Vorsätzen der Besserung feiern, und dabei zugleich ein freudiges Bekenntniß meines Glaubens ablegen. So soll mir auch die Erinnerung an meinen Taufbund eine beständige Erweckung sein, allem sündlichen Wesen von ganzem Herzen abzusagen, und mit reinem Gewissen und reinem Herzen vor Gott zu leben, damit ich mich auch zu jeder Zeit des Bewußtseins, ein wahrer Christ zu sein, erfreuen könne.

Dieses ist mein aufrichtiges Glaubens-Bekenntniß, das ich hier vor Gott mit herzlichem Dank, daß er mich zur Erkenntniß seines Willens hat kommen lassen, ablege. Ich bin fest entschlossen, bei diesem Glauben zu verharren bis an mein Ende. Ich erkenne diese Treue gegen die erkannte Wahrheit nicht blos für meine heilige Pflicht, sondern auch für den allein sichern Weg zu meiner wahren Wohlfahrt. Denn, wenn ich den Grundsätzen und Lehren der Religion, zu der ich mich bekannt habe, gewissenhaft folge: so werde ich in mir selbst Ruhe und Zufriedenheit haben, und von Gott, meinem himmlischen Vater nie verlassen werden, ich werde ein gerechter, weiser, menschenfreundlicher Fürst sein, und von den Menschen nicht blos gefürchtet, sondern von Herzen geehrt und ge-

liebt werden. Mein größester Gewinn aber wird darin bestehen, daß ich der ewigen Glückseligkeit in dem Reiche meines Herrn und Heilandes Jesu Christi theilhaftig werde."

* * *

Seine Bildung als Rechtsgelehrter und Geschäftsmann, seine Kunde von der Staatsverwaltung hat Friedrich Wilhelm allein einem Manne zu danken, der hoch in der Geschichte der Preußischen Gesetzgebung steht. Es war dieses eben derselbe, der vorzüglich das Allgemeine Landrecht bearbeitete, der Geheime Tribunals-Rath Svarez. Im Anfange des Jahres 1791 erhielt dieser den ehrenvollen Auftrag, dem damaligen Kronprinzen Vorträge über Rechtswissenschaft und Gesetzgebung zu halten und eine beglaubigte Abschrift des Leitfadens zu diesen Vorträgen, so wie ein Band mit schriftlichen Vorträgen als Kommentar zu jenem Leitfaden, befinden sich noch auf der Bibliothek des Königl. Justiz-Ministerii. Diese Vorträge währten zwei Jahre hindurch, sie sind ein Muster edler Freimüthigkeit, aber auch tiefer Gelehrsamkeit. Ein System der bürgerlichen Rechts-Gelehrsamkeit ist in ihnen nicht begriffen, dieses wäre auch für den Unterricht eines Prinzen zwecklos gewesen, aber sie enthalten allgemeine Grundsätze und besonders die Lehren des öffentlichen Rechts. Weniger hat Svarez sich mit dem positiven Theil der Rechts-Wissenschaft beschäftigt, aber mehr allgemeine Rechts-Philosophie, Naturrecht und Regierungs-Politik vorgetragen.

Daß Friedrich Wilhelm seinen Lehrer begriff, ist wohl klar und offenbar geworden in seinen gesunden, von einem wahren Rechtsgefühl geleiteten Urtheilen und den von ihm angeordneten Staats-Einrichtungen. Wie dankbar er gegen diesen seinen Lehrer war, zeigt die nachfolgende, an ihn, da er auf dem Sterbebette lag, gerichtete Kabinets-Ordre vom 8. Mai 1798, welche wir hier folgen lassen:

„Rath, besonders lieber Getreuer. Mit dem größten Leidwesen habe ich aus Eurer Vorstellung vom 6. d. M. ersehen, daß Eure Krankheit, die anfänglich nur vorübergehend zu sein schien, eine so ernstliche Wendung genommen hat, daß Ihr am Ende Eurer irdischen Laufbahn zu stehen besorget. Ich kenne den ganzen Umfang Eurer Verdienste um den Staat, für den allein Ihr 33 Dienstjahre gelebt, und in denselben mit einer beispiellosen Anstrengung Eurer seltenen Talente und allumfassenden Kenntnisse lediglich dazu angewendet habt, meinen Staaten die Segnungen einer so vollkommenen Justizverfassung zu verschaffen, als solche noch nie ein Staat besessen hat. Ohne Euch würde weder die neue Gerichtsordnung, noch das allgemeine Landrecht, welches bis dahin als ein unauflösliches Problem betrachtet wurde, je zu Stande gekommen sein, und Ihr, den ich als den Schöpfer dieser unvergänglichen Denkmale der Weisheit und Gerechtigkeit meiner Vorfahren in der Regierung betrachte, werdet in diesen Euren Wer-

ken noch für die späteste Nachkommenschaft leben, die Euer Andenken im Genuß der wohlthätigen Folgen derselben segnen wird. Ich fühle es ganz, was Ich Euch in dieser Hinsicht zu verdanken habe, und da Ich weiß, wie schwer es halten wird, einen eines solchen Vorgängers würdigen Nachfolger zu finden; so kann Ich Mich noch nicht an den Gedanken Eures Verlustes gewöhnen, der doch als eine Folge einer so vieljährigen, fast unglaublichen Aufopferung Eurer Lebenskräfte, wohl nicht zu vermeiden sein wird. Nächstdem bedaure Ich es, daß mir dieser so frühzeitige Verlust die Gelegenheit raubet, Euch noch in Eurem Leben so zu belohnen, als Ihr es in dieser Rücksicht verdienet und es bisher selbst mit der größten Uneigennützigkeit vermieden habt, finde aber auch nichts gerechter, als Eure letzte Bitte, das Schicksal Eurer hinterbleibenden Gattin zu sichern. In dieser Hinsicht bewillige ich derselben, Eurem Wunsche gemäß, die zu ihrem anständigen Unterhalt erforderliche Pension von Achthundert Thalern und habe dato dem Großkanzler v. Goldbeck befohlen, derselben solche auf Euren Todesfall aus den Justiz-Beiträgen der neuen Provinzen zu versichern, bis sich eine Gelegenheit findet, solche auf andere Kassen anzuweisen. Indem Ich Euch auf solche Weise für das künftige Schicksal Eurer Gattin beruhige, und Euch dadurch beweise, daß Ich Eure außerordentlichen Verdienste mit aufrichtigem Dank

erkenne, wünsche Ich doch nichts so sehr, als daß die gegenwärtige Gefahr Eures Lebens vorübergehen und Ich dadurch in den Stand gesetzt werden möge, Euch selbst zu beweisen, wie sehr Ich bin Euer gnädiger König."

Uebrigens war Friedrich Wilhelms Erziehung und ganze Bildung, wie es in einem rein militairischen Staate nicht anders sein konnte, durchaus militairisch. Er mußte exerciren und manöveriren, und alle Förmlichkeiten des kleinen Dienstes mitmachen, daher diente er in der Garde auch von unten auf, brachte es aber, wie er selbst einmal in einem Anfall von froher Laune erzählte, nur bis zum General-Major. Als nämlich auf einer Reise sich Landwehrmänner freiwillig vereinigt hatten, um für ihn eine Ehrenwache zu bilden und ihm der dieselbe befehligende Offizier den Rapport dienstmäßig, aber entweder zerstreut, oder voll Befangenheit, mit der Anrede: „Ew. Excellenz" übergab, und nach der gewöhnlichen Frage, ob Ew. Excellenz noch etwas zu befehlen hätte? sich entfernen wollte, rief ihn der König schmunzelnd mit der größten Leutseligkeit zurück, und sagte:

„Mein Lieber — ich will Ihnen nur eröffnen, daß ich nicht Excellenz bin, es auch nie war, — denn ich avancirte sogleich vom General-Major zum König; den Pas habe ich übersprungen! —"

Er lebte, wie angeführt, seine ganze Jugendzeit hindurch in Potsdam, nur während des Krieges von

1778 befand er sich in Berlin. Er kehrte aber nach dessen Beendigung sogleich nach Potsdam zurück, und vertauschte diesen Ort mit Berlin erst wieder, als sein Vater 1786 den Thron bestieg. Er bezog damals das Kronprinzliche Palais, welches ihm mehr zusagte als die Königsburg und in dessen freundlichen Räumen beschloß er auch sein theures Leben.

Potsdam galt in jener Zeit für ein zweites Sparta; man sah nur tägliche Paraden und Musterungen, und Palläste als Wohnungen der Soldaten. Es ist wohl nicht zu leugnen, daß dieser stete Anblick und diese tägliche Beschäftigung des Kronprinzen militairischen Geist erwecken, anfeuern und ausbilden mußten.

Aber die herrliche Gegend, welche Potsdam umgiebt, die schönen Naturscenen, die sich in seiner Nähe darbieten, die freundlichen Gärten der Königl. Schlösser, erheiterten seine Erholungsstunden, stärkten seine körperlichen Kräfte und erweckten bei ihm den Sinn für das Edle und Schöne. Sanssouci, das neue Palais und Potsdam selbst hatte Friedrich II. mit den schönsten Kunstschätzen reichlich angefüllt. Durch den Anblick dieser Meisterwerke bildete sich des Kronprinzen Geschmack und läuterte sich die Bildung seines Geistes. In der Stille, fern von dem Rauschen der Triebräder der Regierung eines großen Staats, fand auch sein Gemüth die Stille, die Ruhe und die Tiefe, welche es stets auszeichnete. Er war von Kindheit an einfach erzogen, seine und seiner Geschwister Tafel

war stets sehr mäßig besetzt, dies behielt er auch als König bei, sein Sinn neigte sich nicht zur unnöthigen verschwenderischen Pracht. Und wie heilsam war dies! Er hatte wohl recht, wenn er bei seinem Regierungs-Antritte, die gänzlich zerrütteten Finanz-Zustände des Staats gewahrend, äußerte: „der König wird wohl anfangs von den Einkünften des Kronprinzen leben müssen.“ —

Er war ein rein sittlicher Jüngling, durchaus frei von jeder Neigung zu irgend einer Art von Ueberschreitung der strengsten Regeln der Moralität, wohl aber bezeichnen ihn seine damaligen Zeitgenossen als öfters in sich gekehrt und verschlossen. Er haßte alle die feierlichen Acte der Repräsentation, denen er sich unterziehen mußte, er war am liebsten bei seinen Geschwistern und seinen Bekannten. Dennoch ward er in Potsdam dem Volke nicht entfremdet. Es ist ein großes Verdienst seiner Jugendführer, daß sie ihn nicht für den Umgang mit Fürsten und Fürstenkindern abschlossen, sondern auch mit andern Personen in Berührung brachten; daher kannte er auch in spätern Jahren noch viele Bewohner in Potsdam persönlich und war von ihren Verhältnissen genau unterrichtet — diese Popularität gewann ihm schon als Knabe alle Herzen.

Von seinen Geschwistern liebte er in seiner Jugendzeit vorzugsweise den Prinzen Louis, weil dieser ihm im Alter am nächsten stand. Louis war geboren den 5. November 1773; der zweite Bruder Hein-

rich, geboren den 30. December 1781, war also beinahe 11 Jahre und Wilhelm, geboren den 5. Juli 1783, sogar 13 Jahre jünger als der Kronprinz. Seine beiden Schwestern Friederike Louise Wilhelmine, geboren den 18. November 1774, und Friederike Christine Auguste, geboren den 1. Mai 1780, verließen, jene an den Erbprinzen nachherigen König von Holland, diese an den Kurprinzen, nachherigen Landgraf von Hessen-Kassel vermählt, schon früh die väterlichen Schlösser.

Louis, der Jugendgefährte Friedrich Wilhelms, der gleichzeitig die süßen Freuden der schönsten Ehe, im engsten brüderlichen Verhältnisse mit ihm genoß, verdiente mit Recht seine Liebe und war der Achtung der Preußen würdig. Sein Andenken feiern keine Denkmäler, aber sein Name ist in dem Herzen aller, die ihn kannten, eingegraben. Er war heiter und lebhaft, innig und herzlich und milderte so den Ernst und die Verschlossenheit seines Bruders. Er hatte eine lebendige Einbildungskraft, fand an den schönen Wissenschaften Vergnügen, war ein Freund von gymnastischen Uebungen, wobei er sich oft durch seinen Muth und selbst durch Kühnheit auszeichnete. — Diese Eigenschaften fehlen bekanntlich keinem Preußischen Prinzen, Unerschrockenheit in Gefahren ist ihr Erbtheil, eben so das Gefühl der Pflicht, den König und das Vaterland zu vertheidigen, daher sie sich auch sämmtlich dem Kriegsstande widmen und den Soldaten schätzen. Prinz Louis erhob ihn durch das eigene

Beispiel der Kaltblütigkeit und überlegenden Klugheit. —

Der Glanzpunkt seines Soldatenlebens war der Angriff auf Mettenheim in dem Feldzuge von 1793. Am 28. März bemerkte er auf dem Wege nach Rheintürkheim 1000 Franzosen; er hatte nur zwei Eskadrons vom Regiment Anspach-Beireuth (jetzt Königin-Kürassier) bei sich; doch nachdem er sich eine für die Kavallerie bequeme Ebene zum Angriff ausersehen, hieb er auf den Feind ein, ohne seine Zahl zu achten, mit den Worten: „Burschen, nun ist es Zeit, wer ein braver Kerl ist, folge mir!" Die Franzosen wurden auseinandergesprengt, der größte Theil zu Gefangenen gemacht, und mehre Kanonen und die Kriegskasse erobert.

Noch ermüdet von diesem Strauß hörte der Prinz von dem Andringen einer andern Kolonne auf das Hauptquartier des Konigs. Die Gefahr, welche seinem König und Vater drohte, ließ ihn Alles vergessen, und gab seinen abgespannten Nerven neue Schwungkraft. Indessen war bei seiner Ankunft der Angriff bereits abgeschlagen und er konnte den Feind nur verfolgen und hiebei viele Gefangene machen. Der Konig ernannte ihn für das Gefecht bei Mettenheim zum Oberst.

Auch in der Schlacht bei Scilse, welche gegen Kosciusko den 6. Januar 1794 geliefert ward, zeichnete der Prinz sich durch Muth und Unerschrockenheit aus, und ward deshalb auf dem Schlachtfelde zum General-Major ernannt.

In dem Feldzuge von 1793 hatten beide Brüder zwei Schwestern, die Töchter des Herzogs von Meklenburg-Strelitz kennen gelernt. Keine Staatsgründe oder Familienverhältnisse knüpften hier ein Band, sondern die reinste Zuneigung und die Harmonie gleicher trefflicher Gesinnungen.

Prinz Louis vermählte sich am 26. Decbr. 1793, zwei Tage später als sein geliebter Bruder, mit der Prinzessin Friederike Caroline Sophie Alexandrine von Meklenburg-Strelitz; doch nur drei Jahre dauerte dieses herrliche Bündniß. Nachdem noch im Sommer 1795 der Prinz zum Koadjutor des Heermeisters der Johanniter-Maltheser-Balley Brandenburg gewählt worden, ihm das Brandenburgische Dragoner-Regiment anvertraut, und Schwedt zu seinem künftigen Wohnsitze bestimmt war, starb er nach einem vierwöchentlichen Krankenlager am 28. Decbr. 1796. — Vielleicht ist dies der erste Todesfall gewesen, der den damaligen Kronprinzen bis in das Innerste seines Gemüthes ergriff, und ihm den tiefsten Kummer brachte, denn er hatte seinen Bruder zärtlich geliebt.

Wohlthätigkeit war ein Hauptzug in dem Charakter des Prinzen. Den ersten harten Thaler, den ihm seine Mutter zur freien Verfügung gab, reichte er einem Armen; er unterstützte die Kranken, die Wittwen und Waisen seines Regiments, und gab den ärmeren Offizieren Zulagen, dabei war er aber leutselig und zugänglich, und als einst seine Bedienten einen Bittenden fortschickten, ohne denselben vorzulassen,

ward der Prinz sehr unwillig und erklärte: „ich will auch von dem Aermsten mich ansprechen lassen; kann ich seine Bitte nicht erfüllen, so will ich es ihm selbst mit Milde sagen, ohne meiner Bedienung das Recht einzuräumen, ihn fortzuschicken."

Seine Wittwe heirathete den Prinzen von Solms, dann den Herzog von Kumberland und ist jetzt Königin von Hanover.

Von den übrigen Geschwistern des verstorbenen Königs beweinen ihn Prinz Heinrich, in Rom den schönen Künsten lebend, Prinz Wilhelm, ausgezeichnet durch seinen Muth und durch die Führung seiner Heeres-Abtheilung im Befreiungskriege, vor Kurzem noch Gouverneur der Bundesfestung Mainz, wo er sich die allgemeinste Liebe und Verehrung erwarb, und die Kurfürstin von Hessen.

Die Königin von Holland ist ihm vor zwei Jahren vorangegangen.

Zweiter Abschnitt.

Friedrich Wilhelms Jünglingsjahre.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu Friedrich Wilhelms Jugendjahren zurück. Er war zum Jüngling gereift, ein schöner großgewachsener junger Mann von zwei und zwanzig Jahren, als er sich die ersten Sporen erwerben solte und erwarb. —

Friedrich Wilhelm II. fing den unglücklichen Krieg mit Frankreich an. Der große Herzberg, welcher seit 1745 unter Friedrich dem Einzigen sich der diplomatischen Laufbahn gewidmet hatte, der diesem Könige treulich zur Seite stand, er, der den Hubertsburger Frieden abschloß, und die Uebereinkunft von Reichenbach glücklich vermittelte, war durch den Einfluß Oestreichs, welches in ihm noch immer den Gegner aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges fürchtete, aus dem Staatsdienste geschieden. Man hatte ihm die Leitung der Seidenbau-Angelegenheiten, und die Aufsicht über die Academie der Wissenschaften be-

lassen und beauftragt, Friedrichs des Zweiten Geschichte zu schreiben.

Die französische Revolution, erregt durch langjährigen Druck, durch Maitressen-Herrschaft, Minister-Despotie und durch die sinnloseste Verschwendung des Hofes war ausgebrochen. Zwar hatte das französische Volk am 14. Juli 1790 seinem Könige und dem Gesetz unter freiem Himmel mit der höchsten Begeisterung den Eid der Treue von neuem feierlich geleistet, aber die Prinzen und Großen des Reichs trauten dem Schwur nicht, und waren entflohen. Jeder edelgesinnte Mann wendete seine Blicke auf das neu aufblühende Reich, und es schien von dort eine neue Morgenröthe des Bessern aufzugehen, doch fürchtete man auch die ungezügelte Frechheit des entfesselten Freiheitsschwindels. — Schon war viel Blut geflossen, ohne die gegenseitige Schuld der gegeneinander kämpfenden Partheien auszulöschen, vielmehr ward die glimmende Fackel nur mehr zur hellen Flamme angefacht, und schon gingen die neu gebildeten Ideen von Freiheit und Gleichheit in die wildeste Leidenschaft und in eine fürchterliche Wuth über.

Am meisten waren aber die Fürsten und Großen der Erde in Besorgniß gesetzt. Erstere sahen, wie es Ludwig XVI. erging. Vor Kurzem war er der unbeschränkteste Monarch, und jetzt kaum noch ein Schattenkönig. — Unmöglich konnten die Herrscher, die Großen und der Klerus das fürchterliche Beispiel, welches ihnen so nahe vor Augen lag, unbeachtet

lassen, sie mußten dessen Ausbreitung fürchten, und jede durch dasselbe erfolgende weitere Belehrung zu unterdrücken suchen. — Schon bemächtigte sich der Gemüther des Volks eine Stimmung, die sich immer lauter und kräftiger aussprach, und den westlichen Himmel Deutschlands, wie eine heranziehende Gewitterwolke, verdunkelte. Am Rhein herrschten Bewegungen, und im Burgundischen Kreise (Belgien) loderten noch die Flammen des Aufruhrs, ohne daß Oesterreich sie auslöschen konnte. — Alle Verhältnisse schienen die Fürsten dringend aufzufordern, diesem sogenannten Freiheits-Schwindel mit aller zu Gebote stehenden Macht Schranken zu setzen. — Zu diesen nicht ungegründeten Besorgnissen, und der anscheinenden Nothwendigkeit gesellte sich noch das Mitleid mit dem unglücklichen Könige der Franzosen und seiner Gemahlin. — Ludwig XVI. hatte sich dem Druck, der auf ihm lastete, voll bitteren Gefühls seines unglücklichen Schicksals im Juni 1791 durch die Flucht entziehen wollen; aber diese Flucht, welche durch seine eigne Unentschlossenheit vereitelt wurde, machte ihn noch unglücklicher, denn er verlor nunmehr den Glauben, das Zutrauen des Volkes in die Rechtlichkeit seiner Absichten, und obgleich er Alles that, um die Gunst desselben durch die Fügung in dessen Willen wieder zu gewinnen, so war das verlorne Gut doch nicht wieder zu erringen.

Gleichzeitig bestürmten die ausgewanderten französischen Prinzen und Großen die fremden Höfe mit Bitten,

durch Heeresmacht dem Unwesen ein Ziel zu setzen, sie schilderten die Eroberung Frankreichs als den leichtesten Sieg über eine Rotte von tumultuirendem Pöbel. — Vorzugsweise fand sich der Kaiser Leopold von diesen Ansichten ergriffen, denn die Königin von Frankreich, Marie Antoinette, welche noch mehr vom Volke gehaßt ward, als ihr Gatte, war seine Schwester und die Sorge für die Erhaltung der Ruhe schien ihm eine besondere Pflicht als Kaiser von Deutschland obzuliegen. Von Padua aus erließ er eine Aufforderung an alle europäischen Höfe, sich mit ihm zur Unterdrückung der Unruhen in Frankreich zu verbinden, indem er die Sache Ludwigs XVI. als eine Sache aller Könige bezeichnete. Zugleich veranlaßte er durch den Einfluß, den Oestreich bereits nach dem Abgange Herzbergs in dem Preußischen Kabinet gewonnen hatte, die Zusammenkunft und die Konvention in Pilnitz, welche als der erste Grund zu dem nachherigen Unglück Preußens in den Jahren 1806 bis 1813 bezeichnet werden kann. Eigentlich sollte man es nur eine Erniedrigung nicht ein Unglück nennen, denn aus dieser unheilvollen Zeit entsprang die goldene Aera für Preußen. Diese Periode war nur das Fegefeuer, durch welches Preußen gehen mußte, um durch die demselben gewordene Wiedergeburt zum Bessern zu gelangen.

Friedrich Wilhelm II. hatte die gewöhnlichen, durch Friedrich II. eingeführten Sommer-Revüen der Truppen in Schlesien beendigt, der Kronprinz war

in seiner Begleitung, als er sich unerwartet nicht nach Potsdam zurück, sondern nach Pilnitz, angeblich zu einem Besuch bei dem Kurfürsten von Sachsen begab. Eben dahin kam auch Kaiser Leopold, welcher eben auf einer Reise nach Prag, wo er sich als Kaiser wollte krönen lassen, begriffen war.

Um die wahren Absichten des Zusammentreffens unter dem Schein einer bloßen freundschaftlichen Zusammenkunft zu verhehlen, veranstaltete der Kurfürst eine Menge von Vergnügungen, die sich zu jagen schienen. Jedoch das Eintreffen der größten Staatsmänner und vorzüglichsten Generäle, eines Abgeordneten Rußlands, des ausgewanderten französischen Prinzen, Grafen v. Artois und seiner Generäle und besonders die Schwatzhaftigkeit der letztern, welche die Hoffnung, ihr Land mit Heeresmacht zu überziehen, nicht in sich verschließen konnten, verriethen Europa bald das zwischen dem Kaiser und Könige geschlossene Bündniß, durch welches sie sich vereinigten, Frankreichs frühere Verfassung wiederherzustellen, alle Fürsten Europa's zum Beitritt bei diesem Unternehmen aufzufordern, und auch selbst ihre ganze Kraft aufzuwenden, um den sich vorgesetzten Zweck zu erreichen. — Hier traten Preußen und Oestreich zuerst in die feindliche Stellung gegen Frankreich, welche nächstdem durch jahrelange Kriege das deutsche Reich, Preußen und Oestreich an den Rand des Verderbens brachte. Der Unglückstag, an welchem dieses System beschlossen wurde, war der 26. August

1791; im folgenden Jahre den 7. Februar ward der förmliche Allianz-Tractat zu Berlin vollzogen.

Leopold starb bereits am 1. März, aber da Fürst Kaunitz der erste Minister seines Nachfolgers blieb, so änderte sich das politische System nicht.

Hier lernte Preußens damaliger Kronprinz, den kaiserlichen Kronprinzen Franz — seinen künftigen Gefährten im Unglück und auf der Bahn des Sieges — kennen, welcher seinen Vater Leopold ebenfalls begleitet hatte, und nur zwei Jahre älter war als er. Beide ahneten damals wohl nicht, daß nach der Menge der Vergnügungen, welchen sich die jungen Prinzen, sorglos oder selbst in der Hoffnung künftiger glänzender Siege, ergaben, die Massen von Elend, für sie selbst und für ihre Unterthanen, folgen, und daß jene freudigen Tage so viel Kummer erzeugen würden.

Im Juli 1792 standen 47 Bataillone und 70 Schwadronen, mehr als 50,000 Preußen bei Koblenz schlagfertig, mit welchen sich die ausgewanderten Franzosen, einige Oestreichische Heeresabtheilungen und einige tausend Hessen vereinigten. Wenn gleich der König selbst mit dem Kronprinzen und dem Prinzen Louis sich bei der Armee befanden, so vertraute er doch das Ober-Kommando über dieselbe dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig an.

Ehe der Feldzug eröffnet ward, traf der König noch einmal mit dem Kaiser in Mainz zusammen, und hier erneuerte der Kronprinz sein im vorigen

Jahre mit dem jungen nunmehrigen östreichischen Kaiser Franz geschlossenes Freundschafts-Bündniß.

Am 25. Juli erließ der Herzog von Braunschweig, von Koblenz aus, die berühmte Proclamation.

An dem Tage, wo jenes trotzige Manifest bekannt gemacht ward, hielt der König in Begleitung seiner Söhne Heerschau über seine Armee, und am 19. August überschritt diese nach einem kleinen Gefecht bei Fontoi und Ammez die französische Grenze.

Anfangs wurden gute Fortschritte gemacht, das kleine Fort Sierk ward auf den ersten Anlauf genommen, doch zeigte sich schon hier die feindselige Stimmung der Franzosen gegen die Preußen, welche die französischen Prinzen ganz entgegengesetzt geschildert hatten; die Sterbenden riefen auf den Wahlplätzen der Gefechte: „Es lebe Freiheit und Gleichheit", in Sierk schoß man aus den Fenstern auf die Sieger, kein Eingeborner ging zu den Preußen über, kein National-Gardist verließ seinen Posten. — Am 20. August rückte man vor Longwy, beschoß es eine ganze Nacht hindurch fruchtlos, und entdeckte erst am andern Morgen, daß alle Bomben über die Stadt fortgegangen waren. Hierüber veruneinigte sich der durch seine Werke so berühmte Artillerist, General Tempelhof, dergestalt mit dem Herzoge von Braunschweig, daß er sich von der Armee entfernte. Am folgenden Morgen schoß man besser, und Longwy, dessen Werke ganz verfallen waren und sich nicht

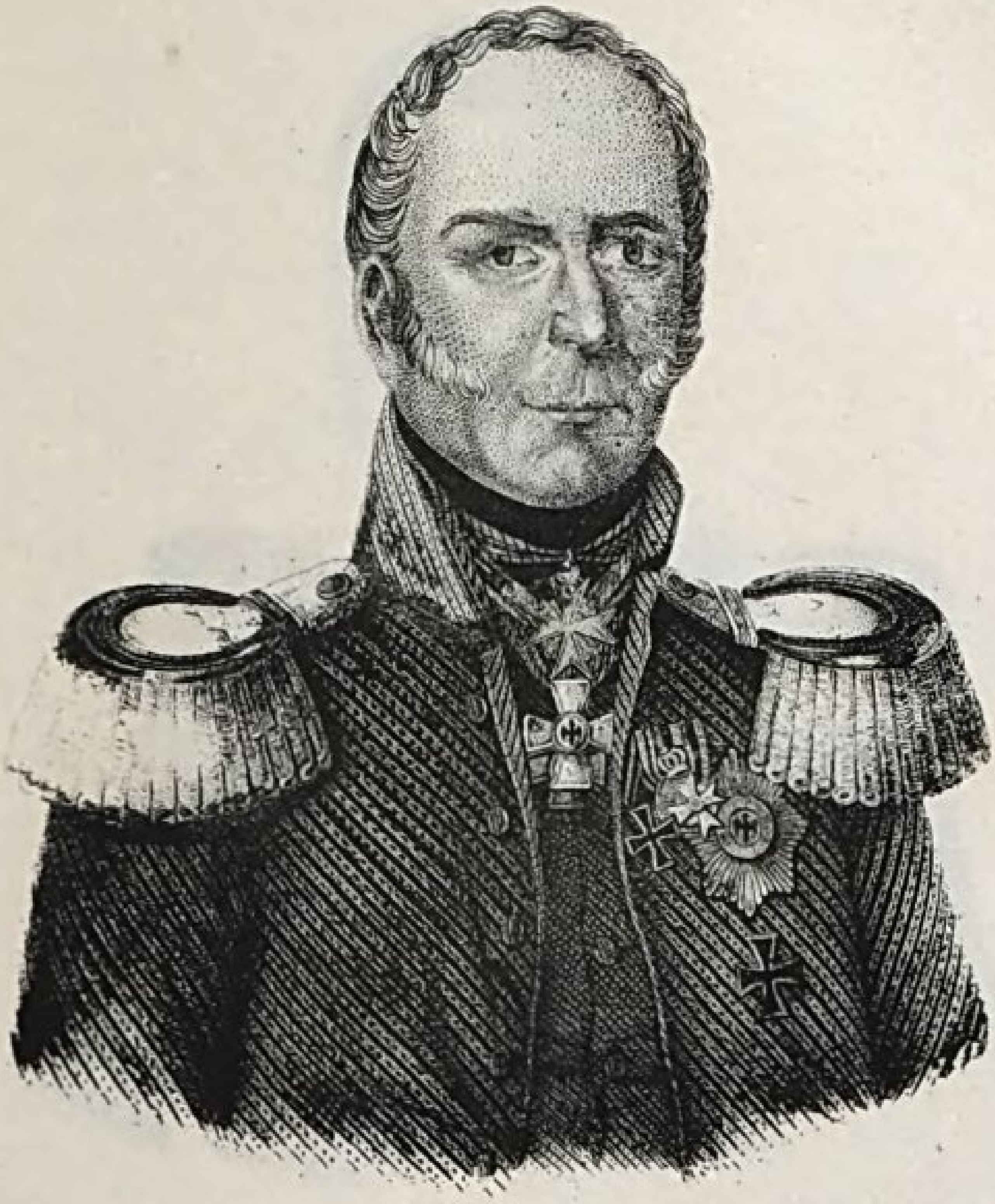
halten konnten, ergab sich, indem die schwer geängstigten Einwohner auf die Uebergabe drangen. Die französischen Truppen zogen nicht beunruhigt ab.

Von hier ging es auf Verdun an der Maas, welches an sich eine schlechte Festung, auch noch dazu in einem ganz vernachlässigten Zustande sich befand: Am 31. August fing die Beschießung an, und auch hier vereinigte sich der Magistrat mit den Bürgern, um die Stadt zu übergeben. Der Befehlshaber der Truppen Beaurepaire trat in ihre Versammlung und protestirte mit Eifer gegen die Uebergabe; da alle Bemühungen, die Einwohner anders zu stimmen, fehlschlugen, erklärte er den Schimpf nicht überleben zu wollen, und erschoß sich vor ihren Augen.

Verdun öffnete die Thore am 2. September, die französischen Soldaten räumten die Stadt aber unter dem Ausruf: „Auf Wiedersehen in den Ebenen von Chalons." Vor Verdun entging der König und der Kronprinz einer großen Gefahr. Sie hielten während der Beschießung bei den Preußischen Batterieen, als eine feindliche Kugel wenige Schritte vor ihnen niederschlug. Sie ritten auf die andere Seite der Batterie, und wieder kam eine Kugel, und zwar noch näher. Man lobte die Kaltblütigkeit des Prinzen in diesem Augenblick der Gefahr, indessen hat er diese auch späterhin bei jeder Gelegenheit gezeigt. —

Man gelangte an den Wald der Argonnen. Offenbar hätte der Herzog von Braunschweig einer

AUGUST,
PRINZ VON PREUSSEN



H VON BOYEN

KŒNIGL PREUSS GENERAL DER INFANTERIE

WIRKLICH GEH STAATS UND KRIEGSMINISTER

G. VON RAUCH

KOENIGL. PREUSS. GENERAL DER INFANTERIE

WIRKLICH. GEH. STAATS UND KRIEGS MINISTER

P. C GRAF ALVENSLEBEN

WIRKLICHER GEHEIMER STAATS- u

KABINETS-MINISTER

andern Weg gewählt, um nach Paris zu gelangen, und nicht diese Straße, welche durch Gebirge, Wald und Schluchten, und durch den elendsten Theil der Champagne (Champagne pouilleuse) führte, — aber die französischen Prinzen hatten auf diesen bestanden, weil er der kürzeste war, und den König, kampfbegierig und muthig wie er war, zu dessen Wahl bestimmt, weil er auf diesem am schnellsten zu dem, wie es schien und ihm vorgespiegelt war, so leicht zu erringenden Ziel gelangen konnte.

Dumouriez, der französische Gegner, wollte zwar die durch die Argonnen führenden Engpässe vertheidigen, ward aber durch eine kühne Bewegung, über den eigentlichen Durchgangspunkt, welchen die Preußen gewählt hatten, getäuscht, ein Corps bei Croix aux bois geschlagen und aus dem Wege gedrückt und Dumouriez, welcher fürchtete, umgangen zu werden, zum Rückzuge genöthigt.

Jetzt war es Zeit den Feind zu verfolgen und aufzureiben, aber schon stellte sich der Mangel bei dem Heere ein, die Lebensmittel-Kolonnen blieben aus, weil sie in diesem bergigten und waldigten Terrain nicht folgen konnten. Das von den Franzosen eingeführte Requisitions-System galt bei den Preußen noch nicht, man entnahm die Bedürfnisse aus den Magazinen, und dieses Verfahren hemmte jede Schnelligkeit der Bewegungen. Auch war jenes System in diesem elenden Lande, wo die Einwohner selbst darbten, schwer anzuwenden. Hierüber verging die

schöne Zeit, Dumouriez sammelte seine Truppen wieder. Siegestrunken folgte man ihm am 19. September, und glaubte ihn nur verfolgen zu dürfen, da traf man den Feind am 20. auf den Anhöhen von Valmy, aber nicht fliehend, sondern wohlgerüstet zur Schlacht, den Angriff erwartend. —

Man kanonirte sich gegenseitig vom Mittage bis gegen Abend; die Anführer der Preußen, welche von den Truppen zum Angriff gedrängt wurden, versäumten den günstigen Augenblick, welcher in Berathschlagungen verstrich, sie scheuten denselben hiernächst wegen des großen Verlustes, den das Erstürmen der jetzt angenommenen feindlichen Stellung herbeiführen mußte, und die Franzosen vermieden ihn, weil sie einsahen, daß die Preußen sich nicht lange in der ihrigen halten konnten und von selbst zurückgehen mußten. —

Bei dieser Kanonade zeigte der Kronprinz wiederum die höchste Kaltblütigkeit im Feuer, eben so wie sein Vater, welcher sich und seiner Begleitung mehr den feindlichen Kanonen aussetzte, als es der Herrscher wohl hätte thun sollen. — Er führte eine Brigade unter dem Befehl des General Kalkreuth auf dem rechten Flügel.

Hätte man angegriffen, das Schicksal der Folgezeit hätte sich anders gestaltet.

Im Kanonenfeuer von Valmy ward die Kraft der jungen französischen Armee gestählt; wäre sie hier gebrochen, so nahm die Revolution einen ande=

ren Gang, selbst wenn die Preußen, wegen ihrer geringen Zahl, Paris nicht in Besitz nehmen konnten. In der Armee von Kellermann und Dumouriez hätten die Franzosen ihr einziges Heer von Bedeutung verloren, und die Stimmung der Nation und selbst der Deutschen gewann eine andere Richtung. Nun ging aber der Nimbus, welcher die Preußen von Friedrich II., von Roßbach her, umstrahlte, verloren, denn die ungeübten Haufen französischer National-Garden hatten, zum ersten Male, die für unüberwindlich gehaltenen Preußen aufgehalten. So entscheidet oft der Entschluß eines Augenblicks über die Folgezeit von Jahrhunderten.

Die Kanonade ward abgebrochen, und die Armeen behielten ihre Stellungen. Jetzt fing man mit Dumouriez Unterhandlungen an. Es ward ein Waffenstillstand verabredet, der Flügel-Adjutant v. Mannstein war mehrmals im französischen Lager; Dumouriez schrieb eigenhändig an den König, dieser Brief ward aber in einem rauhen Tone beantwortet. Dumouriez wies nunmehr alle Unterhandlungen zurück, indem er erklärte, daß sich eine solche Sprache anzuhören, für den General eines freien Volkes nicht zieme, und hob den Waffenstillstand auf. — Dem Herzog von Braunschweig blieb jetzt nichts weiter als der Rückzug übrig, welcher am 30. September angetreten ward. Valmy und der Meierhof la Lune waren das Ziel dieses Zuges.

Jetzt lernte der Kronprinz den Jammer und

das Elend des Krieges in seiner furchtbaren Gestalt zum ersten Male kennen. Regengüsse durchweichten den lehmigen Boden der Champagne, und machten die Straßen unfahrbar, der zu häufige Genuß der Trauben und die nasse Kälte des Bodens hatten die Ruhr erzeugt. Es mangelte an Brod und andern Lebensbedürfnissen, das Wasser war kaum trinkbar, und selbst der König und der Kronprinz litten an manchen Nothwendigkeiten Mangel; das Elend stieg auf den höchsten Grad, das Lazareth von Grandprée, auf 600 Kranke eingerichtet, mußte viele tausende aufnehmen, und verwandelte die Umgebungen in einen Kirchhof.

Das Geschütz versank in den Morast, die Pferde stürzten, die Menschen verfolgten schwankend ihren Weg und in 11 Tagen konnte man nur 14 Meilen zurücklegen. Verdun und Longwy mußten verlassen werden, und am 23. October kam die Armee wieder im Luxemburgschen, kraftlos, ohne Schuhe und mit dem Verlust eines großen Theiles des Materials an. Dieser Feldzug hatte der Armee 12,000 Mann gekostet.

Der König und der Kronprinz hatten alle Beschwerden und jedes Ungemach desselben mit den Soldaten getheilt, und hiedurch den völlig gesunkenen Muth der Truppen möglichst belebt, aber auch den lauten Ausbruch der Unzufriedenheit, der sich hier und da durch Murren äußerte, unterdrückt. Offenbar hatten der König und der Herzog auf eine kräftigere

Unterstützuug von Seiten Oestreichs gerechnet, sonst würden sie nicht mit einer so schwachen Armee, starke Festungen hinter sich lassend, tief in das feindliche Land eingedrungen sein. Hätten aber die französischen Generäle ihre Vortheile zu benutzen verstanden oder benutzen wollen, es dürfte wohl kaum ein Preuße bis an den Rhein zurückgekommen sein; sie ließen aber dieselben ruhig abziehen.

Im November ging man über den Rhein zurück, um wieder neue Streitkräfte zu sammeln, aber die Ruhe war von kurzer Dauer.

Im Gefühl der Sicherheit, und indem man die Neufranken noch immer geringschätzte, war der ganze Ober-Rhein unbewacht gelassen. Diese zogen aber im Elsaß ein Corps unter dem General Custine zusammen, nahmen Speier an demselben Tage ein, wo die Preußen ihren unseligen Rückzug begannen, und eroberten dort die schlechtvertheidigten Magazine der Oestreicher; bald fiel auch Worms, man brandschatzte beide Städte und drang auf Mainz vor. Mainz, diese starke Festung, war, obgleich der Krieg in der Nähe ausgebrochen, und sie an den Grenzen lag, durchaus nicht mit demjenigen versehen, was eine Belagerung erfordert, und die Garnison viel zu schwach, um die Feste vertheidigen zu können. Ueberdies hatten sich in der Stadt Factionen gebildet, an deren Spitze der Ingenieur vom Platz, Oberst-Lieutenant Eckermeyer, stand. Die Franzosen kamen ohne Geschütz, mithin war eine Vertheidigung gegen den

ersten Anlauf wohl möglich, dennoch übergab der Befehlshaber, Freiherr v. Gymnich am 22. October die Stadt, und öffnete so den Franzosen den Weg in das auf dem rechten Rheinufer belegene Deutschland. Von hier drang Custine nach Frankfurt vor, und auch dieses öffnete seine Thore, welches es mit einer Brandschatzung von 1½ Million büßen mußte.

Dieses Vordringen schreckte die Preußen aus der ihnen so nothwendigen Ruhe auf, denn die Nothwendigkeit, demselben ein Ziel zu setzen, rief sie zu neuen Kämpfen. Sie eilten nach Frankfurt, welches sie, vereinigt mit den Hessen, am 2. Dezember stürmten. Im Innern der Stadt entstand gleichzeitig ein Aufruhr zu ihren Gunsten, die Bürger ließen die Zugbrücken fallen, Frankfurt ward wieder gewonnen, und der feindliche Anführer mit dem größten Theil der ihm untergebenen Truppen gefangen genommen.

Auf diesem Marsche deckte der Kronprinz mit seiner Brigade die Communication mit Koblenz durch eine Stellung bei Limburg. Man bezog jetzt die Winter-Quartiere, der König und seine beiden Prinzen blieben in Frankfurt, dieser durch Reichthum und Gewerbthätigkeit merkwürdigen Stadt. Mit Leutseligkeit besuchten sie die Feste, welche ihnen die Bürger der Stadt gaben, von fern und nah kamen Reisende, um die Herablassung des Monarchen und seiner Söhne zu bewundern, und alle kehrten entzückt von dem freundlichen Benehmen, aber auch von dem Ernst und der Hoheit des Kronprinzen, und der lie-

benswürdigen Heiterkeit seines Bruders Louis zurück. Sie erhöhten die Freuden bei den ihnen gegebenen Festen, denn ihre wahre Größe war über kleinlichen Dünkel erhaben, ihre freundliche Herablassung ließ sie an äußerer Achtung nicht verlieren, aber an herzlicher Liebe viel gewinnen.

Dieser Aufenthalt hatte auf das Leben des Kronprinzen den wichtigsten Einfluß; hier lernte er die treue Lebensgefährtin, die ihn in Freud und Leid nicht verließ, die zärtlichste Gattin, die liebevollste Mutter, die hohe Dulderin, unsere unvergeßliche Königin Louise kennen.

Louise Auguste Wilhelmine Amalie, war die Tochter des Herzogs Karl von Meklenburg-Strelitz, und der Prinzessin Friederike Karoline Louise, einer Tochter des Prinzen George Wilhelm von Hessen-Darmstadt. Ihr Vater, welcher keine Aussicht hatte, den Fürstenthron von Meklenburg-Strelitz zu besteigen, wozu er durch unerwartet eingetretene Todesfälle im Jahre 1794 dennoch gelangte, war in hanövrische Dienste getreten und lebte als Gouverneur der Hauptstadt in Hanover, als ihm am 10. März 1776 der Himmel das süßeste Geschenk in dieser Tochter Louise, und am 2. März 1778 wiederum eine Prinzessin Friederike Karoline Sophie Alexandrine gab. — Von zehn Kindern, welche ihre Eltern zeugten, waren sie in der Reihefolge die letzten. Beide genossen die liebevollste Pflege ihrer zärtlichen Mutter in dem innigsten Familienkreise, und die

Erinnerungen an diese glücklichen Tage der Kindheit richteten oft die Königin später in Noth und Trübsal auf. Gern sprach sie noch in spätern Jahren von den glücklichen Zeiten der unbefangenen Kindheit, dankbar anerkennend die Sorgfalt und Liebe ihrer Mutter und derjenigen, welche ihr späterhin Pfleger und Führer waren; denn leider raubte ihr der Tod schon früh die so theure Mutter. Sie starb, als Louise 6 Jahre alt war, am 22. März 1782 im Wochenbette, mit ihrem zehnten Kinde, und ihr Tod schlug die erste tiefe Wunde dem so weichen Herzen ihrer Tochter. Bald nach dem Tode ihrer Mutter, begab sich Louisens Vater nach dem Lustschloß Herrenhausen, wo sie und ihre Schwester bis zum Jahre 1783 lebten. Ihre Erzieherin war ein Fräulein von Wolzogen, die mit wahrer Liebe, Mutterstelle bei den verwaiseten Prinzessinnen vertrat, und ihre erste Ausbildung mit Sorgfalt und Umsicht leitete. Mit ihr besuchten sie, von dort aus, ihre Großmutter, die Landgräfin Maria Louise Albertine, welche späterhin auf ihre treffliche Erziehung den wichtigsten Einfluß hatte.

Das Andenken dieser ausgezeichneten Fürstin, von vortrefflichem Geiste und Herzen, lebt noch bei den Bewohnern von Strelitz, wo sie ihre letzten Lebenstage bei ihrem Schwiegersohn zubrachte, und ihr hat Preußen die Bildung seiner herrlichen Königin zu danken.

Louisens Vater gab ihr im Jahre 1788 in ihrer

Tante eine Stiefmutter; die Hochzeitsfeier rief sie zum zweiten Male nach Darmstadt, wo sie ein halbes Jahr lang blieb, und dann mit ihren Eltern nach Hanover zurückkehrte. Diese zweite Mutter, welche sie mit treuer Liebe umfing, folgte aber schon im nächsten Jahre ihrer Schwester, und so waren Louise und Friederike abermals verwaist. — Ihr Vater nahm voll Schmerz über diesen neuen Verlust nunmehr den Abschied aus den hanövrischen Diensten und ging nach Darmstadt, welches er zu seinem künftigen Aufenthalt wählte. Hier übergab er die beiden Prinzessinnen der oben erwähnten vortrefflichen Großmutter, um ihre Erziehung zu leiten, und diese übernahm und verfolgte solche mit treuer mütterlicher Liebe. Jetzt erhielten sie in der Demoiselle Gelieux aus der Schweiz eine Gouvernante, deren Wahl nicht glücklicher sein konnte. Von beiden erhielt Louisens viel versprechender Geist die Richtung, welche später das Glück ihres Gemahls ausmachte, und der Stolz ihres Volkes ward; von ihnen ward ihrem bildsamen Gemüth die Duldsamkeit, die stille wohlwollende Menschenliebe eingeprägt, welche sie einst zum Gegenstande der allgemeinen Verehrung machen sollte. — Der Pflegemutter hochgebildeter Geist und ihr vielumfassender Verstand wirkten herrlich auf die junge Prinzessin, in deren Gemüth der Keim zu allem Edlen und Schönen ruhte, und der prunklose Sinn, die echte Frömmigkeit, das gemüthliche Wesen der Erzieherin, ging auf

dieselbe über, weil diese Eigenschaften in Louisens vortrefflichem Herzen einen reinen Anklang fanden. Man lehrte sie die Freuden des Hofes zwar kennen, aber ließ sie nicht darin versinken; man führte sie aber auch in die Hütten der Armuth und an das Schmerzenslager der Kranken, und ließ sie dem Drange ihres eigenen schönen Herzens folgen, indem sie aus ihrer kleinen Kasse Gaben der Milde spendete, und noch mehr durch ihren sanften Zuspruch und ihre Herablassung Thränen des Jammers trocknete. — Unter der Leitung dieser beiden Frauen in stiller geräuschloser Zurückgezogenheit, doch nicht entfernt von den Menschen, verflossen ihre Kinderjahre, blühte sie zur lieblichen Jungfrau auf, und reifte sie ihrer hohen Bestimmung, einst die Gattin des besten Königs und die Mutter des treusten Volkes zu werden, entgegen. Jetzt machte ihre Pflegerin mit ihr Reisen nach Strasburg zu ihrer Tante, in die schönen Rheingegenden, in das gewerbfleißige Belgien, nach Holland und zweimal nach Frankfurt, im Jahre 1790 um der Krönung des Kaisers Leopold, und 1792 derjenigen des Kaisers Franz beizuwohnen. Erstere Reisen wurden mit besonderer Rücksicht darauf, ihr Gefühl für die Schönheit der Natur auszubilden und ihre Kenntnisse zu erweitern, unternommen; letztere hatten zum Zweck, sie mit dem Treiben der großen Welt ganz bekannt zu machen, und sie auf ihre künftige Bestimmung als Gemahlin eines Fürsten vorzubereiten. Die Fürstin muß ein gewisser

Glanz umgeben, es muß ein Abstand zwischen ihr und dem Volke sein, diese Scheidewand bildet die Etikette, welche sie nicht ganz von sich weisen darf. Hier bei den Feierlichkeiten der Kaiserkrönungen war es, wo sie sich von dem, was hiezu nöthig ist, unterrichten, und sich von derselben ein mildes Bild entwerfen konnte, welches ihr späterhin vorleuchtete, indem sie von der Steifigkeit und Etikette der Höfe nur so viel beibehielt, als die Würde ihrer hohen Stelle erforderte, ohne durch diese ihrer wohlwollenden Zuneigung zu allen Menschen drückende Fesseln anzulegen.

Die Tagebücher und die Ausgabebücher von ihrer Hand, auf diesen Reisen geführt, waren noch vor mehren Jahren in Strelitz vorhanden; erstere zeigten von ihrer hohen Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute und wie sie das Gesehene zur Bildung ihres Geistes und Erweiterung ihrer Kenntnisse auffaßte, so wie von ihrer Sanftmuth, Mildthätigkeit und Frömmigkeit; letztere hingegen von der hohen Ordnungsliebe und der strengen Wirthschaftlichkeit, die sie in ihrem spätern Leben stets beibehielt. Mit der größten Genauigkeit ist jede kleine Ausgabe von ihr verzeichnet, und ihre Einnahme eingetheilt, damit sie zu den Ausgaben reiche. Groß waren die ersteren freilich nicht, da Louise nur die Tochter aus der Seitenlinie eines kleinen Fürstenhauses war und noch fünf Geschwister hatte. Man sieht wohl, daß sie sich sehr behelfen mußte, damit ihre Einkünfte

zur Bestreitung der Ausgaben reichten, welche ihr fürstlicher Stand nothwendig erfordete. —

Die Revolution in Frankreich brach indeß aus, griff wie eine Feuersbrunst um sich, und drohte alle Fürstenthrone in ihren Grundfesten zu erschüttern. —

Kaum war die Krönung des Kaiser Franz erfolgt, als auch das drohende Ungewitter des Krieges den friedlichen Gegenden des Rheins sich näherte. Während die Preußen in der Champagne kämpften, drang Custine auf Mainz vor, überschritt den Rhein, und das stille Darmstadt war in Gefahr, auch von den Schrecken des Krieges heimgesucht zu werden. Da begaben sich die Prinzessinnen zu ihrer älteren, in Hildburgshausen verheiratheten Schwester, um den fürchterlichen Eindrücken zu entgehen, welche das Unheil des Krieges dem weiblichen Herzen zufügen muß. — Als aber Frankfurt von den Preußen und Hessen wieder eingenommen, und Mainz berennt war eilten die beiden Schwestern im März des folgenden Jahres nach ihrem lieben Darmstadt zurück, nahmen aber den Weg über Frankfurt, um den König Friedrich Wilhelm II. zu sehen, mit dem sie auch noch in verwandtschaftlichen Verhältnissen standen, da ihre Mutter und dessen Gemahlin Geschwister-Kinder waren. — Schon war die Abreise Abends nach dem Schauspiele bestimmt, als der König sie zur Tafel einladen ließ. So wie Louise bei dem Könige eintrat, machte der Adel ihrer Bewegungen, ihre Schönheit und die Milde, welche über ihre ganze Gestalt

ausgegossen war, auf den Kronprinzen, der gewiß in diesem Augenblick noch nicht ahnete, daß sie dereinst seine Gattin und der Trost und die Freude seines Lebens werden sollte, den tiefsten Eindruck. — Die Prinzessin war sehr schön, ein wahrhaft königlicher Anstand zeichnete sie aus, und doch war eine Sanftmuth und eine Grazie über die ganze Gestalt ausgegossen, welche jene Hoheit milderte. Sie war eher groß, als klein, herrlich gewachsen, Gesundheit und Heiterkeit strahlte von ihren Zügen, und ein unendlicher Liebreiz umgab die volle herrliche Gestalt; man konnte sagen, sie war zur Königin geschaffen.

Der Eindruck, welchen das Aeußere der liebenswürdigen Prinzessin auf den Kronprinzen machte, ward aber erhöht, als er bei näherer Bekanntschaft erst die Vorzüge des Geistes und ihres Gemüths erkannte, und bald war ein Bündniß geschlossen, welches nicht Politik, noch Familienverhältnisse, noch fremde Einflüsterungen, sondern die Harmonie der reinsten Gesinnungen, die edelste Zuneigung, gegründet auf das gegenseitige Anerkenntniß der Vortrefflichkeit des Herzens und der Vorzüge des Geistes knüpften; ein gleiches schönes Bündniß vereinigte die Herzen seines so innig geliebten Bruders Louis mit ihrer Schwester Friederike. Am 24. April verlobten sich der Kronprinz, und Prinz Louis in Darmstadt mit ihren Geliebten; ihr königlicher Vater, und die älteren, an den Herzog von Hildburgshausen, und den Fürsten von Thurn und Taxis bereits vermähl-

ten Schwestern der Bräute waren zugegen. Der König wechselte selbst die Ringe und legte die Hände der beiden Brüder in diejenigen der beiden Schwestern, ihr Bündniß mit väterlichem Herzen segnend.

Die Vollziehung des Beilagers mußte aber aufgeschoben werden, weil das Kriegsgetümmel die beiden Prinzen zu ihren Heerschaaren rief. Die winterliche Waffenruhe war vorüber, und die Heere rückten wieder in das Feld, man schloß Mainz ein, welches man im Juli zur Uebergabe zwang, man lieferte die Schlacht von Pirmasens und die von Kaiserslautern, in welchen beiden der Preußische Muth siegte.*) Aber große Erfolge hatte der ganze Feldzug nicht, weil, wie dieses gewöhnlich in Coalitionskriegen ist, die Operations-Plane der beiden Heere nicht in Uebereinstimmung gebracht waren, ein Theil auf den andern wartete, oder von dem andern zurückgehalten ward, sich die Generäle nicht gehörig unterstützten, und überhaupt keine Einheit in den Bewegungen statt fand. Dem Kronprinzen ward die Einschließung von Landau anvertraut, welches seinem kriegerischen Sinne wohl weniger zusagen mochte, aber ihm doch die Muße gab, einige mal nach Darmstadt auf kurze Zeit zu seiner fürstlichen Braut zu reisen. Er ertrug alle Gefahren und Beschwerden des Kriegerlebens mit seinen Getreuen,

---

*) In Folge dieser beiden Siege dichtete Sander das herzerhebende Lied: „Heil dir im Siegeskranz.“

und zeigte dadurch, daß der Soldat Geduld und Ausdauer haben müsse, doch gab es hier auch Gelegenheit zu Scherzen, denn als sein Bruder, Prinz Louis einmal aus Unvorsichtigkeit seine hölzerne Baracke angezündet hatte, indem er bei dem Kaminfeuer einschlief, wobei er alle seine Effekten verlor, selbst die Kleider auf dem Leibe ihm schon brannten, und er selbst ein Opfer des gräßlichsten Todes geworden wäre, wenn nicht die vor der Thüre stehende Schildwache, ein treuer Pommer, ihn gerettet hätte, so machte sich der Kronprinz den Scherz, am andern Tage bei seinen Umgebungen, für den armen abgebrannten Mann, wie er sagte, eine Kollekte zu sammeln. Den Dragoner, welcher seinen Bruder gerettet hatte, beschenkte er aber sehr reichlich. — Am 28. Septbr. verließ der König theils aus Ungeduld über den schleppenden Gang der Operationen, theils weil bei den durch die Theilung Polens entstandenen Feindseligkeiten seine Gegenwart auf dem Kriegstheater in jenem Lande und seine Nähe bei dem Schauplatz der politischen Verhandlungen nothwendiger schien, das Heer und kehrte nach Berlin zurück. — Am 28. Novbr. ward auch der Kronprinz abberufen, und übergab das Kommando des Belagerungs-Corps an den General v. Knobelsdorf. — Er kehrte am 8. Dezember mit seinem Bruder nach Berlin zurück, wo ihm bald schönere Tage wie vor Landau beim Donner der Kanonen und Geräusch der Waffen aufblühen sollten. — Sehnsuchtsvoll erwarteten die

beiden Brüder nun die Ankunft ihrer beiden holden Bräute, der schönen Prinzessin Louise, und der holden Prinzeß Friederike. Am 15. Dezember 1793 reiste das edle Schwester-Paar von Darmstadt, begleitet von ihrer würdigen Pflegerin und Großmutter, und ihrem Vater und Bruder ab, und kamen über Würzburg, Hildburgshausen, Weimar und Leipzig am 21. Dezember in Potsdam an. — An allen Höfen, welche sie auf der Reise berührten, wurden sie mit Festlichkeiten empfangen, und überall erwarb sich ihre Herablassung, ihre Freundlichkeit und ihre Holdseligkeit die Herzen derer, welche sich ihnen nähern konnten. — Am 21. Dezember zogen sie, festlich eingeholt von einem Theile der Bürgerschaft, welcher ihnen bis Baumgartenbrück entgegengeritten war, in Potsdam ein. Man hatte Ehrenpforten errichtet, wo der übrige Theil der Bürgerschaft sie empfing, doch der schönste Empfang ward ihnen durch die beiden Verlobten, welche ihnen bis hieher entgegen gereiset waren. Herzlich war die Freude des Wiedersehens. Am folgenden Tage erfolgte der Einzug in Berlin. Welches Wogen und Treiben war an jenem 22. Dezember, schon vom frühsten Morgen an, in dem glücklichen Berlin, welche Geschäftigkeit in allen Wohnungen, von der Hütte bis zum Pallaste! — Hier war man thätig, um sich zu schmücken, dort mit den Festgenossen sich zu ordnen, und wer nicht unmittelbarer Theilnehmer an dem Festzuge war, sondern nur Zuschauer, suchte sich der

Plätze zum Anschauen zu versichern. Alles erwartete mit Ungeduld die Ankunft der schönen Bräute. Von nahe und fern waren Menschen herbeigeströmt, um dem Feste beizuwohnen. Die berittenen Korporationen und Zünfte eilten den Prinzessinnen bis Schöneberg entgegen, und tausende von Menschen folgten dem Zuge dahin. Die bewaffneten Bürger versammelten sich auf ihren Sammelplätzen, um von dort nach den angewiesenen Stellen feierlichst zu ziehen, und es gewährte einen herrlichen Anblick, die Straßen, die Fenster, selbst die Dächer der Häuser mit diesen unzähligen, sämmtlich festlich geschmückten Menschen belebt zu sehen. — Unter den Linden war eine Ehrenpforte, bestehend in einem Triumphbogen, welcher in der Mitte ein hohes Portal, und an den Seiten zwei Neben-Durchgänge hatte, errichtet. — Trotz der strengen Jahreszeit war sie mit vielen Blumengehängen geschmückt, und in der Mitte schwebte ein doppelter Myrthenkranz. Acht gekuppelte korinthische mit Laub und Blumenkränzen umwundene und verbundene Säulen trugen ein Frontispice, in dessen Füllung Genien mit Myrthenkränzen Hymens Bildsäule freudig umschlangen. Ueber demselben stand im Fries die Inschrift: „Freude des getreuen Volkes“, die Spitze krönten zwei Statuen der Freundschaft und Einigkeit mit der Unterschrift: „Gleiche Freundschaft, gleiches Liebesband“, zu den beiden Seiten standen zum Dankopfer flammende Altäre. Ueber den Seitenöffnungen waren mit Blumen geschmückte

Medaillons, auf dem einen legte der Gott der Ehe zwei Myrthenkränze auf den Altar Preußens nieder, darüber stand: „dem Doppelpaar", auf dem andern pflanzte die Schutzgöttin Berlins, durch die Mauerkrone und das mit dem Stadtwappen geschmückte Schild bezeichnet, einen Weinstock; dieses hatte die Ueberschrift: „Künftige Hoffnung." — Ramler hatte die Ideen zu den Allegorien angegeben, Rhode sie gemalt, und der Oberbaurath Moser das Architektonische und den Schmuck hinzugefügt.

Die Prinzen waren ihren schönen Bräuten vorangeeilt, um sie in Berlin wieder zu empfangen. Um 1 Uhr trafen diese in Schönberg ein, fuhren an den in Reihe und Glied aufgestellten berittenen Corps der Frachtfuhrleute, der Schlächter, der Schützengilde, eines Zuges altdeutscher Ritter, der Brauer und Branntweinbrenner, der jungen Kaufleute jüdischer Nation, der jungen Kaufleute christlichen Glaubens, und der Kaufleute der drei Gilden vorüber, und nahmen von den Anführern derselben Gedichte entgegen, in welchen diese um die Erlaubniß baten, sie einholen zu dürfen. Die Prinzessinnen ertheilten dieselbe, und Louise zeigte hier zum erstenmal ihren Berlinern die Huld und die Freundlichkeit, womit sie späterhin die Herzen ihrer sämmtlichen Unterthanen, wie mit einer unwiderstehlichen Gewalt, zu fesseln wußte.

Hier ordnete sich der Zug. Aber hiebei entstand eine Verschiedenheit der Ansichten, welche zur Unzu-

friedenheit hätte ausarten können, wenn nicht der Einfluß des Hofmarschalls von Massow solche beseitigt hätte. Es schien nämlich nothwendig, dem Wagen der Prinzessinnen denjenigen mit einigen Kavalieren unmittelbar voranfahren zu lassen, welche die Prinzessinnen an den Ort ihrer Bestimmung gleich empfangen könnten, und die Zweckmäßigkeit dieser Anordnung schien auch den meisten Bürger-Corps einzuleuchten, nur eins derselben vermeinte, man könnte glauben, daß sie gekommen wären, die Kavaliere einzuholen und diesen möchte der feierliche Zug gelten, weshalb sie darauf bestanden, daß der Wagen der Prinzessinnen Bräute der erste sein müsse, widrigenfalls sie sich vom Zuge ausschließen müßten. So lächerlich diese Forderung auch an sich war, so ward doch derselben nachgegeben, und hiedurch die Zufriedenheit wieder hergestellt, worauf sich der Zug in Bewegung setzte.

Am Potsdamer Thore empfing ihn der Magistrat und die Stadtverordneten, die Bürger-Corps hatten eine Hecke gebildet; sie begrüßten die Fürstinnen mit Musik und mit Schwenkung der Fahnen, und schlossen sich dann, so wie die Wagen vorüber waren, dem Zuge an. — So ging derselbe die Wilhelmsstraße hinab, bis zu den Linden. An der Ehrenpforte standen 30 bildschöne Knaben von der französischen Kolonie in der Farbe der Hoffnung gekleidet, hielten Blumenkränze und überreichten ein Gedicht, daneben 34 Jungfrauen, Töchter der Bürger, mit der Farbe

der Unschuld und Liebe angethan, den Hoffnungskranz im Haare; dann folgten die Aeltesten der Judenschaft in schwarzen Kleidern, und ihre Töchter mit den Farben der Unschuld und Treue geschmückt. Alle überreichten Gedichte und Kränze und streuten Blumen. Am Portal des Schlosses empfingen die Prinzen ihre Bräute, und führten sie in das Innere desselben, hier stellte sie der König dem versammelten Hofe vor. Der ganze Zug paradirte durch das Schloß. Die Prinzessinnen statteten ihre Besuche der regierenden und verwittweten Königin ab, wurden dann zur Tafel geführt und waren nun die Unsrigen.

Obgleich ganz Berlin in Bewegung war, und sich diese große Volksmenge noch durch die vielen Fremden vermehrte, und ungeachtet des großen Gewühls von Menschen, Pferden und Wagen, welche oft von ungeschickten Reitern und Wagenführern geleitet wurden, entstand doch nicht die geringste Unordnung, nicht die mindeste Störung. Der König, welcher diesem Getümmel vom Schlosse aus zusah, sagte daher auch in der an die Bürgerschaft gerichteten Kabinetsordre ausdrücklich, daß er die Ordnung, welche überall geherrscht hätte, bewundert habe. —

Am 24. Dezember, dem heiligen Weihnachts-Abende erhielt der Kronprinz und das Land, das schönste Festgeschenk. Er die Gattin, dieses die künftige Landesmutter; dieser Tag, schon immer der allgemeinen Freude gewidmet, gewann dadurch, daß

er zum Hochzeitsfeste, der Hoffnung des Landes bestimmt war, eine doppelte Bedeutung.

Die Vermählung geschah der Würde des Königl. Hauses angemessen, mit stiller Pracht, aber ohne Aufwand, ohne Verschwendung, ohne jene vielen Hoffeste, welche bei dieser Feierlichkeit auch an kleinen Höfen üblich sind, und es zu jener Zeit noch mehr waren als jetzt; mithin ganz in dem Sinne und Geiste der Neuvermählten. Gegen Abend versammelten sich die Prinzen und Prinzessinnen in den Zimmern der regierenden Königin, wo man die erhabene Braut mit der Diamanten-Krone schmückte, dann holte der ganze Hof die verwittwete Königin, die so hoch verehrte Wittwe Friedrich des Großen, zu der bedeutungsvollen Feierlichkeit ab.

Im hohen weißen Saale des Schlosses hatten sich die Generäle, die Minister, die höchsten Staatsbeamten und die fremden Gesandten versammelt. Vor den marmornen Statuen und Gemälden der hohen Ahnen, welche gleichsam Zeugen und Schutzgeister des geschlossenen Bundes sein sollten, war ein Thronhimmel von rothem Sammt mit Gold verziert errichtet, unter ihm stand der Trautisch. Hieher trat das schöne Brautpaar, der Ober-Consistorial-Rath Sack hielt die Traurede, die Ringe wurden gewechselt, und der beglückende Bund des treuesten Ehepaars auf dem Throne war geschlossen. Nach der Einsegnung winkte eine Fackel aus den Fenstern des Königlichen Schlosses, und zwei- und siebzig Kanonenschüsse ver-

kündeten dem Volke, daß demselben die künftige Landesmutter gegeben sei. Die wahrhaft herzliche, sogar zärtliche Aufnahme von Seiten der ganzen Königlichen Familie, die Glückwünsche, welche den Vermählten mit ungeheuchelter Aufrichtigkeit von allen Seiten dargebracht wurden, mußten wohl die Bangigkeit der Braut etwas mindern, welche sich einem fremden Lande anvertraute, in eine andere Familie überging, und so schwere Pflichten als Gemahlin und als künftige Königin übernahm.

So viel es der Raum erlaubte, hatte man den treuen Berlinern den Zutritt gestattet. Mehr um diesen den Anblick des Hofes und vor allem der schönen Prinzessin zu erleichtern, als um der Unterhaltung und des Genusses wegen, setzte sich der Hof zum Spiel, und demnächst die Königliche Familie zur Tafel, die in dem festlich geschmückten Rittersaal unter einem rothsammtnen goldgestickten Baldachin gehalten ward. Während dieser Zeit war dem Publiko der Durchgang durch die Säle gestattet. Nach der Aufhebung der Tafel begab sich das Königliche Haus im feierlichen Zuge wieder nach dem weißen Saale, um den Fackeltanz zu halten. Dieser Ueberrest von den Festlichkeiten des Mittelalters hat sich allein noch am Preußischen Hofe erhalten. — Trompeten kündigen den Tanz an, der Königliche Hofmarschall winkt mit dem Marschallsstabe und schreitet voran, sämmtliche Staatsminister, weiße Wachsfackeln in der Hand, folgen ihm, und dann das

fürstliche Brautpaar mit seinem glänzenden Gefolge; so geht der Zug im Polonaisen-Schritt in den Saal umher; sodann fordert die Braut den König zum Tanze auf, hiernächst sämmtliche Prinzen, und mit jedem geschieht ein Umgang. — Dasselbe thut hierauf der Bräutigam mit der Königin und allen anwesenden Prinzessinnen. — Nach der Beendigung des Fackeltanzes zog sich das Brautpaar, von den beiderseitigen Eltern geleitet, in seine Zimmer zurück und die Festlichkeit des Tages war beendet. —

Die guten Berliner hatten ihre Freude und Theilnahme durch eine allgemeine Erleuchtung an den Tag legen wollen, aber der Kronprinz erklärte: „Es würde ihn viel mehr freuen, wenn die wohlhabenden Einwohner die zur Erleuchtung bestimmte Summe zur Unterstützung der Wittwen und Waisen der im Kriege Gebliebenen verwendeten.“ —

Hieran erkennen wir ihn, der als König sein Glück und seine Freude am Wohlthun fand. Die Erleuchtung unterblieb, im Gefolge dieser menschenfreundlichen Aeußerung, und bedeutende Summen, welche hiezu bestimmt waren, flossen jenem wohlthätigen Zwecke zu. —

Am folgenden Morgen begaben sich die jungen Neuvermählten nach der Domkirche, um in ihrem frommen Gefühle Gott zu danken, der sie sich gegenseitig finden ließ, und sie zum lebenslänglichen Bunde vereinigte, und um seinen Schutz und Segen für die Zukunft zu flehen, und von dort

nach dem kronprinzlichen Palais, welches während der Abwesenheit des Kronprinzen verschönert und neu eingerichtet war, nach jenem allen Preußen heiligen Hause, in welchem er mit der unsterblichen Louise die glücklichsten Tage seines Lebens zubrachte, das er als König nicht verließ, weil der Prunk des Königlichen Schlosses seinen einfachen Sinn nicht ansprach, und in welchem er auch den letzten Kampf des Lebens bestand.

Am zweiten Feiertage erfolgte die Vermählung seines Bruders Louis mit der Prinzessin Friederike, unter gleichen Feierlichkeiten. Die gewöhnlichen Festlichkeiten an Ball- und Courtagen und was sonst die Sitte erfordert, dauerten bis Neujahr, wo endlich das junge Ehepaar der lang ersehnten Ruhe und des Glücks eines ungestörten Beisammenseins genießen konnte.

Doch fand noch eine Nachfeier auf der ersten Redoute im Opernhause, am 7. Januar, statt. Den Neuvermählten zu Ehren erschienen zwei Quadrillen, eine, welche die Helden aus Tasso's befreitem Jerusalem bildeten und wozu Righini die Musik geliefert hatte, die zweite war aus Schäfern von Salenci, welche ihr Rosenfest feierten, zusammengesetzt. — Erstere führten Prinz August und seine Schwester Louise, nachherige vermählte Fürstin Radzivil, und die Herren und Damen vom Hofe auf, in der letztern legten Mitglieder der französischen Kolonie ihre Verehrung den Neuvermählten an den

Tag, indem das bekränzte Rosenmädchen ihnen Blumensträuße und ein Gedicht überreichte. —

Jetzt verflossen dem Kronprinzen die Tage in Freude und Wonne, der Gattin Liebe war sein Glück, ihre Heiterkeit versüßte ihm das Leben, sie war das Muster edler Frauen, verehrt, ja fast angebetet von Jedermann, brachte ihr Jeder seine Huldigungen dar. Aber das Bild der schönen Häuslichkeit, welches sie lieferten, und der Anblick der stillen Freuden, die ihnen den höchsten Genuß gewährten, wirkten schon damals wohlthätig auf die Umgebungen des Hofes zurück, so wie später das leuchtende Beispiel der glücklichen Ehe auf dem Throne, ein ganz anderes Wesen, andere und glücklichere Verhältnisse in die Ehen der Unterthanen brachte und bis in die untersten Stände fortwirkte. Das kalte Sie, mit welchem sich die Eheleute höhern Standes bis dahin anredeten, weil die Mode es so heischte, wich dem traulichen Du, und mit diesem kleinen Wörtchen kehrte Vertrauen, Einigkeit und Liebe ein. Die eheliche Treue und Zärtlichkeit ward wiederum nach ihrem erhabenen Beispiele Pflicht und Ehre, der Sinn für Bürgertugend und Familienleben hat sich, durch diese glückliche Ehe angeregt, mächtig erhoben und blüht noch freudig fort.

Der König hatte unendliche Freude an dem häuslichen Glücke des Sohnes und an der Liebenswürdigkeit der Schwiegertochter, welche seinen Hof verschönte; er nannte sie im Wonnegefühl „die Fürstin

der Fürstinnen" und schenkte ihr den 11. März 1794 an ihrem 19. Geburtstage das Schloß Oranienburg, dessen Schlüssel ihr an dem Abende dieses Tages eine verkleidete Deputation des Magistrats und der Bürgerschaft jener Stadt, vorgestellt durch Herren und Damen des Hofes, überreichte, welche dabei ihre Freude bezeugte, daß das erhabene und glückliche Ehepaar künftig die schöne Zeit des Jahres bei ihnen zubringen würde, und dazu ihre Glückwünsche abstattete.

Die Neuvermählten zogen es indeß vor, die Zeit welche der Kronprinz von seinen Studien und von der Vorbereitung zu seiner künftigen hohen Bestimmung als Herrscher eines schönen Landes erübrigen konnte, in stiller Zurückgezogenheit in Paretz zuzubringen. — Dieses Gut, welches unfern von Potsdam liegt, hatte der Kronprinz von seinen Ersparnissen gekauft, und hier lebte er einfach, wie ein reicher Gutsbesitzer, beförderte das Glück seiner Unterthanen, und unterrichtete sich in der Landwirthschaft und dem Gartenbau, während seine Gattin von der inneren Wirthschaft Kenntniß nahm, und daran Vergnügen fand, sie zu leiten. Wer das Ehepaar dort beobachtete, wie sie mit jedem sprachen, sich von den Verhältnissen jedes Gutsangesessenen unterrichteten und ohne Begleitung die Felder und Wiesen durchwanderten, der hätte wohl in ihm nicht die Erben eines großen Reichs vermuthet, oder ihr angesehen, daß sie bestimmt sey, den Thron eines der mäch-

tigsten Reiche Europa's zu besteigen, und einst Königin von Preußen zu werden. —

Paretz blieb auch bis in die spätesten Jahre der Lieblings-Aufenthaltsort des Königs, in welchem die Familienfeste, zum Beispiel die Geburtstage der Prinzen und Prinzessinnen, und andere Feiertage des häuslichen Glücks im engsten Kreise der Familie begangen wurden, und scherzhaft pflegte er sich dort wohl selbst, wenn er bei guter Laune war, gegen seine nächste Umgebungen, als den Schulzen von Paretz zu bezeichnen. Diese ersten Tage des glücklichsten Ehestandes wurden aber schon im Mai 1794 dadurch unterbrochen, daß der Kronprinz, wie weiter unten erzählt werden wird, seinem Vater in den Krieg wider die Polen folgen mußte, und neuen Gefahren, welche er bei seinem Muth und kriegerischen Geiste nicht zu vermeiden gewohnt war, entgegen ging.

Hart war es, daß er sich von seiner jungen Gemahlin trennen mußte, nachdem er kaum das Glück, das ihn beseeligte, gekostet, und tief empfand die Kronprinzessin den Schmerz der Trennung; doch der Feldzug war bald beendet, er kehrte gesund zurück, und um so süßer schmeckte die Ruhe an der Seite der ihn liebenden Gattin in dem kleinen Kreise von guten Menschen, in welchem die glücklichen Eheleute lebten. —

Ihre nächsten Umgebungen waren ihr Hofstaat, die Oberhofmeisterin v. Voß, die beiden Hofdamen

Staats-
Bibliothek
Bamberg

v. Viereck, und der Kammerherr, nachheriger Hofmarschall v. Schilden, so wie sein Adjutant, der treffliche v. Köckeritz. Erstere, deren Amt es ist, darauf zu achten, daß der Nimbus, welcher die hochgestellten fürstlichen Personen umgeben soll, nicht verletzt würde, und welche hiedurch vielleicht den so einfachen jungen Eheleuten zuweilen lästig werden mochte, indem die strenge Beobachtung der Form sie in ihrem leutseligen Benehmen und in ihrer Lebensweise beengte, ward daher von ihnen scherzweise Dame d'etiquette genannt. Des Kronprinzen Menschenliebe zeigte sich bei jeder Gelegenheit. So hatte er den elenden Zustand der Militair-Lazarethe bemerkt, für welche man damals noch nicht die Sorge, wie jetzt, trug, er ließ daher für sein in Potsdam stehendes Regiment ein musterhaftes Krankenhaus einrichten, wozu er die Kosten selbst hergab. Nach diesem sind die heutigen trefflichen Militair-Lazarethe eingerichtet. Er besuchte es oft selbst, prüfte die Speisen, untersuchte die Geräthe, und tröstete die Kranken. —

Bald erschien ihm die frohe Hoffnung, Vater zu werden, aber leider ward sie wieder vereitelt, denn seine theure Gattin kam am 7. October 1794 mit einer todten Prinzessin nieder; jedoch litt ihre Gesundheit darunter nicht, und die Entbindung hatte keine bleibenden nachtheiligen Folgen; bald blühten wieder die Rosen auf ihren Wangen, und sie war im Stande, mit ihrem Gatten kleine Reisen zu unternehmen, unter andern auch nach Sonnenberg, wo Beide der fest-

Staats
Bibliothek
Bamberg

lichen Einkleidung mehrer Johanniter-Ritter und dem großen Ordens-Kapitel beiwohnten, auf welchem der geliebte Bruder und Schwager, Prinz Louis, zum Coadjutor der St. Johanniter-Ordens Ballei Brandenburg erwählt, und als solcher förmlich installirt ward. —

Am 15. October 1795, gingen endlich die Hoffnungen auf Vaterfreuden in Erfüllung, Louise beschenkte Ihren Gatten nach einer glücklichen Niederkunft mit einem Prinzen, mit unserem jetzigen Könige Friedrich Wilhelm IV. Er ward am 28. desselben Monats im kronprinzlichen Palais unter einem im Audienzzimmer angebrachten Thronhimmel von dem Ober-Konsistorial-Rath Sack, der auch die Ehe eingesegnet hatte, getauft; der Großvater Friedrich Wilhelm II. hielt den theuern Enkel über die Taufe; gegenwärtige Taufzeugen waren: der Prinz und die Prinzessin Heinrich, der Prinz und die Prinzessin Ferdinand, beides Ur-Groß-Oheime, und Ur-Groß-Tanten des Täuflings, und der Großvater von mütterlicher Seite, der Herzog von Meklenburg-Strelitz; die abwesenden Pathen aber: die Kaiserin Katharina, der Kaiser Franz von Oestreich, der König Georg III. von England, nebst seiner Gemahlin, der Herzog Ferdinand, und die Herzogin von Braunschweig.

Die Geburt des Prinzen erregte eine allgemeine Freude im ganzen Lande, denn alle Herzen hatten sich schon dem Kronprinzen und der Kronprinzessin, welche der Abgott desselben geworden war, zuge-

wandt. — Beide schmeckten die Elternfreuden in einem um so größern Maaße, als der Sprößling kräftig gedieh, und die Mutter sich schnell erholte.

Aber im folgenden Jahre traf den Kronprinzen und seine Gattin der erste herbe Verlust, und zwar ein solcher, gegen den sich Niemand, er lebe in der Hütte oder auf dem Throne, schützen kann, und der sich dem Armen wie dem Reichen, dem Vornehmen wie dem Geringen naht. Der Prinz Louis, der geliebte Bruder und Schwager starb am 28. December 1796, an einem hitzigen Fieber in der herrlichsten Blüthe seiner Jahre. Er war erst 24 Jahre alt, als er aus einem Leben, welches zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, fortgerissen ward.

Dieser Todesfall verwundete tief des Kronprinzen Herz. Die schönsten Bande der Freundschaft und brüderlichen Liebe wurden zerrissen. — Louis edles Gemüth, seine Heiterkeit, sein im Felde bewiesener Muth, seine Liebe zu den Wissenschaften und Künsten hatten ihn dem Bruder unendlich werth gemacht, mit dem er in der Herablassung, der Leutseligkeit, dem wohlthätigen Sinn, welcher alles um sich zu beglücken strebte, wetteiferte. — Der Kronprinz stand in der fürchterlichen Stunde des Scheidens an dem Bette des geliebten Bruders, und die Gemüthsbewegung, welche jener Augenblick in seinem Innern hervorbrachte, zog ihm eine mehrtägige Krankheit zu. Ihm und seiner Gattin fiel das traurige Amt zu, der Tröster der Wittwe zu sein, welches sie redlich

und mit der Liebe erfüllten, in der die glücklichen Familien bis dahin so innig verbunden waren.

Am 22. März 1797 ward Friedrich Wilhelm zum zweiten Mal ein glücklicher Vater; die Kronprinzessin schenkte ihm einen Prinzen, der in der Taufe den Namen Friedrich Wilhelm Ludwig erhielt, und von des jetzt regierenden Königs Majestät nunmehr das Prädikat „Prinz von Preußen" erhalten hat.

Aber so wie Freude und Leid im menschlichen Leben stets wechselt, so auch hier, denn am 10. Juni starb die Wittwe Friedrich II. Elisabeth Christine, geborne Prinzessin von Braunschweig, des Kronprinzen Großtante, die er ihrer Frömmigkeit und ihres edlen Characters willen kindlich verehrt hatte. Ihr ganzes Leben zeichnete Seelengröße und Edelmuth aus; sie besaß einen seltenen gebildeten Verstand, und einen ächten religiösen Sinn. Sie beschäftigte sich gern und viel mit den Wissenschaften, las viel, faßte das Gelesene auf, und bewahrte es in ihrem Gemüth. Auch hat sie vieles selbst geschrieben, und viele Werke, sämmtlich religiösen Gegenstandes, zeugen von ihrem hochgebildeten Geiste. Die Trauer des Kronprinzen und seiner Gemahlin um ihren Tod, war wohl gerecht zu nennen.

* * *

In politischer Hinsicht war das Staatsschiff in den Jahren von 1794 bis 1795 mannigfach herumgeworfen, und hatte manche Stürme zu bestehen.

Der König und der Kronprinz hatten die Armee

am Rhein, mit dem Beschluß des Feldzuges 1793 verlassen.

Nach ihrer Abreise wurden in diesem Jahre noch die Weissenburger Linien erstürmt, die Preußen hatten den Sieg bei Kaiserslautern erfochten, allein die Unfälle, welche die Oestreicher unter Wurmser erlitten, besonders aber der Verlust der Schlacht von Germersheim, nach welcher sie in der unordentlichsten Flucht, fast völlig aufgelöst, über den Rhein zurückkehrten, zwangen auch den Herzog von Braunschweig mit seinen Preußen zum Rückzuge. Dieser nahm sein Hauptquartier in Mainz, und verlegte den Train der schweren Artillerie, und alle Magazine und Depots nach dem rechten Rheinufer, die Armee selbst behauptete noch einen kleinen Landstrich jenseits des Rheines.

Der Herzog von Braunschweig, unzufrieden darüber, daß er von den Oestreichern nicht die gehörige Unterstützung erhielt, legte im Februar des Jahres 1794 das Kommando nieder, ebenso zog sich der General Wurmser von dem Kampfplatze, wo die deutschen Siegeslorbeeren zu welken anfingen, zurück. — Der General-Feldmarschall Möllendorf bekam das Kommando der Preußischen, und Browne dasjenige der Oestreichischen Armee. Die Franzosen hatten den Kampf mit Nachdruck, und zuletzt mit Glück geführt, das reiche Land zwischen dem Rhein und der Mosel, welches sie erobert, bot ihnen große Hilfsmittel dar. Unermeßliche Magazine, welche die Deutschen mit ungeheuern Kosten aufgehäuft,

waren in ihre Hände gefallen, und das deutsche Reich, welches den Unfug in dem Nachbarlande unterdrücken wollte, sah sich nun selbst bedroht.

Zwar ward die Fortsetzung des Kampfes gegen die französischen Grundsätze beschlossen, aber dieser Krieg, entfernt von Preußens Grenzen geführt, erschöpfte den Schatz, ohne daß die ungeheuern Summen, welche er kostete, in das Land zurückflossen, und schwächte das Heer. Es schien für Preußens Interesse unnütz, Millionen für eine fremde Sache hinzugeben und das Blut seiner Unterthanen zu vergießen, daher verlangte das Preußische Kabinet von dem Deutschen Reiche die Verpflegung seines Heeres unter der Drohung, dasselbe bis auf das tractatmäßige Hilfs-Corps von 20,000 Mann zurück zu ziehen. Die Preußischen Anträge wurden von den Mitständen des Reichs sehr kaltsinnig aufgenommen, und von den meisten ganz verworfen. Der Preußische Hof war hierüber empfindlich, erklärte, er wolle seinen Schutz dem Reiche nicht aufdringen, der König sei zwar entschlossen, die deutsche Reichsverfassung aufrecht zu erhalten, jedoch nur in sofern die Stände desselben ihn patriotisch unterstützten, und somit ließ er einen Theil seines Heeres nach den Westphälischen Provinzen aufbrechen. Schon waren sie bis Cöln gekommen, als ein Kourier Gegenbefehle brachte. Die Seemächte Holland und England hatten diese Aenderung der Gesinnung des Königs bewirkt. Ersteres sah sich von dem Französischen Heere ernstlich

bedroht, letzteres fand in dem lodernden Kriegsfeuer Vortheile für seinen Handel, daher verstanden sie sich zu einem besondern Subsidien=Traktat, nach welchem Preußen stets ein Heer von 62,400 Mann gegen den gemeinschaftlichen Feind vollzählig halten, von Holland und England aber die Verwaltung der Eroberungen, welche es machen würde, geführt werden sollte. England versprach monatlich 50,000 Pf. St. an Preußen zu zahlen, und die Fourage und das Brod mit 99,840 Pf. St. monatlich zu vergüten, außerdem sollten noch 400,000 Pf. St. Ausrüstungskosten gezahlt werden.

Anfangs ging der Feldzug des Jahres 1794 glücklich; Möllendorf drang vor, und erfocht den zweiten Sieg bei Kaiserslautern, aber die Oestreicher wurden geschlagen, und Möllendorf ward hiedurch in seinem Siegeslauf aufgehalten; — der Juni verging in Unthätigkeit. Der Erbprinz von Hohenlohe erlitt bei Ederheim einen empfindlichen Verlust, und da die Oestreicher und Reichsvölker sich zurückzogen, so blieb für Möllendorf auch nichts weiter übrig, als alle Eroberungen wieder aufzugeben. Moreau drang mit der Rhein= und Mosel=Armee auf Trier vor, und es kam alles darauf an, ihm bei diesem Punkte zuvorzukommen, denn nur über Trier blieben die Armeen am Rhein mit denen in Belgien, Luxemburg und Holland in Verbindung. Nach vielen Berathschlagungen mit den Oestreichischen Heerführern, wodurch wiederum die edle Zeit verloren ging, rückte endlich

Möllendorf vor, kam aber zu spät. Die Franzosen hatten den wichtigen Posten schon besetzt. Einige Zeit verging wieder in Unthätigkeit, ehe sich die Deutschen von ihrem Schreck erholten. Die Franzosen benutzten sie um ihre Stellung zu befestigen; da ward der Entschluß gefaßt, die Franzosen wieder aus Trier zu verjagen. Zum dritten Male kämpften die Preußen siegreich bei Kaiserslautern, und sicher würde der Erfolg noch größer gewesen sein, wenn die Oestreicher den Erbprinzen von Hohenlohe gehörig unterstützt hätten.

Alles Blut, womit die Preußen die Gefilde von Kaiserslautern drei Mal getränkt hatten, war unnütz vergossen, denn als Möllendorf vorrückte, kam die Nachricht, daß der Oestreichische General Klairfait aus den Niederlanden bis über die Roer zurückgeworfen sei. Nun waren alle Anstrengungen der Preußen vergebens, die Oestreicher gingen über den Rhein zurück, Möllendorf erhielt vom Könige den ausdrücklichen Befehl, das Heer in neuen fruchtlosen Kämpfen auf dem linken Rheinufer nicht mehr in Gefahr zu setzen, sondern nach dem rechten zurückzukehren, da die Oestreicher das erstere aufgegeben hätten. Nur der Erbprinz von Hohenlohe behielt bei Mainz noch festen Fuß auf dem jenseitigen Ufer. So gingen die Preußischen Landestheile, welche jenseits des Rheins lagen, Mörs, Geldern, und ein Theil des Herzogthums Kleve, indem sie in die Hände der Feinde geriethen, verloren.

Die Seemächte bestanden nunmehr in Folge des Subsidien-Tractates darauf, daß die Preußische Armee zum Schutze von Holland herbeieilen sollte, um dort noch zu retten, was zu retten sei; hiezu wollte sich der König nicht verstehen, auch war dort nichts mehr zu retten, und der Subsidien-Tractat ging zu Ende.

Im Februar 1795 kam es nun noch darauf an, Westphalen zu decken, Möllendorf marschirte dorthin, und vereinigte sich mit den Englischen und Hanöverschen Truppen.

Es ist ein Fluch, der auf allen Koalitionskriegen ruht, daß der Mangel an Einigkeit unter den Heerführern, das getheilte, oft sich widerstreitende Interesse der Verbündeten, Eifersucht und das Bemühen, die Gefahr dem andern Theile zuzuwenden, und sich selbst vor großen Verlusten zu bewahren, endlich die Abhängigkeit, in welcher die Führer der einzelnen Heerhaufen von ihren Höfen stehen, von welchen sie vor jedem Schritt Instruction erwarten und die vielfachen Conferenzen — die Thätigkeit lähmen, und selten glückliche Erfolge schaffen. So war es auch hier; wenn die Preußen siegten, so ließen sich die Oestreicher schlagen, und einer unterstützte den andern auf der Laufbahn des Sieges nicht. Statt 200,000 Mann Reichsvölker, erschienen kaum 30,000 auf dem Kampfplatze. — Wenn alles so gegangen wäre, wie es hätte gehen sollen, so würde

Frankreich unterjocht sein, und es jetzt anders in der Welt aussehen.

Der König sah ein, daß unter diesen Umständen der Zweck des Krieges nicht erreicht werden könne, hiezu kam aber auch, daß die Unruhen in Polen Preußens Kräfte dorthin riefen, wo die Gefahr viel dringender war. Er beschloß daher, sich von dem Pilnitzer Bunde loszusagen, und mit dem Französischen Directorio zu versöhnen. Der Baron v. Goltz leitete die Friedens-Unterhandlungen ein, starb aber vor deren Beendigung, und der berühmte Freiherr, nachherige Fürst Hardenberg, welchem Preußen soviel zu danken hat, beendete am 5. April 1795 das Geschäft, welches unter dem Namen des Baseler Friedensschlusses bekannt wurde. Die Hauptbedingungen waren, daß Preußens König versprach, auch als Reichsfürst an dem Kriege nicht weiter Theil zu nehmen, daß der Krieg von dem Norden Deutschlands entfernt gehalten wurde, daß bis zum allgemeinen Frieden Frankreich im Besitz der überrheinischen Provinzen des Preußischen Staates bleiben sollte, und Frankreich, Preußens Verwendung für die Fürsten und Stände des Reichs, die gleichfalls in Friedens-Unterhandlungen mit Frankreich treten würden, annehmen wolle. Uebrigens waren mehre geheime Artikel verabredet, welche sich auf die Abtretung des linken Rheinufers, auf Holland, auf das Schicksal des Erb-Statthalters u. s. w. bezogen.

Bald nachher ward in einer besondern nach-

träglichen Konvention, unter dem Namen der Demarkations-Linie, eine Grenze für das nördliche Deutschland gezogen, welche die kriegführenden Theile nicht überschreiten sollten. Frankreich versprach die Lande, welche hinter derselben lagen, als neutral zu betrachten, und Preußen diese Linie durch ein Observations-Corps Achtung von den kriegführenden Theilen zu verschaffen. So ward durch Preußen auch der nördlichen Hälfte Deutschlands der Segen des Friedens wieder verschafft.

General Blücher bekam den Oberbefehl über das Operations-Corps an der Demarkations-Linie in Westphalen, Möllendorf kehrte zurück und begab sich zu der Armee in Polen.

Während Preußen am Rhein blühende, gewerbthätige Länder verlor, oder wenigstens so gut als verloren aufgeben mußte, vergrößerte sich das Reich, welches Friedrich Wilhelm III. dereinst beherrschen sollte, in dem Osten bedeutend. Es war die Theilung Polens, welche diesen Länder-Zuwachs herbeiführte. Das große Trauerspiel, welches sich mit dem Untergange Polens endigte, hat zu manchen verschiedenartigen Urtheilen, über die Rolle, welche Preußens Politik darin spielte, Veranlassung gegeben.

Preußen hatte die Constitution vom 3. Mai 1791 genehmigt. Gegen dieselbe bildete sich unter Anführung des Grafen Potozky die Targowiczer Konföderation, welche Russische Hilfe ins Land rief.

Katharina von Rußland, erbittert auf die Polen, weil sie derselben auf den Antrag Preußens abgeschlagen hatten, ihre ländersüchtigen Absichten gegen die Türkei zu unterstützen, fand so ein gutes Mittel, sich zu rächen. Herzberg war inzwischen aus dem Preußischen Kabinet geschieden, dessen System und Gesinnungen gegen Polen sich nun auf ein Mal änderten. Preußen sandte ein Heer, besetzte Danzig und Thorn, und nahm in Uebereinstimmung mit Oestreich und Rußland auch Großpolen in Besitz, anfangs aus dem in der Deklaration vom 6. Januar 1793 ausgesprochenen Grunde, weil der Französische Demokratismus und die Rotte der Jakobiner dort herrsche und weil die Sicherheit der Preußischen Staaten es nothwendig mache, daß Großpolen, um die Preußische Grenze zu decken, und den wohlgesinnten Einwohnern einen kräftigen Schutz zu verleihen, besetzt werde. Aber am 25. März erfolgte eine zweite Erklärung, worin die unwiderrufliche Vereinigung der in Besitz genommenen Lande mit Preußen, unter dem Namen von Südpreußen ausgesprochen ward. Es heißt darin:

> daß die Sicherheit der Preußischen Staaten es erfordere, der Republik Polen solche Schranken zu setzen, welche ihr angemessen wären, und daß, um Polen von dem gänzlichen Untergange zu retten, es kein anderes Mittel gebe, als die angrenzenden Provinzen dem Preußischen Staate einzuverleiben.

Hiernächst hatte sofort die Huldigung statt, welche

von 2200 Abgeordneten des Landes in Posen am 7. Mai geleistet wurde; auch ward sofort die Preußische Verfassung eingeführt und das Land in Regierungsbezirke und Kreise eingetheilt. Da man den Polen theils nicht traute, theils auch diese mit der Form der Preußischen Verwaltung nicht bekannt waren, so wurden überall Preußen als Beamte angestellt, wobei man in der Wahl der Subjekte nicht eben glücklich war. Jetzt sahen die Häupter der Konföderation von Targowicz das Unglück ein, welches sie über ihr Vaterland herabgezogen hatten, und protestirten gegen die Schritte, welche Rußland und Preußen thaten; indessen war solches zu spät. Die Russen versammelten in Grodno einen Reichstag, und die Abgeordneten, so wie der König Polens wurden gezwungen, am 22. und 24. September die Vollmacht zur Vollziehung des Abtretungs-Tractats mit Preußen zu ertheilen. Die Abgeordneten nahmen sich hiebei männlich und würdig, und wichen nur dem Zwang und der Uebermacht.

Politisch läßt sich das Verfahren Preußens nur durch die Nothwendigkeit entschuldigen. Indem die Targowiczer Konföderation die Russen in das Land gerufen, war abzusehen, daß das Schicksal und der Untergang Polens von den Russen entschieden bestimmt war; Preußen, obgleich ein Bundesgenosse Polens, konnte es doch nicht gegen Rußlands Uebermacht schützen, weil es selbst zu sehr am Rhein beschäftigt war; es war also wohl natürlich, daß wenn doch

einmal Polen fallen sollte, das Preußische und Oestreichische Kabinet nicht ganz Polen in Russische Hände kommen lassen konnte, sondern sich davon so viel als möglich zueignete, um die Russische Macht nicht noch mehr zu vergrößern, und vielmehr sich gegen diese Vergrößerung ebenfalls ein Gegengewicht zu verschaffen. In weltbürgerlicher Hinsicht, konnte sich der Theil von Polen, welcher unter die Preußische Herrschaft kam, nur glücklich schätzen. Das unglückliche Land war, seit Jahrhunderten schon, durch Partheiungen zerrissen, es herrschte eine geistige Finsterniß, in welcher das Volk von der Geistlichkeit mit Gewalt erhalten ward, und der Druck, welchen der Adel über die andern Stände ausübte, mußte, wenn ihn nicht die Macht der vieljährigen Gewohnheit weniger empfindlich machte, unerträglich sein. — Vom Aufblühen der Gewerbe, von Handel, Kunst und Wissenschaft waren wenige Spuren. Preußen brachte ungeheure Opfer, um die neuerworbenen Länder empor zu bringen, und es ist gewiß, daß sie bis zu dem Jahre 1807, wo sie wieder davon getrennt wurden, dem Staate oder vielmehr den übrigen Provinzen viel mehr gekostet haben, als sie einbrachten.

Aller Brennstoff zu neuen Unruhen vereinigte sich in dem kleinen Lande, was noch Polen geblieben war. Alle Patrioten, alle entlassene Offiziere des aufgelösten Heeres, alle Beamten, welche bei der Organisation des Landes nicht weiter gebraucht werden konnten, begaben sich dorthin. Der Druck der

Russen war ihnen unerträglich, welche auch diesen Ueberrest des Landes unter Vormundschaft nahmen, und sogar verlangten, daß er nicht mehr als 15,000 Mann Truppen halten sollte. Viele vornehme Familien wanderten aus. Sie warteten aber nur auf eine günstige Gelegenheit, ihr Vaterland von der fremden Zwingherrschaft zu befreien. Die Gährung nahm zu und brach endlich in lichte Flammen aus. Der General Madalinski, welcher seine Truppen entlassen sollte, that es nicht, sondern nahm von neuem sie in Eid und Pflicht, fiel in Südpreußen ein, nahm die Preußischen Kassen fort und begab sich nach Krakau; hieher war auch Kosciusko gekommen, der sich im Auslande aufgehalten hatte. Dieser ward zum Generalissimus ernannt, und stellte sich an die Spitze der Insurrection. Warschau erhob sich gleichfalls, und opferte am grünen Donnerstage und Charfreitage in einem allgemeinen Blutbade die Russen ihrer Rache. Auch die südpreußischen Gutsbesitzer standen auf, bewaffneten ihre Leibeigenen und schlossen sich dem Heerhaufen Kosciusko's, welcher einen ungeheuern Zulauf hatte, an.

Friedrich Wilhelm II. sammelte wieder sein bereits entlassenes Heer, und setzte sich persönlich mit seinen beiden Prinzen an dessen Spitze. Am 6. Juli lieferte er den Polen die Schlacht bei Sielce. Die bei weitem schwächeren, und zum Theil nur mit Sensen bewaffneten Polen, fochten mit unglaublicher Tapferkeit, jedoch konnten sie den disciplinirten und

wohlgerüsteten Preußen, bei ihrer Uebermacht nicht widerstehen. Der Kronprinz und Prinz Louis zeichneten sich durch Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit aus, letzterer ward von dem Könige, für einige von ihm mit großem Muth und Umsicht geleiteten Reiterangriffe, auf dem Schlachtfelde zum General-Major ernannt.

Die Eroberung Krakau's war die Folge dieses Sieges, und jetzt drang der König auf Warschau vor. — Die Nachricht von dem Verluste hatte den Pöbel daselbst aufgebracht, er stürmte und erbrach die Gefängnisse, errichtete Galgen in den Straßen, und ermordete mehre Gefangene, die man theils mit Recht, theils ohne allen Grund des Einverständnisses mit den Feinden beschuldigte.

Der König vereinigte sich mit den Russen, und schloß Warschau, und das verschanzte Lager vor der Stadt, in welches sich Kosciusko zurückgezogen hatte, von allen Seiten ein. Friedrich Wilhelm, welcher unnützes Blutvergießen gern vermeiden wollte, machte der Armee und den Bürgern alle möglichen Versprechungen, um sie zur Uebergabe zu bewegen, aber umsonst, sie schwuren Kosciusko nicht zu verlassen, und mit ihm zu siegen und zu fallen.

Zwei Monate dauerte die Blokade; während derselben fanden anfangs nur unbedeutende Gefechte statt. Endlich ward die Kreuzschanze bei Wola eingenommen, und die Division von Joseph Poniatowski, welche einen Ausfall machte, geschlagen,

hierauf aber ein allgemeiner Sturm auf die polnischen Verschanzungen unternommen. — Die Schlacht dauerte lange und war äußerst mörderisch; der Kronprinz zeigte darin die größte persönliche Tapferkeit, so wie er sie schon in den früheren Gefechten bewiesen hatte; die Schanzen konnten aber den muthigen Polen nicht entrissen werden. — Dieses war die letzte Waffenthat der Preußen vor Warschau. Im Rücken der Armee brach in Südpreußen selbst eine Insurrection aus. Die Einwohner dieses neuen Landes griffen zu den Waffen; die Preußischen Kassen wurden fortgenommen, die Beamten verjagt, einzelne Heerhaufen bedrohten Ostpreußen, und fielen in die alten preußischen Provinzen, den Netzdistrict und Westpreußen ein, sie eroberten sogar einen Transport von 11 Kähnen, welcher mit Munition beladen von Graudenz die Weichsel hinauffuhr. Diese Umstände nöthigten den König am 6. September die Belagerung von Warschau aufzuheben, und nach Südpreußen zurück zu gehen, um den Aufstand in dem schon in Besitz genommenen Lande zu unterdrücken, dessen Unternehmungen immer gefährlicher wurden. Jetzt stürmten die Russen mit Macht heran; der General Kosciusko ging ihnen entgegen, allein das Kriegsglück verließ ihn! Wären seine Anordnungen befolgt, und hätten keine Treulosigkeiten unter seinen Unter-Befehlshabern geherrscht, so hätte er vielleicht gesiegt; er ward aber geschlagen und selbst gefangen genommen. Der 10. October 1794,

der Tag bei Madziewice, war der Todestag Polens; bald erstürmte Suwarow Praga, 8000 Bewaffnete und 12,000 Bürger, wurden als das Sühnopfer für die am grünen Donnerstage und Charfreitage gemordeten Russen erschlagen. Warschau ergab sich. Nun kehrte auch Südpreußen zum Gehorsam zurück, die einzelnen Heerhaufen der Polen wurden zersprengt, gefangen genommen oder legten die Waffen freiwillig nieder und verliefen sich in ihre Heimath. —

Im Januar 1795 ward Polen gänzlich getheilt, und derjenige Theil, welcher Preußen zufiel, theils zu Schlesien geschlagen, theils zu Ostpreußen, theils dem Reiche als eine neue Provinz unter dem Namen Neu-Ostpreußen einverleibt. — In Südpreußen wurden drei Kammern, (jetzt Regierungen) zu Posen, Kalisch und Warschau; in Neu-Ostpreußen zwei, zu Plock und Bialistok, eingerichtet. Die erste Besitznahme vergrößerte Preußen um 900 □Meilen, und brachte derselben 1,100,000 neue Unterthanen, die zweite 990 □Meilen mit einer Million Einwohner. Rußland und Oestreich erhielten noch größere Antheile, und so lösete sich das Reich Polen auf.

Unter den Verwirrungen des Krieges vergaß Friedrich Wilhelm II. nicht die nützlichsten Institutionen zu befördern; im Jahre 1791 erschien das neue Gesetzbuch. Zwar ward dessen Gebrauch noch einmal suspendirt, indessen hatte des Königs klarer Wille doch diesmal die Bedenken bekämpft, welche diese Verzögerung herbei geführt hatten; denn im

Jahre 1794 ward es unter dem veränderten Namen „Allgemeines Landrecht" an die Stelle des Römischen und gemeinen Rechts eingeführt. — Ein Werk, welches Friedrich Wilhelm unsterblichen Ruhm bringen wird und welchen die Angriffe, die unter seiner Regierung auf Denk- und Schreibfreiheit gemacht, und die Beschränkungen, welche ein vernünftiger Glaube und eine ungezwungene Verkündigung von Gotteswort erfuhren, um so weniger verdunkeln können, da sie nicht durch ihn hervorgerufen wurden, sondern von seinen Umgebungen ausgingen.

Noch einen Zuwachs an Ländern erhielt der Preußische Staat durch Anspach und Baireuth. — Diese Länder wurden von einer Seitenlinie des Königshauses beherrscht; jetzt besaß sie Markgraf Christian Friedrich Karl Alexander, welcher keine Erben hatte. Er liebte mehr den Genuß des Lebens, als die Anstrengungen und die Thätigkeit eines Regenten, dabei war er ein Freund von vielem Reisen. — Er trat daher unterm 2. December 1791 Anspach und Baireuth an Preußen ab, welches hiedurch um 160 □ Meilen mit 358,000 gewerbthätigen Einwohnern vergrößert ward. — Mit dem Lande kam auch der Freiherr Karl August v. Hardenberg in Preußische Dienste, welcher der Rathgeber des letzten Markgrafen gewesen war, und die Abtretung des Landes vermittelt hatte. — Ihm ward die oberste Leitung der Angelegenheiten in den beiden Fürstenthümern anvertraut, und er blieb in preußischen Diensten, als

sie wieder von Preußen getrennt wurden. Ihm hat der Staat unendlich viel in jener traurigen Zeit zu danken, die bald folgen sollte; seine Gewinnung für den preußischen Dienst ist wichtiger gewesen, als die Erwerbung der beiden Fürstenthümer.

Die Zeit der Ruhe in den Jahren 1795, 1796 und 1797 ward der Einrichtung in Polen gewidmet. Zu den letzten wichtigen Regierungshandlungen des Königs gehören auch noch die Anordnungen, in Betreff der Rechte der ehemaligen fränkischen Ritterschaft, des Hochstiftes Eichstädt und der freien Stadt Nürnberg, und die Wieder-Einführung des Tabacksmonopols, durch dessen Aufhebung vor 10 Jahren er seinen Unterthanen eine große Freude gemacht, und sich hiedurch ihre ganze Liebe erworben hatte.

Die Gesundheit des Königs war seit einiger Zeit sehr geschwächt und sein sehr kräftiger Körper widerstand nur mühsam der allgemeinen Auflösung. — Zwei Sommer hatte er die Heilquellen in Pyrmont besucht, um dort Genesung zu suchen. Die erste Reise gewährte ihm Erleichterung, von der zweiten kam er kränker zurück, als er hingereiset war. Er zog sich im September nach seinem Schloß, dem Marmor-Palais am heiligen See, kraftlos und traurig zurück, die Brustwassersucht hatte sich förmlich ausgebildet. — Er konnte nicht mehr im Bette aushalten, und brachte seine Zeit auf einem Lehnstuhle sitzend zu. Man suchte ihm Erleichterung zu verschaffen, indem man von Zeit zu Zeit Lebensluft,

die man in Bällen von Goldschlägerhäutchen eingefaßt hatte, in sein Zimmer ausströmen ließ; aber das Uebel nahm immer zu. Vom 9. October an gaben ihn die Aerzte auf, er selbst aber behielt noch Hoffnung des Lebens, und erschwerte sich oft seinen Zustand, indem er die diätetischen Regeln des Arztes nicht befolgte; drei Tage vor seinem Tode gab aber auch er die bisher genährte Hoffnung zur Wiederherstellung auf, und fühlte die Annäherung des Todes, zeigte aber hierbei die größte Standhaftigkeit. Am 15. November besuchte ihn der Kronprinz und die Königin zum letzten Mal. Ersterer war tiefgebeugt, denn er hatte seinen Vater innig geliebt; der Sterbende drückte ihnen herzlich die Hände, und mit Thränen verließen sie das Sterbelager des Königs, nachdem ihnen der General-Chirurgus Görke noch auf ihr Befragen offen erklärt hatte, er glaube nicht, daß der König den morgenden Tag erleben würde. Schon die Nacht darauf traten bedenkliche Symptome ein, Beängstigungen und Krämpfe und schweres Athemholen. Am Morgen des 16. November 1797 gegen 9 Uhr entschlief er, nachdem er 53 Jahre 2 Monate gelebt und 11 Jahre 3 Monate geherrscht hatte. — Die Leiche ward in der Frühdämmerung nach Berlin gebracht und dort bei Fackelschein in die Königliche Gruft unter dem Dome versenkt. —

Die öffentliche Landestrauer um sich selbst hatte er, gleichsam als eine Vorahnung, daß sie bald eintreten würde, durch ein Gesetz vom 7. October 1797,

sowohl der Zeit, wie der Form nach sehr beschränkt.

Er war ein Mann von hohem Wuchse starkem Körperbau, und vielen persönlichen Muthes. Mehr als einmal hatten die Kugeln neben ihm eingeschlagen, und ihn mit Staub bedeckt, ohne daß er seinen Platz verließ. Er hatte von der Natur einen guten und richtigen Verstand, eine schätzbare Mitgift für das Leben bekommen, er war offen, Milde und Güte zeichneten seinen Charakter aus. — Am rechten Orte liebte er Pracht, dennoch umgab er sich nicht mit vielem Gepränge, und seine Kleidung war höchst einfach. — Er liebte die Musik, spielte fertig das Violoncell, und baute gern, mit Geschmack und in einem edeln Style.

Preußen hat er um 2200 □Meilen, und die Volksmenge um 2½ Millionen vermehrt; er erhielt von Friedrich dem Großen 3600 □Meilen und 6 Millionen Unterthanen, und übergab seinem Nachfolger auf 5800 □Meilen neuntehalb Millionen Einwohner, mit einer großen Handelsstadt, Danzig, und mit einem Strom, der Weichsel, welcher seine neu erworbenen Länder durchschnitt und die Ausfuhr der Producte derselben erleichterte. —

Berlin und Charlottenburg hatte er verschönert, er ließ das Brandenburger Thor errichten, welches nach dem Muster der Propyläen gebaut ist, und auf dessen Gipfel die berühmte Victoria prangt. Diese wurde später von den Franzosen entführt, mit

neuen Lorbeeren geschmückt aber von Paris durch uns wieder zurückgebracht. — In Charlottenburg sind viele neue Anlagen, in Potsdam das neue Schauspielhaus sein Werk. Die vorzüglichste Aufmerksamkeit widmete er aber dem Marmor-Palais am heiligen See. Er bezog es, ehe es vollendet war, und starb daselbst; es ist auch niemals völlig ausgebaut worden, so herrlich dessen Lage auch ist und so sehr diese solches wohl verdiente.

Die Kunststraße nach Potsdam, die erste im preußischen Staate, ward von ihm erbaut. Ziethens Statue gesellte er denjenigen der übrigen Helden Friedrichs des Großen auf dem Wilhelmsplatze zu.

Das Heer vergrößerte er um 25000 Mann, es galt ihm, wie noch immer, als die Stütze des Staats, er suchte es stets vollzählig und schlagfertig zu halten, aber die schimpflichen Körperstrafen dauerten noch fort, so wie der Geiz und die Bedrückung der Compagnie-Chefs, ein wahrer Verderb für das Heer.

Das Christenthum und die Gottesfurcht wollte Friedrich Wilhelm II. befördern, und der Freigeisterei und dem Spotte des Heiligen, welcher sich noch von Friedrich II. Zeitalter herschrieb, entgegenstellen, aber seine Minister irrten in der Wahl der Mittel. Statt für die Zurückführung zu einem vernünftigen Glauben und reiner Frömmigkeit zu eifern, stritt man für die Altgläubigkeit. Auch konnten die Gesinnungen nicht plötzlich durch Anordnungen und Befehle geän-

dert werden, sondern nach und nach konnte das Beispiel nur die Sitten bessern.

Der große Schatz Friedrich's II. war geleert und das Land mit 28 Millionen Schulden belastet.

Von den Dienern, welche Friedrich der Große seinem Neffen hinterließ, umgaben ihn v. Hoym, von der Recke, v. Dankelmann, von Schulenburg-Kehnert. Die auswärtigen Angelegenheiten leiteten nach v. Herzbergs Entfernung und bei der Altersschwäche des Nestors unter den Diplomaten, Grafen v. Finkenstein, die Minister v. Alvensleben und v. Schulenburg, das Finanzfach v. Struensee, die Justiz der Großkanzler v. Goldbeck. Die Welt sah besonders neben Bischoffswerder auf Lucchesini, den Freiherrn v. Hardenberg und den Minister Grafen v. Haugwitz, welchen der König besonders sein Vertrauen schenkte, deren Rath er benutzte, und sie mit besondern Aufträgen und politischen Sendungen beauftragte.

Dritter Abschnitt.

Die ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms III.

Der Morgen des 16. November begrüßte Friedrich Wilhelm III. als König, und mit diesem Tage blühten die schönsten Hoffnungen des Landes auf. — Der Zeitpunkt, in welchem ein neuer Regent das Ruder des Staats ergreift, ist an sich nicht allein für denselben ein höchst wichtiger Moment, sondern auch für alle diejenigen, welche mit demselben in politischer Beziehung stehen. Auf Friedrich Wilhelm waren Aller Augen mit der größten Erwartung gerichtet, und wahrlich, sie ist nicht unerfüllt geblieben. Man hatte in ihm als Kronprinzen schon das milde sanfte Gefühl für das Wohl seiner Unterthanen, und sein frommes Mitleid mit den Unglücklichen bemerkt, welches jedoch frei von Schwäche war; die Festigkeit seines Charakters, welcher aber keine Härte beigemischt war, hatte Bürgschaft geleistet für eine ernste bedächtige Verwaltung und für gerechte Urtheile; sei-

nen Heldenmuth, den er im Felde bewiesen, hatte man bewundert, er flößte dem Heere Zutrauen ein. Geradheit und Offenheit waren seine hervorstechenden Eigenschaften, da er noch ein Jüngling gewesen, er hatte sie auch bei dem Bürger gesucht, und denjenigen geschätzt, bei dem er sie gefunden. Er war ein Muster ehelicher Zärtlichkeit und Treue und ein Vorbild im häuslichen Leben gewesen. Nunmehr ward er Monarch, und Gott segnete Preußen, denn alle diese herrlichen Eigenschaften nahm er mit auf den Thron hinauf, wie es seine ersten Handlungen nach seiner Thronbesteigung bestätigten.

An seiner Seite stand Louise; sie ward nun als die allgeliebte und verehrte Landesmutter von dem Volke der Brennen begrüßt — hatte dasselbe doch oft schon Gelegenheit gehabt, auch ihre Huld, Herablassung, Wohlthätigkeit und Menschenfreundlichkeit kennen zu lernen. Daher beseelte die schönste Hoffnung für die Zukunft alle Herzen. Die junge Königin, in dem blühenden Alter von 21 Jahren, mit allen Reizen des Körpers und der Seele geschmückt, entzückte das Volk; ein goldenes Zeitalter schien für Preußen aufzugehen.

Des jungen Königs erste Regierungshandlungen zeigten dem Volke den redlichen Willen, welcher ihn beseelte, die Mißbräuche, welche sich unter der vorigen Regierung eingeschlichen hatten, abzustellen und dahin zu wirken, daß Preußen ein glückliches Land werde.

Acht Tage nach seiner Thronbesteigung erließ er schon die herrliche Kabinets-Ordre vom 23. November 1797 an alle Staatsminister, Kammern, Regierungen u. s. w., welche aus seiner eigenen Feder kam, und zwar unwiderlegliche Beweise seiner Werthschätzung treuer Staatsdiener enthält, aber auch die feste Absicht ausspricht, untaugliche Subjecte nicht mehr zu dulden; sie lautet:

„An sämmtliche Departements, Kammern, Regierungen u. s. w.

So bekannt es Mir auch ist, daß bei sämmtlichen Departements, Kammern, Regierungen u. s. w. viele äußerst brave, rechtschaffene, arbeitsame und fähige Männer angestellt sind, und daß gemäß dessen auch die Geschäfte in der Art betrieben wurden, so ist mir auch im Gegentheil nicht entgangen, daß sich verschiedene andere Subjecte darunter befinden, die nichts weniger, als vorbenannte Qualitäten besitzen, und ihre Schuldigkeit nicht gehörig observiren, woraus denn wiederum zu folgern, daß nicht allemal so gehandelt worden, als es zu erwarten gewesen. Da nun aber ein dergleichen Verfahren inskünftige durchaus nicht gelitten werden soll, auch solche unnütze Brodesser dem Staate nur à charge und mehr schaden als nützen, so werden sämmtliche Departements-Präsidenten u. s. w. aufgefordert, wenn sich dergleichen Subjecte in ihren resp. Departements finden sollten (woran nicht zu zweifeln, wenn ohne Partheilichkeit ver-

fahren) selbige zu notiren und davon eine Liste höhern Orts einzureichen, bei welcher dann in kurzem die Ursachen der physischen und moralischen Untauglichkeit anzumerken, auch wie sie am besten unterzubringen oder gänzlich zu entlassen, denn es ist nothwendig, daß auch hier ein Unterschied zu treffen, indem zumal bei wichtigen Stellen keine incapable und ihrem Posten nicht gewachsene Subjecte füglich gelitten werden können, ohne dem Ganzen zu schaden. Dergleichen Männer können aber vielleicht sonst gut und ehrlich sein, und daher vielleicht einem minder wichtigen Posten ganz gut vorzustehen im Sande sein, dahingegen ganz unbrauchbare physische und moralische, erstere wenn sie infirme und incapable, mit einer mäßigen Pension zu verabschieden, letztere, als die moralisch-untauglichen aber, zumal wenn sie Beweise von niedrigem Interesse oder Schmutz gegeben, oder ihre Schuldigkeit aus Faulheit nicht gethan, oder sonst ganz unbrauchbar sind, sofort zu entlassen, denn es ist besser, daß ein einzelnes Individuum leide, als daß das Ganze dabei zu Grunde gehe, oder doch wenigstens merklich leide.

Für die Richtigkeit der Angaben repondiren die Eingeber. Sollten hiebei Menschlichkeiten oder Partheilichkeiten vorkommen, so ist der Eingeber unter die Zahl der unbrauchbaren Mitglieder zu rechnen, wird also auch eine demgemäße Behandlung zu erwarten haben. Wenn aber dergleichen

Subjecte nicht augenblicklich auszumerzen, so wird demungeachtet den verschiedenen Departements-Chefs, Präsidenten u.s. w. aufs neue und schärfste aufgegeben, jederzeit nach Pflicht und Gewissen und dem von ihnen geleisteten Eide getreu zu verfahren, sich der Geschäfte mit Eifer und Thätigkeit anzunehmen und unermüdet darauf zu passen, daß ein gleiches von ihren Untergebenen geschehe, so daß alles vom Obern bis zum Niedern wie eine Kette aneinander hänge und ineinander greife. Der Obere ist schuldig, seinen Untergebenen mit aller Strenge auf den Dienst zu passen, auch ihn mit Ernst dazu anzuhalten.

Der Staat ist nicht reich genug, um unthätige und müßige Glieder zu besolden; wer sich also dessen schuldig macht, wird ausgestoßen und sind hiezu keine großen Umstände oder Proceduren nothwendig, sobald die Sache ihre Richtigkeit hat, denn der richtige und thätige Geschäftsgang kann nicht eines unbrauchbaren oder unwissenden, unthätigen Individuums halber gehemmt werden, weil der Nachtheil davon sich bis auf das Ganze des Staats erstreckt, und dieses darf nie bei einer regelmäßigen Regierung leiden. Diese aber kann nirgend angetroffen werden, als wo Thätigkeit und Ordnung herrschen und wo das Recht eines Jeden mit Unpartheilichkeit entschieden wird. Daß dieses geschehe, darauf muß unermüdet gewacht und gehalten werden und muß, wie schon erwähnt, der Obere

seine Untergebenen jederzeit im Auge haben und ihnen durchaus keine Winkelzüge oder die geringste Untreue ungeahnt durchgehen lassen. Wenn dieser Gang einmal recht eingeführt, so wird, wie ich hoffe und mit Gottes Hilfe erwarte, das Ganze gehörig zusammengehalten und verwaltet werden können.

Auf dieses Alles werde ich mit der größten Genauigkeit und Sorgfalt wachen, den redlichen wakkern Mann jederzeit hochzuachten und auszuzeichnen bemüht sein, so wie ich den, der seiner Schuldigkeit nicht gehörig nachlebt, dafür ansehen und nach Maaßgabe der Umstände mit Strenge aber Gerechtigkeit zu bestrafen wissen werde, wonach sich ein Jeder zu achten und vor Schaden zu hüten. Dies ist meine ernste und bestimmte Meinung.

Hienach hat sich sowohl das Etats-Ministerium selbst zu richten, als diese meine eigenhändige Ordre durch die Departements-Chefs an die Präsidenten ergehen zu lassen.

Berlin, den 23. November 1797.

Friedrich Wilhelm."

Diese Cabinetsordre ward nunmehr Richtschnur für die Beamten, die erste Grundlage, auf welcher die Integrität beruht, welche den preußischen Beamtenstand auszeichnet, sie gewährte dem Volke die Ueberzeugung, daß dessen Druck durch unwürdige, bestechliche oder habsüchtige Beamte vom Könige nicht geduldet werde,

daß er Unwissenheit und dummen Stolz nicht leide und der Willkühr bei der Behandlung des Volks von Seiten der Beamten ein Ziel zu setzen beabsichtige. Sie erhöhte unendlich das Zutrauen, welches das Volk in seinen jungen König setzte. Man sah, er hatte als Prinz im Stillen beobachtet, und sich von den Hauptgebrechen im Staate unterrichtet; man vernahm es mit Freuden, daß er diesen und besonders der Schlaffheit in der Verwaltung abhold war. Das Volk jubelte, es hatte ein solches kräftiges Wort lange nicht gehört.

Der Staat ist eine Maschine; wenn ein Rad nicht gehörig eingreift, oder wenn die Feder nicht die gehörige Schwungkraft hat, so stockt das ganze Werk; daher war ein ernstliches Anmahnen zum Fleiß, zur Thätigkeit, zur Redlichkeit und Unbestechlichkeit, zur Beachtung ausgezeichneter Talente sehr zu seiner Zeit. Wenn auch damals nicht gerade die Verwaltung mit schlechten Subjecten angefüllt war, so giebt es deren zu allen Zeiten immer genug. — Es kommt Alles darauf an, wie sich der König, der den Thron besteigt, ankündiget. Friedrich Wilhelm III. that es durch diese Kabinets-Ordre, auf eine Art und Weise, die ihm die allgemeine Liebe erwecken mußte.

Die Folge dieser Bekanntmachung und die ersten Handlungen im Sinne derselben, waren gegen den Minister Wöllner gerichtet. Bei aller Schlauheit durchschaute Wöllner den König nicht, er glaubte, der fromme Fürst, der wahre Religiosität im Herzen trug,

wäre ein Frömmler, und Religiosität und frommen Sinn nahm er für Pietisterei; daher befahl er auf den Grund jener Kabinets-Ordre allen Konsistorien, die Prediger, Schullehrer und Küster noch genauer als bisher zu beobachten, und dahin zu sehen, ob sie die Religion nach dem Religionsedicte lehrten. Es war auffallend, daß der Minister dies als Hauptsache aufstellte, ungeachtet hievon kein Wort in der Kabinets-Ordre enthalten war, und dasjenige, was als der Zweck derselben hervorleuchtete, und die eigentliche Absicht des Königs war, in den Hintergrund treten ließ. Der junge König war mit Recht hierüber erzürnt und nicht geneigt, eine solche willkührliche Anwendung seiner Kabinets-Befehle zu gestatten, er forderte daher die Verantwortung des Ministers. Diese genügte ihm nicht, und er erließ daher unterm 12. Januar 1798 eine Verfügung, worin Er ihm seinen Unwillen zu erkennen gab, und ihn mit Ernst aber auch mit Mäßigung auf den richtigen Standpunkt zurückführte. — Es hieß darin:

„Die Deutung, welche er der Königlichen Kabinets-Ordre gegeben hätte, sei ganz willkührlich, und nach einer gesunden Logik unzulässig. Er werde wohlthun, künftig bei seinen Verordnungen nicht ohne vorherige Berathschlagung mit den geschäftskundigen Männern seines Departements zu Werke zu gehen; er möchte hierin dem Beispiele des verewigten Minister von Münchhausen folgen, der noch mehr, wie viele andere, Ursache gehabt hätte, sich

auf sein eigenes Urtheil zu verlassen; zu dessen Zeit wäre kein Religionsedict, aber gewiß mehr Religion und weniger Heuchelei unter den Geistlichen gewesen und das geistliche Departement habe bei Inländern und Ausländern in der größten Achtung gestanden. Die Religion sei eine Sache des Herzens, des Gefühls und der eigenen Ueberzeugung, und müsse nicht durch methodischen Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerke herabgewürdigt werden. Vernunft und Philosophie müßten ihre unzertrennlichen Gefährten sein, dann würde sie durch sich selbst feststehen, ohne die Autorität derer zu bedürfen, die es sich anmaßen wollten, ihre Lehrsätze künftigen Jahrhunderten aufzudringen und den Nachkommen vorzuschreiben, wie sie zu jeder Zeit denken sollten. Er möchte daher bei Leitung seines Departements nach ächtlutherischen Grundsätzen verfahren.

Wie herrlich sprach sich hier des Königs aufgeklärter Geist, der Frömmelei von ächter Frömmigkeit zu unterscheiden wußte, aus. Die Anmaßung des Minister Wöllner hatte diese derbe Zurechtweisung wohl verdient, hatte er doch nicht lange vorher, den Konventualen des Klosters Berge, ihrem alten guten Rechte entgegen, nach welchem sie sich den Vorgesetzten stets selbst wählten, einen Abt in der Person eines Consistorialraths aufdringen wollen, und da sie gegen ein solches Verfahren die Hilfe des Rechts in Anspruch nahmen, erklärt:

daß, wenn sie ihre Geringfügigkeit gegen die Befehle des Landesherrn als bloße Kandidaten und bestellte Schullehrer nicht bald einsehen und begreifen würden und daß sie aus Königlicher Milde nur Lohn und Brod deßhalb erhielten, um die Jugend zu informiren, er ihren thörigten Stolz bald demüthigen, und bei des Königs Majestät höchster Person dahin antragen würde, daß sie als ungehorsame Unterthanen, die, sich gegen den Willen des Souverains aufzulehnen nicht entblödeten, ohne weitere Umstände cassirt und aus dem Kloster fortgeschafft würden."

Hatte er, welcher durch ein Religions-Edict die reine Lehre Jesu wieder herstellen wollte und dem als geistlichen Minister ein Muster der Sanftmuth zu sein obgelegen, seine Minister-Despotie doch mit einer Härte ausgeübt, die jener Lehre geradezu widerstreitet, und in jener Zeit, in einem von einem milden Monarchen beherrschten Staate unerhört war.

So klar aus diesem einzigen Zuge seine Anmaßung hervorleuchtet, so kriechend nahm er den Verweis des Königs hin; statt daß ihm solcher hätte Veranlassung sein müssen, sofort auszuscheiden, that er, als ob nichts geschehen sei, und vollzog selbst alle Rescripte, welche im Gefolge obiger Kabinets-Ordre seine Anordnungen aufhoben. Er schien mit einem Male ganz umgewandelt, um nur seine Stellung als Minister zu behalten. Der König durchschaute ihn ganz, und entzog ihm sein Vertrauen, oder wandte

es ihm gar nicht zu, denn wahrscheinlich hatte er es niemals gehabt.

Unterm 27. Dezember ward die Immediat-Examinations-Commission aufgehoben, das Ober-Consistorium wieder in seine instructionsmäßigen Rechte eingesetzt, ihm die Prüfung der Candidaten, Einführung der Lehrer, Besetzung der Pfarrstellen, die Censur der theologischen und philosophischen Bücher wieder übertragen, und die Abstellung aller dagegen eingeschlichenen Mißbräuche befohlen. Hiemit ward auch zugleich dem Religions-Edikt seine Kraft benommen, denn der König hatte ja erklärt, daß die Religion durch sich selbst festbestehen würde, wenn Vernunft und Philosophie ihre unzertrennlichen Begleiter sein würden, und daß es keiner Autorität bedürfe, um ihre Lehrsätze künftigen Jahrhunderten aufzudringen, und den späteren Nachkommen vorzuschreiben, was sie denken und glauben sollen.

Am 11. März 1798 erhielt Wöllner seinen Abschied. Er begab sich aus dem Glanz des Hofes in die Einsamkeit seiner Güter, wo er, wie angeführt ist, nach zwei Jahren starb.

Jede Besorgniß für die Denkfreiheit und Aufklärung schwand jetzt, die Geistlichkeit und das Volk athmeten wieder frei auf, das Censur-Edict war aufgehoben, und die Freiheit der Presse ward nur einer milden und gerechten Censur unterworfen.

Friedrich Wilhelm berief an Wöllner's Stelle den bisherigen Regierungs-Präsidenten v. Massow

aus Stettin, welcher von nun an, die geistlichen Angelegenheiten in dem Sinne seines erhabenen Herrschers nach den Gesetzen der Billigkeit und der Vernunft leitete.

Friedrich Wilhelm II. hatte bekanntlich, bedrängt durch die Geldverlegenheiten, in welchen sich der Staat befand, das Tabacks-Monopol wieder eingeführt, welches Friedrich II. auf Anrathen der Französischen Financiers, die er in das Land berief, schon eingerichtet, und er selbst bei dem Antritt seiner Regierung wieder aufgehoben hatte. Friedrich Wilhelm III. erfreute seine Unterthanen durch den Befehl vom 25. Dezember 1797, welcher dieses verhaßte Monopol abermals abschaffte. Der an der Spitze der Verwaltung desselben stehende Minister v. Bugenhagen ward pensionirt, die übrigen Beamten gleichfalls, oder dem Accise- und Zoll-Departement überwiesen, und zu einigem Ersatz der Ausfälle, welche die Königliche Kasse hiedurch erlitten, die Accise vom Taback um ein geringes erhöht. Die desfalsige Verordnung war klar und offen abgefaßt, und sie sprach geradezu die Erklärung aus, daß der König bei seiner Verwaltung keiner Vermehrung der Staats-Einkünfte zu bedürfen glaube.

Hiezu gehörte aber, daß die größte Ordnung bei der Verwaltung derselben herrschte. Es fühlte der König sehr wohl, daß er, bei der gänzlichen Leere des Staatsschatzes, und bei der Menge von Schulden, sehr haushälterisch mit dem Einkommen des

Staates wirthschaften müsse, wenn er den frühern Zustand wieder herstellen, und im Fall eines ausbrechenden Krieges die Mittel sich verschaffen wollte, gerüstet seinen Gegnern entgegentreten zu können; daher lebte er und sein Hof auf das höchste einfach. Indessen genügte diese Sparsamkeit nicht, es mußten auch alle Verwaltungszweige auf das genaueste kontrollirt werden, damit alle unnöthigen Ausgaben vermieden würden.

Die Ober-Rechen-Kammer war bis dahin dem General-Directorio untergeordnet, und dieses ertheilte ihr die nöthigen Anweisungen und Befehle; ihre Befugniß war daher beschränkt; sie revidirte bloß die Rechnungen, aber ihr stand keine Kontrolle zu.

Der König machte sie unabhängig, gab ihr einen eigenen Chef in der Person eines Ministers, und ertheilte ihr die Befugniß, nicht bloß obenhin die Rechnungen zu revidiren, sondern auch die Vorlegung der Einzelnheiten zu verlangen, und die Rechnungen auch im Materiellen zu controlliren.

In der sonstigen Verwaltung änderte er übrigens wenig, denn die ganze Staatsmaschine ging noch den regelmäßigen Gang, welchen ihr Friedrich der Große so weise angewiesen hatte, und welche kein Stocken besorgen ließ. Eine bessere Einrichtung der Verwaltung bei den Forsten, wodurch dieselben der Aufsicht der Provinzial-Regierungen mitunterworfen wurden und der Chef des Forst-Departements unter den Departements-Minister der Provinz gestellt ward, war

höchst nothwendig, und führte zu einer geregelten Forstwirthschaft und zur Ersparung bei den Erzeugnissen der Forsten. Eben darauf war auch eine Verordnung gerichtet, welche den Lehmpatzen-Bau statt desjenigen mit Holz bei den Bauten in den Domainen anordnete. Die Besorgniß, daß einst ein allgemeiner Holzmangel bei der fortgesetzten sorglosen Bewirthschaftung der Waldungen entstehen könnte, ward hiedurch gemildert, und des Königs edles gutes Herz und seine Fürsorge für das Wohl der Nachkommen leuchtet aus dieser Einrichtung klar hervor.

Ferner wandte er seinen Blick auf die Gesundheit seiner Unterthanen. Er verördnete, daß Niemand ein medizinisches Gewerbe treiben sollte, der nicht gehörig über seine Fähigkeiten und Kenntnisse geprüft war. Er erließ daher unterm 1. Februar 1798 ein Reglement, über den anatomischen und medizinischen Kursus, den ein jeder Arzt und Wundarzt machen, und wie es mit deren Prüfung gehalten werden solle. Im Juli 1798 erschien eine Verordnung wegen Bestrafung der, die öffentliche Ruhe störenden Excesse der Studirenden, welche ihnen indeß genugsame Freiheit ließ, ihr jugendliches Leben froh zu genießen.

Im August 1798 erließ der König eine Verordnung an sämmtliche Landes-Justiz-Collegien, wegen der auszuarbeitenden Provinzial-Rechte. Leider sind diese noch nicht erschienen, und nur allein in Ostpreußen hat der ausgearbeitete Entwurf, die Kö-

nigliche Sanction erhalten, das Bedürfniß derselben stellt sich aber immer dringender heraus.

Im September erließ der König eine Circulair-Verordnung an sämmtliche Regiments-Chefs und Kommandeurs, das Heirathen der Officiere und die Legitimation der unehlichen Kinder betreffend; der Officier, welcher heirathen wollte, sollte nach dieser darthun, daß er und seine Braut ein Einkommen von 600 Rtl. besäßen. Er verbot das Heirathen der Frauen von niederer Herkunft, schlechter Erziehung, oder gar der Maitressen, welche letztere nur zu häufig von den Officieren gehalten wurden. Er wollte, daß die Würde des Kriegerstandes nicht mehr durch solche unpassende Verbindungen befleckt werde. — Im Oktober erschien das Edikt wegen Verhütung und Bestrafung der geheimen Verbindungen. Er verbot alle geheimen Verbindungen, ertheilte aber sein Protektorium der großen Landesloge, der Mutterloge zu den drei Weltkugeln, und der großen Loge Royal York zur Freundschaft, und den von ihnen constituirten Logen. Seine Gnade hat er auch während seiner ganzen Regierungszeit dem Maurerbunde nicht entzogen, und noch in seinen letzten Tagen dadurch bewiesen, daß er es seinem Sohne, dem Prinzen Wilhelm von Preußen, gestattete, Maurer zu werden, und das Protektorium der drei großen Logen zu übernehmen, welches unfehlbar die Vereinigung ihrer drei Systeme zur Folge haben wird.

Im November wurden mehre Vorschriften zur

Ergänzung des Allgemeinen Landrechts und der Gerichtsordnung, z. B. wegen Verhütung von Tumulten, wegen Injuriensachen und wegen Verschuldung der Justiz-Officianten erlassen. In Süd- und Neu-Ostpreußen besonders regelte er das Abschoßwesen, hob den Unterschied der Sujets mixtes auf, indem jeder, der in den verschiedenen Theilen des Landes Güter besaß, sich als Unterthan eines der Reiche Rußland, Oestreich oder Preußen erklären mußte, und ihm frei gestellt ward, die Güter in den andern Landestheilen binnen 5 Jahren zu verkaufen, und das Geld abzugsfrei außer Landes mit zu nehmen.

Für Ostfriesland ordnete er den Häringsfang, indem er der dortigen Gesellschaft zwar die Octroy bestätigte, aber den Fang nur mit Preußischen Schiffen gestattete.

Endlich erließ er auch einen General-Pardon und eine allgemeine Amnestie für geringe Verbrechen, wie solches gewöhnlich bei Regierungs-Veränderungen zu geschehen pflegt.

Dieses waren seine vorzüglichsten die Verwaltung des Staats betreffenden Anordnungen in dem Rest des Jahres 1797 und in dem Jahre 1798, bei welchen er eine große Thätigkeit entwickelte und viele Umsicht bewies.

Zur höchsten Freude des Volkes säuberte er sofort den Hof von jenen Personen, die nur zu lange schon der Gegenstand des allgemeinen Hasses gewesen waren und welchen man so manches Unglück zu-

schrieb, welches den Staat betroffen hatte. — Die Gräfin Lichtenau ward wenige Stunden nach dem Tode des hochseligen Königs mit einem ihrer Günstlinge Namens St. Union verhaftet, und Anfangs im Kavalier-Hause vier Monate lang bewacht, ihre Papiere versiegelt, und ihre Güter in Beschlag genommen. Das Volk frohlockte und pries die Gerechtigkeit des Königs, es erschienen Schmähschriften und Karrikaturen, und schon hoffte man sie auf dem Richtplatz sterben zu sehen. Wenn auch von dem Resultat der gegen sie geführten Untersuchung nichts bekannt geworden ist, indem sie selbst das Versprechen ablegen mußte, hievon nichts zu veröffentlichen, so mögen doch ihre Vergehen nicht so groß gewesen sein, als sie ihr angeschuldet wurden, oder die Gnade des Königs hat besonders vorgewaltet. — Sie ward Anfangs auf die Festung Glogau gebracht, jedoch dort nur im Stadt-Arrest gehalten. — Nach drei Jahren ward sie gänzlich frei gelassen, und wählte Breslau zu ihrem Aufenthalte, heirathete dort den Schauspiel-Direktor Holbein, und starb endlich in der Zurückgezogenheit und vom Volke vergessen, im Jahre 1820; des Königs Gnade hatte ihr 4000 Thaler Pension jährlich ausgesetzt, ihre übrigen Güter wurden eingezogen, und dem Berliner Krankenhause, der Charite überwiesen.

Auch Bischoffswerder ward wie schon oben erzählt ist, mit einer mäßigen Pension entlassen, die übrigen Kreaturen von geringerem Range und Ge-

wicht, sanken in die Dunkelheit zurück, oder waren von selbst unschädlich gemacht, indem sie ihre Hauptstützen verloren.

Dagegen suchte sich der König mit würdigen Männern zu umgeben. Seine Minister waren solche, nachdem Wöllner's Stelle durch den würdigen v. Massow besetzt war. Von allen schenkte das Volk dem Minister von Haugwitz, welcher die auswärtigen Angelegenheiten leitete, das wenigste Zutrauen und leider hat die Folgezeit bewiesen, daß sein Rath nicht immer der Beste war. v. Köckritz sein Adjutant da er Kronprinz war und ein Freund, wie er einem jeden Fürsten zu wünschen wäre, blieb auch dem Könige nahe, seine Geradheit und Biederkeit machte ihn Allen werth, Bescheidenheit und Gutmüthigkeit waren ausgezeichnete Eigenschaften seines schönen Charakters, und seine Anhänglichkeit an den König war bis zum Enthusiasmus gesteigert; v. Zastrow ward General-Adjutant, und also der eigentliche vortragende Rath in Militair-Angelegenheiten; er war nicht minder redlich und treu wie v. Köckritz, aber auch noch ein tüchtiger Geschäftsmann von vieler Ausdauer und Stetigkeit. Ueberdies berief der König noch den Oberst v. Rüchel, und übertrug ihm besonders die Leitung der Militair-Erziehungs-Anstalten. v. Rüchel war ein Feuerkopf, ein genialer Mann, in jeder Hinsicht sehr unterrichtet, dabei dem Könige und dem Vaterlande ganz ergeben, und es war eine glückliche Wahl, daß auch ein solcher

dem ruhigen, kalten und überlegenden Zastrow zugesellt ward. In der Civil-Verwaltung berief er Max Julius Ludwig Menken zum Kabinetsrath. Dieser, aus einer bekannten trefflichen Familie entsproßen, ward zuerst durch den Minister Herzberg in die geheime Kanzlei berufen, und dann in Gesandtschafts-Angelegenheiten zu Stockholm beschäftigt. Schon Friedrich der Große zog ihn vor, und wenn er gleich noch unter Friedrich Wilhelm II. im Kabinet blieb, und den König selbst in den Feldzügen am Rhein begleitete, so war er doch in einer weniger bedeutenden Stellung, und ward sogar aus dem Felde nach Potsdam zurückgesandt, weil er sich Aeusserungen erlaubt hatte, die einem Bischofswerder mißfielen und dort wenig beschäftigt. Diese Zeit der Muße widmete er seiner Ausbildung in allen Fächern des Wissens. — Als Friedrich Wilhelm III. den Thron bestieg, suchte er einen offenen ehrlichen Rathgeber, und seine Wahl fiel auf Menken, welcher, obgleich oftmals kränkelnd, diesen ehrenvollen Ruf nicht ausschlagen konnte, und glücklicher Weise hatte er sich bei seiner Wahl nicht getäuscht. Der König hatte Menken viel zu danken; der herrliche Styl, mit welchem er die Kabinets-Ordres abfaßte, die Offenheit, mit welcher in denselben die Gründe des Herrschers zu seinem Verfahren dem Volke ohne Hehl dargelegt sind, das herzliche Wohlwollen, dennoch verbunden mit Königlichem Ernst, welches sich darin aussprach, waren es besonders,

welche dem Könige sogleich die Liebe seiner Unterthanen erwarben. Leider konnte Menken nur ein Jahr vollkommen nützlich sein, denn er litt an steter Heiserkeit, und seine physische Kraft war gebrochen. Später ertheilte er dem Könige nur seinen Rath, wenn er gefordert ward, auf welchen derselbe aber immer noch ein großes Gewicht legte. Doch konnte er auch hiemit nicht lange nützlich sein, denn schon im Jahre 1801 unterlag er den Leiden eines durch stete Arbeit geschwächten Körpers. Wir behalten uns vor, am Schlusse dieses Abschnittes einige der merkwürdigsten Kabinets-Ordres aus jener Zeit, welche mit dem höchsten Enthusiasmus von Seiten des Volkes aufgenommen wurden, mitzutheilen. — Privat-Angelegenheiten und Gnadensachen trug der Geheime Kabinets-Secretair Nelke vor.

Der Geschäftsgang im Kabinet war höchst geregelt, die eingegangenen Briefe wurden des Morgens in des Königs Zimmer gebracht, und dort erbrochen, hiebei machte er schon oft Randbemerkungen, um den Vortragenden auf das aufmerksam zu machen, worauf es ihm anzukommen schien, dann wurden sie nach den Departements sortirt, und nach der Parade erschienen die Vortragenden. Der König ließ sich oft Auszüge aus den Acten machen, aber stets wurden die Originale beigelegt, und nicht selten verglich er sie mit den letztern; eben so mußten die Dekrete stets den Reinschriften beiliegen; und was an einem Tage eingegangen war, ward in der Regel denselben

Tag noch beantwortet, und am andern Tage die Reinschrift von dem Könige vollzogen und abgesandt. Hievon hielt ihn nichts ab. Einst erschien, z. B. Er und die Königin bei einem Ball, den ein Staats-Minister gab, etwas zu spät; die Gattin desselben empfing sie, worauf die Königin ihr sagte: „nehmen Sie es nicht übel, daß wir so spät gekommen sind, mein Mann hatte noch Geschäfte.“ — Diese wahrhaft Königliche Gesinnung sollte überall, in jedem Berufe Nachahmung finden, die Geschäfte müssen dem Vergnügen stets vorangehen.

Des Königs häusliches Leben blieb eben so einfach, wie er es bisher als Kronprinz geführt hatte, König und Königin machten nur einen Hof, sie behielten ihre Wohnung in dem Kronprinzlichen Palais, sie gingen allein ohne Begleitung Arm in Arm spazieren. Die ganze Hofhaltung war von allem Prunk entfernt und auf das sparsamste eingerichtet, weil sie beide allen Aufwand haßten und auch die Lage der Finanzen des Staates solches forderte.

Als nach seiner Thronbesteigung die Kammerdiener vor dem eintretenden Könige die beiden Flügelthüren des Saales öffnen wollten, fragte er: Bin ich denn in der Geschwindigkeit so dick geworden, daß eine Thüre zu enge für mich ist? — und so blieb es denn nachher bei dem früheren Gebrauch.

Als der Küchenmeister nach der Einrichtung der Tafel fragte, und vermeinte, daß sie jetzt reicher besetzt werden müsse, als zuvor, entgegnete er, daß er

Lith. Inst. v. B. Kehse & Sohn, Magdeburg

FRIEDRICH WILHELM LUDWIG

PRINZ VON PREUSSEN.

FRIEDRICH HEINRICH ALBRECHT

PRINZ VON PREUSSEN.

FRIEDRICH CARL ALEXANDER

PRINZ VON PREUSSEN.

Lith: Inst: von B. Kehse & Sohn Magdbg.

AUGUSTE

FÜRSTIN VON LIEGNITZ.

nicht bemerke, seit seiner Thronbesteigung einen größern Appetit erlangt zu haben, und somit ward auch hiebei nichts geändert.

Jeder Prunk und Aufwand war dem Königspaare zuwider. Daher schrieb der König an den Stadtpräsidenten Schimmelpfennig von der Oye zu Warschau, als er vernahm, daß die Bürgerschaft bei Gelegenheit der Huldigung große Feierlichkeiten veranstalten wolle:

„Ich habe durch eine besondere Schlußfassung dem Ständischen Minister, Baron v. Schrötter meine Gesinnungen eröffnet, daß ich überzeugt von der Treue und Anhänglichkeit meiner Unterthanen, keine kostspieligen Ehrenbezeugungen verlange, sondern vielmehr wünsche, daß Keiner das reine Gefühl der Freude bei der abzunehmenden Huldigung und meiner ersten Landesbereisung verkümmern möge. Mein Wille ist, ohne allen Königlichen Prunk und nur mit aufrichtigem väterlichen Herzen Meine Unterthanen zu besuchen, ich hoffe daher, daß Meine Unterthanen um so williger aller äußerlichen Ehrenbezeugungen, die mit Kosten verknüpft wären, sich enthalten werden, als sie selbst hiedurch Anlaß geben, die mir so theuere, zu ihrem Wohl bestimmte Zeit zu verlieren.

Ich habe zwar aus dem Rapport und Eurer Anfrage vom 2. d. M. entnommen, daß meine guten Bürger der Stadt Warschau, ungeachtet dessen, die Gesinnung beibehalten, mir ihre gegen mich hegende Anhänglichkeit durch Entgegenkommen

bezeigen zu müssen, allein so wie mich dieser unbezweifelte Beweis ihrer herzlichen Anhänglichkeit freut, so mache ich es Euch zur Pflicht, sie meiner Erkenntlichkeit zu versichern, und durch den Einfluß Eures Ansehens, allen unnöthigen Pomp zu beseitigen; ich wünsche nur das zwischen uns geschlossene Bündniß, von ihrer Seite durch Bezeugung der Liebe und Treue, und von meiner Seite durch väterliches Wohlwollen immer enger zu knüpfen. —

Friedrich Wilhelm.

Diese Aussprüche des reinsten väterlichen Wohlwollens mußte das ganze Volk und selbst jene Bewohner der neu erworbenen Provinzen an ihn fesseln. — Diese Liebe des Volks war auch gleich vom Anfange seiner Regierung, sein höchstes Glück, und wie sie sein ganzes Wesen einnahm, erhellt fast aus jeder seiner, in den ersten Jahren seiner Regierung erlassenen Verfügungen. So erließ er in Bezug auf die bevorstehende Huldigungs-Reise nachfolgende Kabinets-Ordre an das General-Directorium. —

Ich erfahre, daß man bereits hin und wieder an den Orten, durch welche die Huldigungs-Reise mich führen wird, auf Anstalten zu einem feierlichen Empfange denkt. — Als Zeichen der Zuneigung von Seiten meiner treuen Unterthanen, würden mir diese Feierlichkeiten selbst bei der Ermüdung von der Reise höchst schätzbar und willkommen sein; allein die Liebe des Volks hat untrüg-

lichere Merkmale, als Ehrenpforten, Einholungen, Gedichte und dergleichen; Merkmale die von keiner Gewohnheit und Herkommen abhängen, sondern gerade aus dem Herzen kommen; nur diese haben für das Meinige wahren Werth, und ich verdanke ihnen während meiner Regierung schon manche frohe Stunde; ich hoffe sie auch während meiner Reise in den Provinzen wieder zu finden, und wünsche dagegen um so mehr, daß man sich alles Gepränges zu meinem Empfange enthalte, als es mir nicht unbekannt ist, mit welchen Unbequemlichkeiten und Kosten dergleichen feierliche Anstalten für die Theilnehmer verknüpft sind. — Ich hoffe, das General-Direktorium wird Gelegenheit finden, meine Gesinnungen über diesen Punkt, da wo es erforderlich sein möchte, unter der Hand zu verbreiten, und dadurch die gewünschte Wirkung hervorzubringen, zu welchem Ich dasselbe hierdurch davon habe benachrichtigen wollen.

Potsdam, den 9. April 1798.

Friedrich Wilhelm.

An das General-Direktorium.

Friedrich Wilhelm, dessen Herz auch nicht der geringsten Verstellung fähig war, gestand hier offen, daß ihm die Liebe des Volks schon manche frohe Stunde gemacht habe, und er durch sie bei dem Besuch der weiten Länder seines Staates noch viele zu gewinnen hoffe. Es mußte die Gewißheit alle Her-

zen erheben, einen König zu besitzen, der sein Vergnügen in der Liebe des Volkes fand, seine Unterthanen mußten ihn wieder lieben, und solches mit treuer Anhänglichkeit beweisen. — Wie sehr ihm die Liebe des Volkes am Herzen lag, zeigt folgende Anekdote:

Bald nach seinem Regierungs-Antritt, forderte er einen hochgestellten Staatsbeamten auf, ihm aufrichtig zu sagen, was das Volk nach seinen ersten Regierungshandlungen von ihm wohl urtheilen möchte; dieser antwortete ihm, was er auch mit gutem Gewissen sagen konnte:

„Es fühle sich glücklich unter Sr. Majestät Regierung, es segne ihn aufrichtig, und liebe ihn innig."

O! sprach er: sagen Sie mir dieses nach zehn Jahren wieder, und es wird meine höchste Wonne sein, es zu erfahren!

Eben diese Gesinnung sprach sich in folgender Kabinets-Ordre aus, die er an den Westpreußischen Landes-Deputirten Kammerherrn v. Rosenberg Gruszczynsky erließ:

Innigst gerührt von den Merkmalen der Liebe und des Vertrauens, welches Euer Schreiben vom 15. d. enthielt, kann ich mir das Vergnügen nicht entsagen, Euch und Euren Westpreußischen Mitbrüdern, die bereits mündlich gethane Versicherung meines aufrichtigen Dankes und Wohlwollens zu wiederholen. Bei dem unaufhörlichen Bestreben

mein Volk glücklich zu machen, wird die Ueberzeugung, daß dasselbe diese Absicht nicht verkenne, stets meine süßeste Genugthuung sein. Versichert daher Eure Mitbrüder, daß die Huldigung ihrer Liebe mir die lebhafteste Freude gemacht, daß ich auf den fortdauernden Besitz derselben stets eifersüchtig sein und keine Gelegenheit unbenutzt lassen werde, ihnen Beweise meiner Werthschätzung zu geben; ich bin Euer gnädiger König.

Friedrich Wilhelm.

Berlin, den 17. März 1798.

So umfaßte er seine Unterthanen sämmtlich mit gleicher Liebe, und als der Dr. Feßler ihn um ein Protectorium für die Loge Royal-York bat, welches späterhin allen Freimauer-Logen in dem Gesetz wegen Verhütung geheimer Gesellschaften ertheilt ward, gab er demselben folgenden Bescheid:

Ob ich gleich in den Orden der Freimauerei nicht eingeweiht bin, so weiß ich doch, daß sie moralische Zwecke befördert, Wohlthätigkeit übt, und sich jeder politischen Tendenz enthält, — ich werde also derselben niemals das geringste Hinderniß in den Weg legen. Da ich indessen als König die Pflicht auf mir habe, ein Vater aller meiner Unterthanen zu sein, so bedarf es auch für einzelne Gesellschaften derselben, die der allgemeinen Landes-Polizei nicht entgegen sind, gar keines besondern Protectoriums.

Gerechtigkeitsliebe war eine ausgezeichnete Ei-

genschaft seines Characters, welche sich gleich im ersten Jahre seiner Regierung kund gab. Er achtete die Gesetze selbst, und hielt sie aufrecht, indem er jeder Willkühr einen Damm entgegen setzte; hievon haben wir in seinen spätern Regierungsjahren wohl täglich die überzeugendsten Beweise erhalten, aber er legte die Achtung vor dem Gesetz auch gleich bei dem Anfange seiner Regierung an den Tag.

Ein Kaufmann hatte einen Prozeß in allen Instanzen verloren, weil er einen Wechsel-Protest, statt mit der an demselben Tage zurückgehenden Post, erst an dem darauf folgenden Posttage zurücksandte, und die Frage streitig blieb, ob eine Stelle im Allgemeinen Landrecht, von der nächsten Post, oder dem nächsten Posttage zu verstehen sei Er benutzte den Regierungs-Antritt des Königs, und bat um die Revision des Prozesses, wird aber abschläglich beschieden. Er kam nochmals bei dem Könige ein, ward abermals glimpflich belehrt, daß sein Prozeß nicht anders als nachtheilig gegen ihn hätte entschieden werden können, dennoch wagte er in einer dritten Eingabe sogar zu drohen, daß er den Prozeß wolle drucken lassen. Nun schien es dem Könige Zeit, ernstlich seine Meinung in nachfolgender Kabinets-Ordre auszusprechen:

„Es ist allerdings mein fester Vorsatz, dafür zu sorgen, daß auch dem geringsten Meiner Unterthanen Gerechtigkeit wiederfahre, aber Ich werde Mir nie von irgend einem unnützen Quärulanten

einseitige Gesichtspunkte aufdringen lassen, um gegen die Meinung Meiner bewährtesten Justiz-Beamten, und selbst gegen die Stimme des Publikums, über Recht oder Unrecht zu entscheiden. Lasset Meinetwegen über euren Prozeß drucken, was Ihr bei der Polizei verantworten könnt, und zeigt mir den Richter an, dem Ihr es beweisen könnet, daß er nach Privatabsichten gegen Euch entschieden habe, aber hütet Euch wohl, Mir bloße leidenschaftliche Muthmaßungen für Wahrheit zu geben, oder boshafte Verläumdungen anzubringen, wofür ich Euch nach der ganzen Strenge des Gesetzes werde züchtigen lassen. Wollt oder könnt Ihr dies nicht, so behelligt Mich nicht wieder durch unbescheidenen Ueberlauf in Eurer bis zum Ueberfluß untersuchten und entschiedenen Wechselsache, Ihr werdet gewiß übel dabei fahren, denn meine Zeit gehört dem Unterthan, der Ruhe, Ordnung und Aufrechthaltung der Gesetze liebt und wünscht, nicht aber dem, der solche zu untergraben sucht."

„Dies zur Achtung auf Euer nochmaliges Schreiben vom 15. d."

Berlin, den 16. December 1797.

Friedrich Wilhelm.

Wie wahr ist es, daß die edle Zeit des Königs nur dem ruhigen, die Gesetze liebenden Unterthanen gehört, und nicht durch unnütze Quärulanten diesem gewissermaßen gestohlen werden darf.

Seine Gerechtigkeitsliebe bestimmte den König

auch das Unrecht willig wieder gut zu machen, welches wider seine Absicht dem Einzelnen zugefügt war, und heilig war ihm das Versprechen, das von Seiten des Staats gegeben war. Als Beispiel hievon diene folgender Fall:

Zum Schulzengute zu Friedrichshagen, Amts Köpenik, gehörten 78 Morgen Land, welches der König Friedrich II. im Jahre 1770 bei einer Reise mit jungen Kiehnen aufgeschlagen fand, und dem damaligen Landjäger Bock in Schonung zu legen befahl. Es gebührte dem Besitzer eine Entschädigung dafür, und diese wurde im Jahre 1782 demselben in Natura durch ein anderes gleich großes Stück Forstland bewilligt, worüber die Kurmärkische ꝛc. Kammer einen Entschädigungs-Kontract mit dem damaligen Schulzen abschloß, welcher von derselben gerichtlich vollzogen, und demnächst in Sr. Königl. Majestät Namen von dem General ꝛc. Directorium bestätigt ward. — Dieses Schulzengut mit Pertinenzien, worunter auch gedachte 78 Morgen für Entschädigung bewilligtes und abgegrenztes Forstland gehörten, kam durch Verkauf an mehrere Besitzer, und zuletzt an einen gewissen Wilke, für den Kaufpreis von 5800 Thaler. Die Kammer behauptete, daß ein Irrthum wegen gedachter Entschädigung vorgefallen sei, indem dem Schulzengute solche nicht mit 78 Morgen gebühre, strengete deshalb einen fiscalischen Prozeß an, welcher seit 1795 alle drei Instanzen durchgeführt, und durch das im Dezember 1797 publicirte Revi-

sionsurtheil dahin entschieden wurde: „daß der Entschädigungskontrakt wieder aufgehoben werde, und der Besitzer des Schulzenguts, Wilke, mehrgedachte 78 Morgen wieder zurück zu geben schuldig sei." — — Darüber beschwerte sich der Wilke bei dem Könige unmittelbar, vorstellend, daß er auf Grund der Verschreibung den Kauf geschlossen, über 200 Thaler Prozeßkosten gehabt habe, dadurch ruinirt und an den Bettelstab gebracht sei, und ob ihm zwar der Regreß gegen den Verkäufer unbenommen bleibe, so sei er doch nicht nur einen fernern Prozeß zu führen unvermögend, sondern der Verkäufer auch ein armer Mann, der ihn zu entschädigen nicht mehr im Stande sei; mithin bliebe er, der Wilke, immer das Opfer des Unglücks, wenn des Königs Majestät sich seiner und seiner unglücklichen Familie nicht anzunehmen geruhen wollte, worauf nachstehende Kabinets-Resolution vom 17. Januar desselben Jahres erfolgte:

An das General-Directorium.

Wenn es seine Richtigkeit hat, daß wegen der im Jahre 1770 aus Versehen eingehegten, dem Schulzenamte zu Friedrichshagen zugehörigen 78 Morgen Ackerlandes, derjenige Entschädigungs-Kontrakt, welchen der Wilke seiner Vorstellung vom 12. d. kopeilich beigelegt hat, wirklich von der Kammer geschlossen, und von der höhern Instanz konfirmirt worden ist, und der gedachte Wilke jenes Schulzenamt auf den Grund dieses Kontraktes käuflich an

sich gebracht hat, so sehen Seine Königliche Majestät von Preußen gar nicht ein, wie man demselben die im Kontrakte stipulirten 78 Morgen hat streitig machen können, vielmehr müssen ihm solche, wenn nicht ganz erhebliche Gegengründe, worüber Seine Majestät Bericht gewärtigen würden, entgegen stehen sollten, ohne die geringste fernere Weitläuftigkeit zurückgegeben werden: denn eine Versicherung vom Staate gegeben und garantirt, muß unverletzlich sein, und gegen alle kleinen Rechtsbehelfe feststehen. Eben darum muß eine solche Versicherung nie ohne vorherige genaue Ueberlegung ertheilt werden, und wenn von dieser Seite von der Behörde etwas in dem vorliegenden Falle versehen sein sollte, so muß diese dafür verantwortlich sein, keinesweges aber derjenige, der, nach seinem schuldigen Zutrauen auf die Redlichkeit des Staats gehandelt hat.

Berlin, den 17. Januar 1798.

Friedrich Wilhelm.

Weise wußte sein Sinn für Recht und Unrecht zu unterscheiden, was die Gnade gestattet, und wie weit diese gegen ein Individuum gehen kann, ohne die Privatrechte anderer zu verletzen. Ein Kaufmann in Berlin war entwichen, um seinen Gläubigern zu entfliehen, die ihn zur Haft bringen lassen wollten. Er sandte aus seinem Versteck eine Bittschrift an den König, und bat, ihn in den beim Regierungs-Antritt zu erlassenden General-Pardon mit

einzuschließen. Der König, welcher sehr richtig zwischen Verbrechen gegen den Staat und die, ihm als ein heiliges und großes Recht zustehende Begnadigung, und zwischen demjenigen unterschied, was ein Bürger dem andern zur Rettung seines Eigenthums auferlegen darf, antwortete hierauf:

„Seine Königliche Majestät ꝛc., geben dem pp. auf seine Vorstellung vom 22. vorigen Monats hierdurch in Antwort zu erkennen, daß Höchstdieselben zwar wohl von Verbrechen gegen den Staat, aber nicht von den Rechten, die einem Partikulier zustehen, dispensiren können; daß es daher seine Sache ist, sich mit seinen Kreditoren, so gut er kann, zu vergleichen, wenn er wieder mit Sicherheit in das Land zurück zu kehren wünscht. — Es mag wohl sein, daß zuweilen ein Schuldner durch die Strenge seines Kreditors ein zu hartes Schicksal erfährt, allein auf der andern Seite ist es unumgänglich nothwendig, durch die Gesetze den Kreditor in seinen Rechten zu schützen, wenn der Kredit nicht überhaupt zu Grunde gerichtet werden soll, wo hingegen die Preußischen Gesetze dem Wucherer nichts weniger als günstig sind. — Uebrigens kann der pp. gewiß nicht in Abrede sein, daß nicht Unglück allein, sondern größtentheils seine eigene Schuld ihn ins Verderben gebracht hat. Hätte er sein Metier ordentlich betrieben, ohne sich in unsichere Spekulationen einzulassen, wozu er weder Vermögen noch gewisse Aussicht zur Unterstützung hatte, so wäre er wahrschein-

lich noch im Wohlstande. — Vielleicht gelingt es ihm anderwärts besser, da er nunmehr durch Erfahrung klug gemacht worden ist, und Se. Majestät wollten es ihm wünschen."

Berlin, den 12. März 1798.

Friedrich Wilhelm.

Diesem Sinn für Recht und Unrecht entging auch selbst Geringfügiges nicht. Als er gleich nach seiner Thronbesteigung über den Berliner Holzmarkt ging, schärfte er allen Holzhändlern ernstlich ein, den Bürgern richtiges Maaß zu geben, und ließ sofort einige Haufen des aufgesetzten Holzes nachmessen, um sich zu überzeugen, daß seinem Willen nachgekommen, und das Publikum bei dem Verkauf eines der ersten Lebensbedürfnisse nicht bevortheilt werde. —

Aus dieser Liebe zur Gerechtigkeit entsprang auch seine Verachtung aller sogenannten krummen Wege, die zur Begünstigung Einzelner führten, und die ihm auf das höchste zuwider waren. Er erklärte solches offen allen seinen Umgebungen, und untersagte ihnen, für irgend jemand ein gutes Wort bei ihm einlegen zu wollen, weil er solche krumme Wege nicht leiden könne, und er einen darauf gerichteten Versuch so ansehen würde, als verlange der Bittende seinen Abschied, der ihm auch nicht entstehen würde. —

Aufrichtig freute es ihn, wenn ein Mann den geraden Weg ging, und dergleichen Nebenwege vermied. Ein Prediger, der einen Sohn in der militä-

risch-chirurgischen Pepiniere hatte, bat die Königinn, den General-Chirurgus Görke zu vermögen, daß er seinen Sohn bald anstellen möchte. — Die Königinn machte, angetrieben von ihrem wohlwollenden Herzen, welches so gerne Gutes that, den Herrn Görke mit dieser dringenden Bitte des Vaters bekannt, — dieser wagte es, der Königinn zu entgegnen, daß der Jüngling zwar von guter Art sei und Hoffnungen gebe, daß er aber theils noch mehr Kenntnisse und Erfahrungen sammeln müsse, theils er ihn auch andern geschickteren jungen Männern unmöglich vorziehen könne. —

Der König kam gerade hinzu, als Görke solches mit seiner gewöhnlichen Freimüthigkeit gegen die Königinn äußerte. „Habe ich es nicht gesagt," sprach er erfreut, „so etwas thut Görke nicht, der geht immer gerade aus, und liebt nur den rechten Weg." Dieser Vorfall setzte ihn mehrere Stunden in eine höchst frohe Stimmung.

Hieran reihte sich sein Haß gegen alle Monopole und Bevorzugungen Einzelner, welche er als eine Ungerechtigkeit gegen alle übrigen Einwohner des Staats betrachtete, die sich in gleichen Verhältnissen wie jene, die ein solches Monopol in Anspruch nahmen, befanden; daher schritt er sofort nach dem Antritt seiner Regierung zur Aufhebung des Monopols, welches sich der Staat angemaßt hatte, nemlich der Tabacks-Regie, und darum zerstörte er diejenigen Monopole, welche Einzelne sich zu verschaffen gewußt,

mit unerbittlicher Strenge, sobald er nur hiervon Kenntniß erhielt. Sein lebhaftes Rechtsgefühl konnte eine solche Bevorzugung nicht dulden.

Ein reicher Mann trat den König an, bittend ihm das Branntwein-Monopol zu verleihen, für welches er eine ungeheure Pracht bot und zeigte, welche große Ersparungen hierdurch der Staat bei der Besoldung der Beamten machen würde.

Der König fragte ganz einfach: „Können Sie auch Kaution für ihre Leistungen stellen?" — „O ja!" war die Antwort des Bittenden, indem derselbe seine Geldmittel aufzählte, und von seinem bedeutenden Vermögen sprach, mit welchem er die zu leistende Kaution bestellen wollte.

„Womit haben Sie sich dieses Vermögen erworben?" fragte der König weiter:

„Eben mit der Branntweinbrennerei, Sire, die ich gründlich verstehe, und im Großen betrieben habe," erwiederte jener.

„Nun sehen Sie," sagte der König, „ich möchte gern, daß Ihre Mitbürger eben so viel damit erwürben, als Sie, und so werden Sie selbst einsehen, daß ich Ihnen ungeachtet aller dargebotenen Vortheile für den Staat, das Monopol nicht verpachten und so vielen Ihrer Mitbürger ihr Brod nicht rauben kann." — Ebenso trat ihn ein Bäcker an, und bat um die ausschließliche Lieferung des Brodes für die Tafel des Königs, und für den Hofstaat. —

Der König fragte: „Backt er denn besondere

Arten von Brod, die die übrigen Bäcker nicht bak-
ken? — „Das nicht, Ew. Majestät," versetzte der
Bäcker. — „Nun, dann mögen es meine Leute dort
holen, wo es am besten geliefert wird, und keinem
die Kundschaft vertragen." —

Die Posamentiere in Berlin, welchen man die
Arbeiten für die Regimenter entzogen und sie den
Kaufleuten, Gebrüdern X. als Entreprise überlassen
hatte, welche sie für ihre Rechnung fertigen ließen,
und dann dem Staat wiederverkauften, kamen un-
term 18. November 1797 darum ein, ihnen wiederum
wie früher die in ihr Gewerk einschlagenden Arbei-
ten für das in Berlin stehende Militair zu übertra-
gen. Der König erforderte hierauf Bericht von dem
Ober-Kriegs-Kollegio über die bestehenden Verhält-
nisse. — Nachdem solcher eingegangen war, erließ
Er folgende Kabinets-Ordre:

„Im Verfolge der Resolution vom 21. d. ma-
chen Seine Königliche Majestät sämmtlichen Mei-
stern des hiesigen Posamentiergewerks bekannt, daß,
da sich nach geschehener Untersuchung ergeben, daß
ohne einen rechtlichen Grund, die den Kaufleuten
Gebrüdern X. überlassene Lieferung an Posamentier-
arbeit für die Armee dem Gewerk entzogen worden,
Allerhöchstdieselben dem zweiten Departement des
Ober-Kriegs-Kollegiums aufgegeben haben, diese Lie-
ferung vom künftigen Etatsjahr an, fortwährend dem
Posamentiergewerk, welches für die gehörige Verfer-
tigung der Arbeiten in solidum haften soll, zu über-

tragen. So wie aber Sr. Königlichen Majestät hierin den Grundsätzen der Billigkeit folgen, und dem Gewerke den alleinigen Genuß jenes Verdienstes zusichern, so machen es auch Allerhöchstdieselben dem Gewerk zur strengsten Pflicht, bei Verfertigung der Arbeiten, hauptsächlich auf die ärmsten Meister Rücksicht zu nehmen, damit solche in bessere Nahrung gesetzt werden, und nicht gegründete Ursache erhalten, sich über parteiische Zurücksetzung zu beschweren."

Berlin, den 27. November 1797.

Friedrich Wilhelm.

Welche Milde, die sich mit der Gerechtigkeit paarte, leuchtet nicht aus dem Schluß dieser Kabinets-Ordre hervor, indem der Konig dem Gewerk aufgab, nicht die ärmern Mitglieder desselben zu übersehen, und ihnen Arbeiten zuzutheilen, damit sie zu einem bessern Nahrungs-Zustande gelangen, und nicht Ursache hätten, über Zurücksetzung bei der Erlangung des Verdienstes zu klagen.

Auf gleiche Weise war den Handschuhmachern die Anfertigung der Handschuhe für mehrere Regimenter entzogen, und einem Sattler übertragen worden, der sie für seine Rechnung lieferte. Auf die Bitte der erstern, ihnen die Anfertigung derselben wiederum wie früher zu überlassen, verfügte der König sofort unterm 7. December 1797.

„Se. Majestät fände die Beschwerde gerecht, und habe befohlen die Lieferung der Stulphandschuhe

dem Sattler X. abzunehmen, und wie es recht und billig sei, dem Handschuhmachergewerke zuzulegen, woraus das Gewerk abnehmen werde, wie Se. Königliche Majestät gern geneigt sei, jedem Allerhöchst dero getreuen Unterthanen den Vortheil zuzuwenden, welcher ihm nach seinem Erwerbszweige rechtmäßig gebührt. —

Dem Könige waren alle Unterthanen gleich, er zog keinen Stand dem andern vor. Treue gegen ihn, als Oberhaupt des Staates, Liebe zum Vaterlande, Redlichkeit und strenge Erfüllung der Berufspflichten waren die Eigenschaften, durch welche man sich allein bei ihm empfehlen konnte. Gleich bei dem Anfange seiner Regierung, legte er diese Gesinnung, welche er während der ganzen Dauer seiner Regierung beibehielt, deutlich an den Tag. Auf einem Ball, den ein Staats-Minister gab, bemerkte der König eine Dame von bürgerlicher Herkunft, die man nicht zum Tanz aufforderte, welche aber sonst, ihrer geistigen und körperlichen Eigenschaften wegen, die höchste Achtung verdiente. Kaum hatte er diese Bemerkung gemacht, als er sie zum Tanz auffordern ließ, und selbst mit ihr tanzte, um hierdurch zu zeigen, daß nie die Geburt zurücksetzen kann, sondern daß der Werth des Menschen sich auf mehr als eine solche Zufälligkeit gründe. — Nicht bloß durch diese Handlung, die aber damals sofort allgemein bekannt ward, und wiederum die Stimmung des Bürgerstandes ihm gewann, sondern auch durch mehrfache Ver-

fügungen, gab er die Ansicht, daß nur das wahre Verdienst den Werth des Menschen bestimme, zu erkennen, wovon nachstehende an einen Beamten gerichtete Kabinets-Ordre, welcher als Belohnung für die dem Staat geleisteten Dienste, und in Rücksicht auf sein bedeutendes Vermögen, die Verleihung des Adelstandes nachgesucht hatte, den deutlichsten Beweis giebt.

An den 2c.

„Aus Eurer Vorstellung vom 10. d. ersehe ich Euren Wunsch, in den Adelstand erhoben zu werden, zu welcher Auszeichnung Ihr Euch durch Euer Vermögen, und durch die dem Preußischen Staate erwiesenen Dienste für berechtigt haltet. — Ohne darauf Rücksicht nehmen zu wollen, daß Dienstleistungen nicht mehr, als die mit einem Amte nothwendig verknüpfte Pflicht sein können und sein müssen, so scheint es mir, als wenn Ihr mit dem, was man in unsern Tagen Auszeichnung nennen könnte, nicht ganz richtige Begriffe verbindet. — Da Ihr nach Eurer Aeußerung in der Lage seid, Euren Kindern eine gute Erziehung zu geben, auch überdem durch pflichtmäßige Führung Eures Amtes Euch, außer meiner besondern Zufriedenheit, Achtung und wahre Auszeichnung verschaffen könnt, so werdet Ihr wohl selbst einsehen, daß ich Unrecht handeln würde, in Euer Gesuch zu willigen, was Euch und dem Staate gar kei-

nen Vortheil bringen würde. Uebrigens bin ich Euer wohlaffectionirter König."

Berlin, den 13. März 1798.

Friedrich Wilhelm.

Der gerechteste Monarch ist oft auch ein strenger Herrscher, und nur zu häufig ist Gerechtigkeit und Strenge mit einander verbunden. Bei Friedrich Wilhelm war aber die strengste Gerechtigkeitsliebe, welche wir in den bisher gegebenen Zügen dargestellt haben, auch mit der höchsten Milde gepaart.

Er schenkte nach dem Tode seines Vaters, seinem damaligen Kammerdiener, dem nachherigen Geheimen Kämmerier Timm, einem Manne, dessen Andenken wegen seiner unendlichen Liebe und Treue gegen den König, und wegen seiner Rechtlichkeit jedem Preußen theuer sein muß, die Garderobe seines Vaters; hierunter befand sich ein Rock mit diamantenen Knöpfen, welche man bei der Durchsicht derselben nicht bemerkt hatte. Timm brachte mit seiner bekannten Ehrlichkeit die Knöpfe zurück, mit dem Bemerken, daß es wohl nicht die Absicht gewesen sein könne, ihm diese werthvollen Gegenstände zu schenken, indem sich die Königliche Wohlthat nur auf die Kleider beziehe, die der hochselige König getragen habe. —

Den König rührte diese Ehrlichkeit, und indem er äußerte: wie der Mann wohl glauben könne, daß er Röcke ohne Knöpfe verschenke, befahl er, daß er die Knöpfe behalten solle.

Wie vielfach haben wir in der spätern Zeit gesehen, daß er die Strenge des Gesetzes, besonders gegen Verirrte milderte, und das schönste Recht des Königs benutzte, das Recht, die Gnade dort eintreten lassen zu können, wo das positive Gesetz, weil es für alle Fälle gegeben ist, die Milderungsgründe nicht alle beachten kann, welche in so manchen individuellen Verhältnissen des Schuldigen liegen, und in dem gegebenen Fall zu hart sein würde. Eben diese Milde die seine ganze Regierungsweise auszeichnete, erschien auch in den ersten Tagen seiner Herrscherzeit auf das glänzendste und in vielfachen Zügen. Es sei erlaubt, einige Beweise hievon anzuführen. —

Auf der Feldmark des im Sternbergischen Kreise belegenen Dorfes NN., liegt ein großer mehr als 50 Morgen haltender See, der K—see genannt. — Das Eigenthum dieses Sees gehörte dem Major X. auf Y., der zugleich einen Antheil vom Dorfe NN. besaß. Dies sein Eigenthum war unbestritten, so wie es auch ausgemacht war, daß der Gemeinde zu NN. nur die Hütung am den K—see zustände. Dieser See war aber durch die Bewallung des Warthestroms mehrentheils ausgetrocknet, und weil die Gemeinde zu NN. ihr Hütungsrecht bis in das grasreiche Bette desselben erweiterte, so erhob der Major X. 1793 darüber Klage bei der Neumärkischen Regierung. Nachdem der Wasserstand des K-sees von der Verwaltung durch Sachverständige ausgemittelt worden, so wurden der Gemeinde zu NN.

in dem Urtheil vom 31. October 1794 gewisse Grenzen angewiesen, die sie mit ihrer Hütung nicht überschreiten sollte, und in der Folge auch dies Urtheil im Appellatorio unterm 31. März 1796 und im Revisorio unterm 7. October 1796 bestätigt. Ehe jedoch das erste Urtheil in die Rechtskraft überging, wurde durch ein Hofrescript vom 20. Juli 1795 auf den Antrag des Majors X. an die Neumärkische Regierung verordnet, den Statum possessionis (Besitzstand) nach dem Urtheil der ersten Instanz interimistisch festzusetzen, und da der von X. solches nicht früher verlangt hatte, dem Justizamtmann Z. unterm 18. April 1796 von der Neumärkischen Regierung aufgetragen, mit Zuziehung des Deichinspektors den Statum possessionis zu reguliren. Die Kommission unterzog sich diesem Geschäft unterm 30. März 1796, obgleich die anwesenden Glieder der Gemeinde zu NN. erklärten, daß sie vor Eröffnung des Revisionsurtheils keine Abgrenzung gestatten würden, ohne sich von der Kommission bedeuten zu lassen, daß wenn das Revisionsurtheil zu ihrem Vortheile ausfiele, alsdann die Grenze auch wieder abgeändert werden würde. Wie sich also die Kommissarien, dieser Protestation ungeachtet, an Ort und Stelle verfügten, ihren Auftrag auszurichten, so machten sie schon die Entdeckung, daß die beim Nivellement zur Bezeichnung des höchsten und mittlern Wasserstandes eingeschlagenen Pfähle nicht mehr vorhanden waren, und der Deichinspector mußte also den mittlern Was-

serstand, welcher die Grenze nach dem Urtheile machen sollte, wieder aufsuchen, wozu er durch den Situationsplan in den Stand gesetzt wurde. — Während dieser Operation fand sich die Gemeinde zu NN., mehrentheils mit Spaten versehen, ein, und auf Befragen des Kommissarius, ob sie nunmehr selbst willens wären, die Grenzhügel, welche zur Bestimmung des Besitzstandes gelegt werden müßten, aufzuwerfen, gaben sie ihm die trotzige Antwort: „sie würden sich das Ihrige nicht mit Gewalt nehmen lassen," und auf dessen ferneres Befragen, „was sie mit den Spaten wollten?" schwiegen sie gänzlich stille. Der Kommissarius ließ sich jedoch nicht irre machen, und nachdem der Deichinspector den Wasserstand ausgemittelt hatte, so ließ er um einen eingeschlagenen Pfahl durch die mitgebrachten Leute einen Hügel aufwerfen. Dieser Hügel ward, so wie die folgenden, sogleich wieder von der Gemeine zerstört. Unterm 8. August 1796 wurde nun auf Hofbefehl unter Bedeckung eines Dragoner-Kommandos von 20 Mann die Grenzberichtigung, da sich die Gemeinde nicht stellte, in contumaciam mit 31 Hügeln zu Stande gebracht. Schon den 9. August war nach Abzug des Kommandos, kein Hügel mehr zu sehen, die Gemeine hatte alle wieder vernichtet. Nun wurde criminaliter gegen die Einsassen von NN. als Ruhestörer verfahren und den Haupträdelsführern Festungs- und Zuchthausstrafe auf einige Monate zuerkannt. Zwei Unterthanen von NN. wendeten sich nun an

den damaligen Kronprinzen und baten um Milderung ihrer Strafe. — Sie hatten folgende Antwort erhalten:

„Die Unterthanen *** und *** aus NN. im Warthebruch sind, nach der unterm heutigen Datum abschriftlich bei mir eingereichten Sentenz der Neumärkischen Regierung, mit den 41 andern Wirthen des Dorfs, so vorsetzliche Ruhestörer gewesen, daß in der gegen sie, mehr oder weniger erkannten Festungs- und Zuchthausstrafe, wahrscheinlich keine Ermäßigung statt finden kann. Auf jeden Fall aber kann ich die Supplikanten nur an die Person des Königs Majestät verweisen, da ich für meinen Theil zu bestimmt von allen Regierungsgeschäften ausgeschlossen bin, um eine Begnadigung offenbarer Vergehungen nachsuchen zu dürfen."

Berlin, den 29. August 1797.

Friedrich Wilhelm.

Als sich nachher die Einsaßen von NN. nach der Thronbesteigung des Königs wieder an Se. Majestät wendeten, erließen Allerhöchstdieselben unterm 22. Dezember 1797 den Befehl an das Justizdepartement, daß Sie allerdings nach denen, im Bericht des Justizdepartements vom 18. d. angeführten Umständen fänden, daß die Unterthanen von NN. nicht nur in ihrem mit dem von X. gehabten Prozesse mit Recht kondemnirt worden wären, sondern auch die ihnen we-

gen ihrer sträflichen Widersetzlichkeit zuerkannten Festungsstrafen von einigen Monaten, vollkommen verdient hätten. — Indessen wollten Höchstdieselben doch einen Versuch machen, durch Güte die Halsstarrigkeit dieser Leute zu zähmen, und die ihnen zuerkannte Strafe, da sie, des Exempels wegen, nicht ganz erlassen werden könne, für einen jeden auf einen Monat ermäßigen. Die Gemeinde erhielt nun nachstehendes allerhöchste Kabinetsschreiben:

„Ich habe eure Klagen gegen den X. untersuchen lassen, und mich überzeugt, daß ihr vollkommen Unrecht darin habt. Das Schlimmste dabei ist, daß dieses Unrecht so klar zu Tage liegt, daß ihr es selbst mit gesundem Menschenverstande recht wohl hättet begreifen können; daraus muß ich schließen, daß ihr hierin bloß dem Eigensinne und der Halsstarrigkeit gefolgt seid, wozu ihr euch so leicht von ein paar unruhigen Köpfen verleiten ließt. Da ihr euch aber hierbei noch obendrein einer sehr strafbaren Widersetzlichkeit gegen Vorgesetzte und Landesgesetze habt zu Schulden kommen lassen, so verdient ihr die euch zuerkannte Strafe ganz vollkommen. Ich will indessen einmal versuchen, ob ihr durch Güte bewogen werden könnt, zur Vernunft und zu einer ruhigen und gesetzmäßigen Ordnung zurück zu kehren, und habe deshalb, da die Strafe, des Exempels wegen, nicht ganz erlassen werden kann, solche dahin gemäßigt, daß ein jeder von euch nur auf einen Monat Fe-

stungs- oder Zuchthausstrafe erleiden soll. — Wenn ihr euch derselben geduldig unterwerft, und in Zukunft euch als treue und ruhige Unterthanen betraget, so sollt ihr Mir lieb und werth sein, und Ich werde euch schützen und Gutes thun. Fahrt ihr aber fort, euch durch Unruhe und ungerechte Forderungen fernerhin auszuzeichnen, so werde Ich mit großer Strenge gegen euch verfahren, und was Ich euch jetzt erlasse, soll euch alsdann doppelt eingebracht werden. Dies diene euch zur Achtung."

Berlin, den 22. Dezember 1797.

Friedrich Wilhelm.

Wie natürlich sind die Ermahnungen, welche der König an die verirrten Unterthanen erließ, wie liebreich die Sprache, mit der er sie auf den richtigen Weg zurück zu führen versuchte; diese Sprache, und diese Ermahnungen verfehlten auch nicht ihren Zweck, denn die Grenzberichtigung erfolgte nunmehr ohne allen Widerspruch, und alle Widerspendigkeiten der Bauern, welche die gehorsamsten Unterthanen geworden, hatten aufgehört.

Als der König erfuhr, daß die Bauern die Ermahnungen des Landesvaters zu Herzen genommen, und sich der Strafe ruhig unterworfen hatten, erließ er an sie folgende Kabinets-Ordre, durch welche er sie wiederum tröstete und völlig beruhigte:

„Ich erfahre bei der Gelegenheit, da Mir die

Ordre zu eurer Annahme zur Festung zur Vollziehung untergelegt wird, daß ihr Meine Ermahnung zu Herzen genommen habt, und euch ohne weitere Einwendung der bereits von Mir gemilderten Strafe nicht nur, sondern auch der gesetzlichen Bezeichnung der Grenzen, ohne Widerrede geruhig unterworfen habt. Das ist Mir nun besonders um euerselbst willen sehr lieb, und Ich ersehe daraus, daß ihr im Grunde keine böse Leute seid, sondern euren Irrthum und euer Vergehen erkennt und bereut habt, und ernstlich Willens seid, zur Ordnung und zum Gehorsam gegen eure Obrigkeit zurück zu kehren, und da ich unter solchen Umständen hoffen darf, daß eure künftige Aufführung so beschaffen sein wird, als es sich für gute, treue und ordentliche Unterthanen geziemt, die sich durch Güte und nicht durch Strafen zu gesetzmäßiger Ordnung werden anhalten lassen, so will Ich euch in diesem Vertrauen hiemit die euch zuerkannte einmonatliche Festungsstrafe ganz erlassen. Erkennet diese Gnade durch ein rechtschaffenes Betragen, ehrt in Zukunft Gesetze und Obrigkeit und lebt in Frieden mit eurer Grundherrschaft, so sollt ihr Mir in Zukunft lieb und werth sein, und ihr werdet an euch selbst davon die besten Folgen erfahren."

Friedrich Wilhelm.

Einen ähnlichen, schönen Zug seines Herzens, welches so gern die Fehler seiner Unterthanen ver=

zieh und sich mit wahrer väterlicher Gesinnung und Königlicher Milde ihnen zuwandte, liefert folgende Anekdote. —

Der Prediger Krupp in Unna verwandte sich beim Könige für die Ueltzner Gemeinde, die sich einer obrigkeitlichen Anordnung widersetzt hatte. Folgendes ist die Resolution, die er erhielt:

„Es macht euch Ehre, daß ihr von den Verhältnissen eures Standes und Amtes einen so gemeinnützigen und lobenswürdigen Gebrauch macht, als ihr bei Gelegenheit der Widersetzlichkeiten eurer Gemeine gegen das Todtschlagen des angesteckten Viehes gethan habt, und Ich erkenne eure Bemühungen als einen sichern Beweis, daß ihr zu den rechtschaffenen Geistlichen gehört, die den Umfang ihrer Berufspflichten nicht bloß auf die engen Grenzen der Kanzel einschränken, und es fühlen, wie sehr sie durch eine vernünftige Theilnehmung an dem leiblichen Wohl und Weh ihrer Gemeinen, sich einen für Volk und Staat gleich wohlthätigen Wirkungskreis schaffen können. Ihr habt Recht, Mir die dortigen Einwohner als ein argloses, gut gesinntes und seinem Könige treu ergebenes Volk zu schildern, welches sich nur im Schmerz über die grausame Plage der Viehseuche, bei den harten aber durchaus nothwendig gewordenen Vorkehrungsmitteln, zur sträflichen Widersetzlichkeit hat verleiten lassen. Sagt ihnen in meinem Namen, daß Ich ihnen von Herzen vergebe,

da sie ihr Unrecht einsehen, ihnen als treuen und braven Unterthanen landesväterlich zugethan verbleibe, und Mich zu ihnen nach wie vor, aller Folgsamkeit gegen Gesetz und Obrigkeit, und treuen Anhänglichkeit an ihren König versehe. Sucht ihnen begreiflich zu machen, daß weder Ich noch die Obrigkeit Gefallen daran haben könnten, die Hauptquelle ihrer Nahrung unbarmherzig zu zerstören, und ihr Vieh todtschlagen zu lassen; daß aber, da diese grausame Maaßregel für die allgemeine Wohlfahrt nothwendig geworden wäre, sie sich mit Geduld ihrem traurigen Schicksale unterwerfen müßten, und versichert halten könnten, daß ich sie von Herzen bedaure, und gerne alles, was zur Linderung desselben beitragen könnte, zur rechten Zeit verfügen würde, dagegen aber auch sicher von ihnen erwartete, daß sie künftig von aller strafbaren Widersetzlichkeit abstehen würden. — Ich hoffe, daß ihr diesen Gesinnungen den besten Eingang bei ihnen werdet zu bahnen wissen, und bin euer gnädigster König."

Berlin, den 30. Mai 1798.

Friedrich Wilhelm.

Seine unendliche Milde artete aber nicht in Schwäche aus, er wußte hiemit einen Ernst zu verbinden, welcher den Betroffenen zeigte, daß der König wohl die Milde vorwalten lassen könne, daß er aber dem Gesetz nichts vergeben dürfe; einen herrli-

chen Beweis hievon giebt die an die Bürgerschaft in F. . . unterm 7. Januar 1798 erlassene Kabinets-Ordre.

Die Bürger in F. schwebten nämlich wegen gewisser verlangter Gerechtigkeiten mit ihrer Grundherrschaft seit langen Zeiten in den verwickeltsten Prozessen. Dem v. W. als damaligen Grundherrn kosteten diese Prozesse in zwei auf einanderfolgenden Jahren allein 745 Thaler 7 Silbergroschen und 893 Rthlr. 4 sgr. 5 pf. Die Stadt selbst hatte zur Führung der Prozesse einen beträchtlichen Fond aufgebracht, damit sie nicht den einzelnen Bürger, sondern mehr der Gesamtheit zur Last fallen sollten.

Schon 1794 wendete sich die Bürgerschaft an den hochseligen König. Dieser erließ folgende Kabinets-Ordre, welche ganz von seinem Willen zeugte, daß die Bürgerschaft so wenig, als die Grundherrschaft gedrückt werden solle:

„Da die in der Anlage enthaltenen Beschwerden der Bürgerschaft zu F., gegen den gewesenen Kapitain v. X., eine genaue Untersuchung zu fordern scheinen, so befehlen Se. Königl. Majestät von Preußen ꝛc., unser Allergnädigster Herr, Dero General-Directorium und Justiz-Departement, diese Untersuchung sofort zu verfügen, damit die klagende Bürgerschaft vor allen Beeinträchtigungen und ungebührlichen Belästigungen gesichert, oder

dem Befinden nach, gebührend zur Ruhe verwiesen werden könne."

Potsdam, den 10. October 1794.

Friedrich Wilhelm.

Die Beschwerden der Bürgerschaft bezogen sich auf verschiedene Gegenstände.

1) Der v. X. verlangte die Verwaltung der Güter der Kommune zu F., so daß die Rechnung von seinen Gerichten abgenommen, und die Rechnungsführer von ihm dechargirt werden sollten. Da indessen der v. X. dies Verlangen, nicht als ihm rechtskräftig zustehend darzuthun vermochte, und da es ein Eingriff in die landesherrlichen Vorrechte gewesen wäre, so ward er damit abgewiesen.

2) Die Bürgerschaft verlangte einen eigenen Richter, was ihr, da die Jurisdiction dem von X. rechtskräftig zustand, als unstatthaft abgeschlagen wurde.

3) Es hatte über die Frage: wo die neuen Bürger in F. zu vereiden? ein Rechtsstreit zwischen dem v. X. zu F. und der dortigen Bürgerschaft durch alle Instanzen geschwebt, und es stand demnach rechtskräftig fest, daß die Vereidigung vor dessen Justitiario geschehen sollte. — Es war auch noch ein Streit über die Norm dieses Eides entstanden, und hierüber gleichfalls durch drei Instanzen erkannt worden. — Nachdem auch dieser Prozeß rechtskräftig entschieden war, wollte nunmehr der Justitiarius, Bürgermeister A. zu B., mit der Vereidigung der, während des

Laufs dieser Prozesse aufgenommenen neuen Bürger verfahren. Die Deputirten der Bürgerschaft gaben dies aber nicht zu, sondern behaupteten, nach der Versicherung ihres bisherigen Assistenten *** hätten die bisherigen Prozesse nur den Huldigungseid betroffen, welcher, im Fall der Veränderung der Herrschaft, derselben abzuleisten wäre. *** behauptete hierauf pflichtmäßig, daß er eine solche Versicherung der Bürgerschaft nie ertheilt habe, und fügte hinzu: der Lehnrichter *** zu *** sei jetzt Assistent der Bürgerschaft, den man anzuweisen haben würde, dieselbe eines bessern zu belehren.

Das Justizdepartement beschied nun die Bürgerschaft auf obigen Kabinets-Befehl des Königs:

„Es stehe rechtskräftig durch drei Erkenntnisse d. d. vom 15. August 1788, den 7. Mai 1789 und den 27. Mai 1790 fest, daß sich der Magistrat zu F., der Annahme und Vereidigung neuer Bürger bei nachdrücklicher Strafe zu enthalten schuldig, vielmehr der Hauptmann von X. allein für befugt zu halten, zu F. neue Bürger anzunehmen und durch seinen Gerichtshalter vereiden zu lassen. Es sei daher eine ganz falsche und actenwidrige Behauptung, daß über den Punkt, wo die neuen Bürger zu vereiden? noch gar kein Prozeß geschwebt, vielmehr sei derselbe durch alle 3 Instanzen von der Bürgerschaft fortgeführt und rechtskräftig entschieden worden. In der Folge sei zwar ein neuer Streit über die Norm dieses Ei-

des entstanden, und solcher auch durch 3 Instanzen fortgesetzt worden, aber darin die Erkenntnisse vom 8. November 1792, 3. Junius 1793 und 3. Julius 1794 ergangen, wodurch, besonders durch das Appellationserkenntniß vom 3. Junius 1793 die Norm des Eides rechtskräftig sei festgesetzt worden, und wenn gleich in diesem Prozeß von dem an die Grundherrschaft abzuleistenden Huldigungseide etwas vorgekommen, so sei doch hievon nicht allein die Rede gewesen, sondern hauptsächlich von dem Eide, den die neuen Bürger bei ihrer Annahme zu leisten hätten."

Die Bürgerschaft, die sich auch hiebei nicht beruhigen wollte, wandte sich an den damaligen Kronprinzen. Derselbe erließ an den Großkanzler folgendes Schreiben:

„Wohlgeborner, vielgeehrter Herr Großkanzler. In der Original-Anlage vom 16. April fordern die Bürger zu F. meine Vermittelung auf, sie von dem Bürgereide, den der Hauptmann v. X. als Gutsherr von ihnen fordere, frei zu machen. Da mir nun nicht bekannt ist, in wiefern die Gesetze diese Bürger zu jenem Eide verbinden, so überlasse ich Ew. Wohlgeboren, sie von ihrer Verbindlichkeit zu überzeugen, oder ihrer sich anzunehmen, indem ich mich versichert halte, daß Sie gern jeder Steuerung, so Mißvergnügen und Unruhe erwecken könnte, vorbeugen. Uebrigens aber ver-

bleibe ich in den besten Gesinnungen des Herrn Großkanzlers sehr wohl affectionirter Freund."

Berlin, den 18. April 1795.

Friedrich Wilhelm.

Da nun die neuen Bürger zu F. unter keiner Bedingung den Eid leisten wollten, wurde beschlossen, executivisch zu verfahren. — Der Landreiter * * *, dem die Execution aufgetragen war, berichtete indeß unter dem 22. November 1795: Daß er die neuen Bürger, welche den Bürgereid noch nicht geleistet, auf geschehene Aufforderung des * * * habe aufheben wollen, auch einen, Namens W., wirklich aufgehoben und nach B. in das dortige Gefängniß abgeliefert habe, allein die übrigen hätten sich zusammenrottirt und verlauten lassen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, daher er mit seinen Knechten der Gewalt gewichen sei, und sich nun Verhaltungsbefehle und stärkern Beistand erbitte.

Hierauf ward der Justizkommissarius T. befehligt, mit dem Landreiter und einigen Knechten nach F. zu gehen, und den Landreiter acht Tage einzulegen. Auch dieser Versuch lief fruchtlos ab. — Die Eidweigernden Bürger sollten nun nach P. in Arrest gebracht werden, der Magistrat in P. verweigerte ihnen aber aus Gründen die Aufnahme in seine Gefängnisse, und da die Gefängnisse der *** und *** requirirt worden waren, widersetzte sich die *** Bürgerschaft der Arretirung. Den 30. Juni 1797 sucht T. daher um militairische Assistenz des von

Marwitzischen Kürassier-Regiments nach, die aber von Berlin aus, als noch nicht erforderlich, verweigert wurde. Der v. X. trug nun darauf an, daß die Eidweigernden Bürger wieder in das Regiment eingestellt werden möchten, wovon sie nur unter der Bedingung, Bürger zu werden, entlassen worden. — Das Regiment Prinz Ferdinand von Preußen wurde hierauf, da man diesen Antrag genehmigte, ersucht, denselben in Ausführung zu bringen.

Der Kommandeur dieses Regiments, der Oberst v. * * * stellte aber dagegen unterm 25. October vor, daß wenn diese Leute zwar gegen das Kantonreglement, oder ausdrücklich zu ihrer Strafe, da sonst kein Soldat eine Ackerwirthschaft besitzen solle, dennoch zu Soldaten gemacht würden, ihre Wirthschaften im Fall eines Krieges, bei der Abwesenheit des Bewirthschafters ruinirt sein würden, und daß unter dieser Strafe die Erben und Angehörigen dieser Leute am empfindlichsten leiden würden. Ueberdem träfe diese Strafe des Einstellens nur wenige, und der größere Theil ginge seiner Unbrauchbarkeit zum Soldaten wegen, frei aus. Er bat also, das Regiment mit der Maaßregel, die einmal rechtlich verabschiedeten Bürger zu Soldaten zu machen, hochgefälligst zu verschonen. Hierauf wurde wieder zur Arretirung der Widerspenstigen geschritten; den 22. November 1797 ward der Rathsmann * * * vom Landreiter * * * wirklich arretirt, die Bürgerschaft aber machte ihn wieder frei. Nun erfolgte endlich fol-

gende Allerhöchste Kabinetsentscheidung, die sich auf Vorlegung und Prüfung aller vorgefallenen Thatsachen gründet.

Berlin, den 7. Januar 1798.

„Bürger von F.! gern nennte Ich euch meine lieben Bürger und Unterthanen, aber wie kann Ich das, da ihr Meine Gesetze verachtet, ungehorsam gegen eure Obrigkeit seid, euch gegen sie zusammen rottirt, und sie durch Gewalt an der Ausübung ihrer Pflichten verhindert. Also ihr Bürger v. F., ihr habt euch schwer vergangen, und harte Strafe verdient, und wenn Ich euch bloß nach den Gesetzen behandeln wollte, so hättet ihr schon die militairische Hilfe in euren Mauren, um solche zu vollziehen. Allein es schmerzt Mich, daß ihr von allen Meinen Unterthanen die ersten und einzigen sein sollt, an welchen solche Strenge ausgeübt wird, und daß ihr auf diese Art der Schande und Verachtung des ganzen Landes bloß gestellt werdet, wo solche rebellische Widersetzlichkeiten, Gottlob, unerhört sind. Ich will daher noch einmal die Güte an euch versuchen. — Gehet in euch, folget der Stimme und dem Rathe der guten Menschen, die unter euch sind, und nicht den eigennützigen Rädelsführern, die euch zu verführen suchen. Leistet den Bürgereid, den ihr nach Gesetz und Recht zu leisten schuldig seid. — Gehorchet der Obrigkeit, und suchet durch eine ruhige und gesetzmäßige Aufführung doch einmal den verhaßten

Ruf der Widerspenstigkeit von euch abzuwälzen, der schon seit so langen Jahre auf euch ruht, und euch unglücklich macht. Ich bitte euch darum, als ein wohlmeinender Vater, und befehle es euch als euer König. — Ihr sollt Mir alsdann als treue und rechtschaffene Unterthanen lieb und werth sein, und Ich werde euch in Allem, was Recht ist, schützen. Kehret ihr aber nicht sogleich zu eurer Pflicht zurück, so wisset, daß Ich ein strenges Exempel an euch statuiren werde, und daß bereits die erforderlichen Befehle gegeben sind, auf den ersten neuen Unfug, das Militair bei euch einrükken zu lassen, und euch zu harter Strafe abzuführen."

„Richtet euch also hiernach, wenn Ich das Vergangene vergeben und vergessen soll, und wenn euch eure eigene Wohlfahrt und die Liebe eures Königs etwas werth sind."

Friedrich Wilhelm.

Jugendliche Verirrungen wußte er von überdachten Verbrechen wohl zu unterscheiden, er erwog, daß wenn die Strenge der Gesetze gegen einen jungen Mann angewandt ward, der sich im jugendlichen Uebermuthe vergangen hatte, derselbe für sein ganzes Leben unglücklich und dem Staate ein Diener entzogen würde, der in reiferen Jahren, wenn das Blut weniger rasch wallt, und das Unrecht eingesehen wird, ihm vielleicht sehr nützlich werden könnte. In Halle hatten die Studenten die ihnen damals noch

in größerer Ausdehnung als jetzt, eingeräumte academische Freiheit gemißbraucht, vielen Unfug getrieben, Fenster zerschlagen, die Schaarwache geprügelt, und sich allen Anordnungen zur Wiederherstellung der Ordnung widersetzt. — Es war die nöthige Untersuchung angestellt, und das Erkenntniß nach den Bestimmungen des Gesetzes abgefaßt. Der König ließ sich die Acten vorlegen, und erließ hierauf folgenden Kabinetsbefehl an den Großkanzler v. Goldbeck.

„Da es Se. Königliche Majestät von Preußen wegen einer mit der Maſernkrankheit, von welcher Höchstdieselben befallen worden sind, verbundenen großen Schwäche und Empfindlichkeit der Augen unmöglich wird, zu unterschreiben, so haben Höchstdieselben nach angeordnetem Vortrage des von dem Großkanzler v. Goldbeck wegen des von einigen Studenten zu Halle erregten großen Tumults und getriebenen Unfugs unter dem 12. d. erstatteten Berichts befohlen, demselben hierauf zu erkennen zu geben."

„Wie Höchstdieselben in der Hinsicht, daß alles dieses vor Höchstdero Regierungs-Antritte geschehen, die angetragene Milderung der den schuldigen Theilen zuerkannten Strafen dergestalt genehmigen wollten, daß bei dem P. jun. die erkannte allgemeine Relegation in eine Verweisung nur von der Universität Halle verwandelt, daß den Uebrigen erlaubt sein solle, sich nach Verlauf eines Jahres bei dem Ober-Schul-Kollegio zu melden, und

wenn sie dann glaubwürdige Zeugnisse wahrer und gründlicher Besserung beibrächten, auch in einer anzustellenden Prüfung darthäten, daß sie diese Zeit zur Nachholung versäumter Schul- und anderer Vorkenntnisse treu benutzt hätten, ihnen gestattet werden solle, ihre Studien auf eine anderweit einländische Universität fortzusetzen, und endlich, daß dem academischen Senat erlaubt sein solle, die noch außerdem erkannte Gefängnißstrafe von 6, 8 und 12 Wochen, bei einigen derselben nach Befinden ihrer Gesundheitszustände zu verkürzen, wonach also der Großkanzler v. Goldbeck das Erforderliche zu verfügen, jedoch aber sowohl diesen, als den übrigen Studenten zu Halle in Höchstdero Namen anzudeuten, und ernstlich zu verwarnen hätte, daß Höchstdieselben bei irgend einem andern Tumulte und Unfuge ihrerseits, solches sehr strenge ahnden würden."

Berlin, den 15. Februar 1798.

Friedrich Wilhelm.

An den Großkanzler v. Goldbeck.

Die Milde des Königs war die Wirkung eines gefühlvollen Herzens, welches bei fremden Leiden nie ungerührt blieb; die Thränen, welche er trocknen konnte, hat er gewiß gestillt, und sie sind jetzt aufbewahrt am Throne des Höchsten und glänzen als Perlen in seiner himmlischen Krone. Das große Krankenhaus, die Charité, in Berlin war in Verfall

gerathen, die Administration war nicht geordnet, und der Endzweck dieser wohlthätigen Stiftung ward nicht erreicht. Ein Prediger Prahmer, welcher bei derselben angestellt war, deckte alle Mängel und Gebrechen der Anstalt in einer kleinen Schrift auf, die er dem Könige überreichte. — Der König empfand darüber den tiefsten Schmerz und erließ hierauf sofort folgende Kabinets-Ordre.

„Mein lieber Ober-Konsistorial-Präsident von Schewe. — Es liegt Mir zu viel daran, daß der bei der Stiftung der Charité zu Berlin zum Grunde liegende Endzweck wirklich erreicht werde, als daß ich die in der beiliegenden kleinen Schrift enthaltene Rüge so auffallender Mängel dieses Instituts, die, wenn sie gegründet wären, dasselbe mehr verderblich als wohlthätig machen würden, mit Gleichgültigkeit hätte aufnehmen können. — Ich bin es vielmehr dem gemeinen Wesen schuldig, diese Anzeige auf das genaueste untersuchen, den gegründeten Beschwerden abhelfen, oder, falls sie ungegründet sein sollten, den Verläumdeten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Der Etatsminister v. Massow, dem diese Untersuchung eigentlich gebühren würde, ist abwesend, und wenn er gleich nach einigen Monaten schon wieder zurückkehren wird, so ist doch da, wo es auf Rettung der leidenden Menschheit ankommt, selbst der geringste Verzug verantwortlich. Ihr seid nach ihm der Erste, dem das Wohl oder Wehe so vieler Unglücklichen, die

in der Charité Hilfe suchen, anvertraut ist, und die Stimme des Publikums giebt euch das Zeugniß eines unermüdeten Bestrebens, euren wohlthätigen Beruf zu erfüllen. In dieser Hinsicht trage Ich euch, voll Vertrauen in eurem Eifer für das Gute, hiemit auf, unter Zuziehung einiger — eurer Auswahl ganz überlassenen Aerzte, die erwähnte Anstalt sofort in allen ihren Branchen zu visitiren, die eingeschlichenen Mißbräuche bis auf den Grund zu erforschen, dabei ohne alles Ansehen der Person zu verfahren, und Mir darüber sodann ausführlichen Bericht zu erstatten, diesen Bericht aber mit euren gutachtlichen Vorschlägen zur Ausrottung des Uebels zu begleiten. Ich bin euer affectionirter König."

Charlottenburg, den 4. September 1798.

Friedrich Wilhelm.

Wie königlich sind die Worte: er sei es dem gemeinen Wesen schuldig, die Anzeige von den Mißbräuchen genau untersuchen zu lassen, und wie menschenfreundlich ist die Aeußerung, daß da, wo es auf Rettung der leidenden Menschheit ankommt, selbst der geringste Verzug verantwortlich sei. —

Die angeordnete Untersuchung des Zustandes der Charité hatte die ersprießlichsten Folgen. Es wurden die Mißbräuche abgestellt, und da der König einsah, daß die allerdings gegründeten Mängel, weder in der Nachlässigkeit der Direktion, noch in dem bösen Willen der subalternen Beamten, wie er sich

in einer spätern Kabinets-Ordre ausdrückt, lagen, so schenkte er der Anstalt die Einkünfte der Lichtenau-schen Güter, trennte das Hospital von der Kranken-Anstalt, und schenkte jenem ein eigenes Haus und eine jährliche Unterstützung von 10,000 Thaler aus den Lotterie-Ueberschüssen.

Seine Wohlthaten ließ er den Bedürftigen, oft ohne daß sie darum baten, zufließen.

Der Lieutenant X. verlor seine Gattin, welche ihm vier unerzogene Kinder hinterließ; sein Vermögen war geringe und der Sold eines Lieutenants noch weniger ausreichend. Er wollte seinen Söhnen eine gute Erziehung geben, und dachte auf Mittel, sich das hiezu Nöthige zu verdienen. — Es schien ihm, als ob ein Grundriß von Berlin, welcher aber auch zugleich die Nummern der Häuser enthielt, Fremden und Einheimischen nützlich sein müßte, indem solche sich mit Zuziehung dieses Planes und des Addreß-Kalenders überall allein zurechtfinden könnten und er beschloß, einen solchen aufzunehmen. Hiezu bedurfte er der Erlaubniß des Königs und eines Befehls desselben an den Magistrat, daß die Häuser vollständig mit Nummern versehen würden; er trug daher seine Bitte dem Könige vor, indem er zugleich seine Verlegenheit, und den Zweck seines Unternehmens vorlegte. — Er erhielt nicht allein beides, sondern auch noch, ohne daß er darum gebeten hatte, folgendes Kabinets-Schreiben des Königs:

„Ich habe auf eure Lage und auf das Beste eurer Kinder besonders Rücksicht genommen, und zeige euch hiemit an, wie ich dem Militair-Departement aufgetragen habe, euch monatlich 10 Thaler auszuzahlen, und zwar so lange, bis das jüngste eurer Kinder 20 Jahr alt ist, oder welches noch eher eintreffen könnte, bis ihr eine Kompagnie habt. Ich bin euer gnädiger König."

Berlin, den 2. Dezember 1797.

Friedrich Wilhelm.

Auf gleiche Weise handelte er bei nachfolgender Gelegenheit.

Der Ackerbürger X. aus dem adlichen Städtchen A., welcher, so wie die meisten Bewohner dieses Städtchens im Jahre 1795 durch eine große Feuersbrunst viel verloren und jetzt durch die überhand nehmenden Pferdediebstähle viel zu leiden hatte, stellte über den letzten Punkt die Noth der Provinz dem Könige vor, und führte dabei das Unglück eines dortigen Bürgers an, welcher durch den Verlust zweier ihm gestohlenen Pferde in völlig traurige Umstände versetzt sei. Hierauf erhielt er nachstehende Kabinets-Ordre:

„Se. Königl. Majestät von Preußen ꝛc., haben aus der Vorstellung des X. vom 18. dieses ersehen, was derselbe in Ansehung des überhand nehmenden Pferdediebstahls anführen wollen, worauf Sie demselben zu erkennen geben, daß den Umständen nach darauf Rücksicht genommen werden wird,

die auf gedachtes Verbrechen bereits bestimmten Strafen möglichst zu schärfen, und dadurch diesem Uebel mehr Einhalt zu thun. — Wenn übrigens der X. sich für eine durch erlittene Pferdediebstähle zurückgekommene Familie in seinem Wohnort verwendet, so haben Allerhöchstdieselben zu deren Aufhelfung eine Unterstützung zu bestimmen geruhet, zu deren Empfangnehmung er sich bei dem Kammerdiener Walter melden kann."

Berlin, den 20. Dezember 1797.

Friedrich Wilhelm.

Der Ackerbürger X. eilte mit der größten Schnelligkeit, die durch die Freude über die Bereitwilligkeit des Königs, die Noth eines Bürgers zu mildern, hervorgebracht wurde, zu dem Kammerdiener Walter hin, wo ihm 50 Thaler ausgezahlt wurden. X. nahm aber das Geld für seinen Mitbürger B. nicht an, sondern bat, daß man es dem Geistlichen des Orts zur Vertheilung übersenden möchte, weil er seiner Geschäfte wegen noch länger hierbleiben müsse. — Die Uebersendung des Geldes geschah, und die Gnade des Monarchen rührte die unterstützte Familie, vermöge der gewiß unerwarteten Hilfe, bis zu Thränen des Dankes.

Noch eine Anekdote von der Milde des Königs und dem Gefühl für fremdes Elend, deren es übrigens gar nicht bedürfte, da sein Charakter in dieser Hinsicht bekannt genug ist, sei erlaubt hier vorzutragen.

Eine Soldatenwittwe kam beim Könige um Unterstützung für ihre zahlreiche Familie ein. — Der König ließ sich genau nach ihr erkundigen, und sie dann zu sich bescheiden. Sie befand sich mit ihren Kindern in einem Zimmer, und vermuthete den König um so weniger, da sie wußte, daß er krank war. Als sie eine Zeit lang gewartet hatte, erschienen zwei Personen in Mänteln. Die eine fragte die Wittwe genau nach allem. Wie sie mit einer rührenden Beredsamkeit, die Noth und Kummer eingab, ihren unglücklichen Zustand schilderte, entfiel dem Auge der andern Person eine Thräne — und in diesem Momente erkannte die Wittwe in derselben den König. Ihr Staunen und ihre Verwunderung brachten sie ganz außer sich. — Der König sicherte ihr eine Pension zu, unterhielt sich lange Zeit mit den Kindern, beschenkte sie und schickte — wie er sie entlassen hatte, — den Kindern noch ein Geschenk an Erfrischungen nach. —

Der Gedanke, daß sein Volk unter einem übermäßigen Druck der Lasten leiden könnte, war seinem milden Sinn höchst drückend, daher setzte er sofort nach seinem Regierungs-Antritt, unter dem Vorsitz der Minister, Graf Schulenburg und Struensee eine Kommission nieder, welche besonders prüfen sollte, welche Lasten am drückendsten für den Landmann wären, und wie diesem Erleichterung zu verschaffen sei. Aus den damals entwickelten Ansichten entsprangen späterhin die vortrefflichen agrarischen Gesetze, welche

die Leibeigenschaft aufhoben, den Bauern Eigenthum verliehen, und die Gemeinheiten und die Fesseln der Servitute brachen, welche jedes Aufblühen des Landbaues verhinderten.

Seine Milde ließ das Verdienst nicht unbeachtet und unbelohnt, er suchte es auf oder zeichnete es aus, wo er es fand, und wenn es darauf ankam, zu entscheiden, ob eine Gnadenbezeugung diesem oder jenem von denen zu Theil werden sollte, welche sich darum bewarben, so hatte stets der verdienstvollere den Vorzug. — Mit Dank erkannte der König es an, wenn der treue Staatsdiener seine Kräfte dem Vaterlande gewidmet hatte, und unterließ nicht, denselben in den rührendsten Ausdrücken auszusprechen.

Es war und ist ein bekanntes Recht, daß bei dem Regierungswechsel der König die ersten erledigten Stellen in den männlichen, und die Königin in den weiblichen Stiftern verleiht, welches man das Recht der ersten Bitten (primae preces) nennt. Beide wurden gleich nach ihrem Regierungs-Antritt mit Bitten um Anwartschaften auf diese Stellen, für den Fall ihrer Erledigung, bestürmt. — Der König verordnete aber durch die Kabinets-Ordre vom 8. Dezember 1797, daß zwar die Bewerber um solche Anwartschaften sämmtlich verzeichnet, daß aber der wirklichen Bewilligung einer solchen Expectanz, die strengste Prüfung des Verdienstes eines jeden Bewerbers vorangehen, und den verdienstvollsten der Vorzug gegeben werden solle. —

Diesem Grundsatze ist er während seiner ganzen Regierung bei Ertheilung der Aemter und andern Gnadenbezeugungen treu geblieben, und wo hievon abgewichen worden, da ist es nicht seine Schuld gewesen, sondern derjenigen, die ihm über die Verdienste der Bewerber nicht die gehörige Auskunft gaben.

Den berühmten Professor Gruson, dessen Pinakothek und Zusätze zu Euler's Lehre vom Unendlichen unstreitig dargethan haben, daß ihn ein hoher mathematischer Sinn belebte, und der sich auch späterhin große Verdienste um die mathematische Wissenschaft erwarb, ernannte er unterm 6. Februar 1798 zum Mitgliede der Akademie, und verlieh ihm eine Pension, damit er, ohne von Nahrungssorgen gedrückt zu sein, seine Zeit der Wissenschaft widmen könnte. Gruson bedankte sich für diese Beweise der Gnade, und überreichte dem Könige seine beiden letzten Werke, worauf er folgendes anerkennende Schreiben erhielt:

„Mit Vergnügen habe Ich euren Talenten Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem Ich mit dem Titel eines Akademikers euch eine Vermehrung eurer Pension ertheilt habe, und mit dem nämlichen Vergnügen nehme ich die beiden letzten Werke an, die ihr mir vorgelegt habt. — Ich wünsche daß ihr in dieser Versicherung einen neuen Beweggrund finden möget, die Kenntnisse, die ihr besitzt, zum Besten der Menschheit anzuwenden. —

Ich bitte Gott, daß er euch gesund erhalte und in seinen Schutz nehme."

Berlin, den 11. März 1798.

Friedrich Wilhelm.

Eine gleiche Anerkennung seines Verdienstes erlangte der Regierungsrath Terlinden, welcher dem Könige sein Werk über die gerichtliche Civilpraxis überreichte, in folgendem Kabinets-Schreiben:

„Bester Rath, lieber Getreuer. Ich habe aus eurer Vorstellung vom 9. d. M. und den derselben beigelegten, hiebei wieder zurückfolgenden Zeugnissen eurer Vorgesetzten mit Wohlgefallen ersehen, daß ihr, außer der gewissenhaften Erfüllung eurer Amtspflichten, euch auch noch in euren Nebenstunden nützlich damit beschäftigt, junge angehende Justizbediente durch eure Schriften über die neue Gesetz- und Gerichtsverfassung zu unterrichten. — Hievon ist mir auch das mitgetheilte Werk, unter dem Titel: Theorie der gerichtlichen Civilpraxis, ein sehr schätzbarer Beweis gewesen, so daß ich euch meine besondere Danknehmung dafür bezeuge, bis sich eine Gelegenheit darbieten wird, wo ich euch thätig beweisen kann, daß ich gemeinnützliche Verdienste gehörig zu schätzen weiß. — Ich bin Euer gnädiger König."

Berlin, den 22. März 1798.

Friedrich Wilhelm.

Der König war genöthigt, bei dem Antritt seiner Regierung mehrere alte verdiente Generale zu entlassen, aber es geschah mit einer Zartheit, einer Schonung und unter einer so rührenden Anerkennung ihrer Verdienste, daß der Ausscheidende hierin eine große Beruhigung finden, und die Milde des Königs segnen mußte. So erhielt der General v. Röder seine Entlassung mit folgendem Königlichen Handschreiben:

„Mein lieber Generalmajor v. Röder. Da euer herannahendes Alter und die auf eine lange rastlose Anstrengung sich gründende Abnahme eurer Kräfte, euch die Ausübung der mit euren bisher so rechtschaffen bekleideten Posten verbundenen Dienstverrichtungen sehr erschweren, und euch daher selbst gegen eure Neigung den Wunsch abnöthigen muß, für den Ueberrest eures thätigen Lebens die Ruhe genießen zu können, so glaube Ich, bloß einer Pflicht zu genügen, wenn Ich euch hiemit von allen fernern Dienstleistungen entbinde, und dadurch dem rühmlichen Geständnisse zu begegnen suche, welches ihr mit Selbstaufopferung nur aus unbegrenzter Anhänglichkeit an den Dienst zu unterdrücken bemüht gewesen seid. Ich danke euch verbindlichst für eure dem Staate so viele Jahre hindurch treu und gut geleisteten Dienste und damit ihr im Stande sein möget, euch hinfüro in eurem Ruhestande zur bessern Erhaltung eures mir werthen Lebens die erforderliche Pflege

zu gewähren, sollt ihr eure bisherige extraordinaire Zulage von 1500 Thalern jährlich, nebst der Revenue von der Amtshauptmannschaft Balja, als Pension behalten. Um euch hiernächst auch ein öffentliches Merkmal Meines Wohlwollens zu Meiner vollkommenen Zufriedenheit mit eurem stets bezeugten Diensteifer zu geben, habe Ich nicht allein dem Oberkriegskollegio aufgetragen, euch den Abschied als General-Lieutenant auszufertigen, sondern will euch auch Meinen hierbei kommenden großen rothen Adlerorden conferiren. — Euer Bataillon bleibt für jetzt noch vacant, dagegen aber habe Ich den General-Major v. Rüchel zum Kommandeur des Regiments Garde und Kommandanten von Potsdam ernannt, auch demselben die euch anvertraut gewesene General-Inspection übertragen, und könnet ihr demselben also die Geschäfte sowohl der Kommandantur, als der Inspection übergeben. Schließlich wiederhole Ich euch hiermit die Versicherung, daß Ich mit Vergnügen jede Gelegenheit wahrnehmen werde, euch die Werthschätzung zu bezeugen womit Ich bin euer wohlaffectionirter König."

Berlin, den 13. Januar 1798.

Friedrich Wilhelm.

In gleicher Art sagte er dem Kommandanten von Magdeburg, General-Major v. Hülsen, bei dessen Verabschiedung in der desfalsigen Ordre — den freundlichsten Dank:

„Wenn derselbe auch die gerechte Sehnsucht nach Ruhe bisher unterdrückt habe, so sehe Er es doch ein, daß es ihm bei seinem hohen Alter zu schwer falle, sich allen mit seinem Posten verknüpften Geschäften zu unterziehen und seinem unerloschenen Diensteifer zu genügen. Er versetze ihn daher in den Ruhestand. Indessen könne Er diese Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen, ohne ihm Seinen aufrichtigen Dank für die dem Staate so viele Jahre hindurch treu geleisteten Dienste zu erkennen zu geben. — Er wünsche, daß er den Abend seiner Tage heiter und zufrieden verleben, und sich stets versichert halten möchte, daß Ihm sein Andenken stets schätzbar sein, und Er nie aufhören würde, sich als sein gnädiger König zu bethätigen."

Sein reiner Sinn für Religion und sein gottergebenes frommes Gemüth, von welchem wir noch in seinem letzten Willen einen so rührenden Beweis haben, sprach sich gleich bei seinem Regierungsantritt aus, und äußerte sich auch in der Sorge, welche er trug, daß wahre Religiosität und Sittlichkeit unter seinem Volke erweckt und verbreitet werde; er ehrte die Religion, folgte ihren beglückenden Lehren, und würde gewiß nicht über ein Volk haben herrschen wollen, das der Irreligiosität ergeben war, daher trug er dafür emsig Sorge, daß derselbe Geist, der ihn beseelte, überall verbreitet ward. — Wir übergehen die Aufhebung des Religions-Edicts, da wir

aber überall die Züge seines Charakters, so wie wir sie schildern, durch Thatsachen belegen wollen, so mögen folgende seinen religiösen Sinn darthun.

Der Buchhändler X. überreichte dem Könige eine Schrift, betitelt: Sendschreiben an die Geistlichen und Schullehrer ꝛc., durch welches der Verfasser dieselben auf einen vernünftigen Mittelweg zwischen der finstern Orthodoxie und der Freigeisterei hinweisen wollte, und erhielt hierauf folgendes Kabinets-Schreiben, in welchem der König diese Richtung des Geistes als die angemessenste erklärte, und aus derselben sich die wohlthätigsten Folgen verspricht; sie lautet:

„Se. Königl. Majestät von Preußen haben das von dem Buchhändler X., mittelst Eingabe vom 23. März d. J. überreichte, in seinem Verlage herausgekommene, Sendschreiben an die Geistlichen und Schulmänner ꝛc. erhalten, und bei dessen Durchlesung mit Vergnügen wahrgenommen, daß der ungenannte Verfasser, bei einer gründlichen Kenntniß der Religionswahrheiten, und wahrem Gefühl der Freiheit der protestantischen Konfessionsverwandten von den trüglichen Aussprüchen der Menschen in Glaubenssachen, die Mittelstraße zwischen blinder Anhänglichkeit an dem wörtlichen Inhalt der Symbole, und unbesonnener Verwerfung der durch ihre Urheber und ihr Alter gleich ehrwürdigen Lehren der Reformatoren und ihrer Nachfolger so richtig zu halten gewußt hat. — Seine getreue Schilderung der Gebrechen des größ-

ten Theils der Geistlichen und Schullehrer auf der einen, und der Mangel des Verhaltens des weltlichen Standes gegen sie, auf der andern Seite, seine Vorschläge und Bitten, die einen wie die andern zu verbessern, und seine überall beobachtete Mäßigung, beweisen zugleich seine gründlichen Einsichten und sein thätiges Christenthum. Von solchen Schriften können Se. Majestät keine andern, als die wohlthätigsten Folgen erwarten, und indem Allerhöchstdieselben dem Verleger für die Mittheilung danken, ermuntern sie ihn auch, durch fernern Verlag ähnlicher Werke zur Erhaltung der Religiosität das Seinige beizutragen."

Berlin, den 29. März 1798.

Friedrich Wilhelm.

Dagegen konnte er auch nicht dulden, daß unmoralische Geistliche, die Sitten ihrer Gemeinde vergifteten. Als nemlich das Justiz-Departement vorschlug, einen Geistlichen, der zu sechsmonatlicher Festungsstrafe verurtheilt war, nach der Abbüßung wiederum in sein Amt einzusetzen, lehnte er solches in nachfolgender Kabinets-Ordre ab, welche zu erlassen, ihm bei seiner Milde gewiß schwer geworden ist:

„Se. Königl. Majestät von Preußen u. s. w. können den Vorschlag des Justiz-Departements, den zu sechsmonatlichem Festungsarrest kondemnirten H. zu X., nach ausgestandener Strafe wieder in sein Predigtamt einzusetzen, nicht beipflich-

ten. Die Immoralität eines Predigers, besonders eines Landpredigers, hat einen zu entscheidenden Einfluß auf die Sitten seiner Gemeine, als daß man nicht äußerst darauf bedacht sein müßte, sie gegen alles Aergerniß von dieser Seite zu sichern. Dies ist in dem vorliegenden Fall um so nothwendiger, da der X. sich außer dem Frevel, durch den er in Inquisition gekommen ist, schlechter Streiche schuldig gemacht hat. Bei diesen höhern Rücksichten kann das Mitleiden mit seiner Familie nicht in Anschlag gebracht werden, sondern der X. muß seiner Stelle entsetzt bleiben. So wie Se. Majestät hoffen, daß das geistliche Departement Mittel finden wird, für denselben auf irgend eine andere Art einen nothdürftigen Unterhalt auszumitteln, so wollten dieselben ihrerseits zur Erleichterung seines Schicksals dadurch betragen, daß sie ihm die zuerkannte sechsmonatliche Festungsstrafe erlassen, und hat das Justiz-Departement das Erforderliche in Gemäßheit zu verfügen."

Berlin, den 16. Dezember 1797.

Friedrich Wilhelm.

Er gab der Nothwendigkeit nach. Das geistige Wohl und die Sorge für die Religiosität der Gemeine mußte ihm mehr am Herzen liegen, als das zeitliche Glück des X. Dennoch verläugnete er sein Gefühl für fremdes Unglück nicht, indem er dem Frevler die Festungsstrafe erließ, und dem geistlichen Departement die Sorge für seinen Unterhalt anempfahl. —

Wenn er von der einen Seite Religiosität und Sittlichkeit zu verbreiten bemüht war, so eiferte er auch wiederum gegen das Laster, und suchte seinem Umsichgreifen Schranken zu setzen. Es war ihm angedeutet worden, daß der Zusammenfluß von vermögenden Fremden bei der bevorstehenden Huldigung in Königsberg von gewinnsüchligen Spielern benutzt werden würde, um dort ihr unerlaubtes Gewerbe zu betreiben. Daher hielt er es für nöthig, gegen den Departements-Minister der Provinz Preußen, Freiherrn v. Schrötter, seinen Abscheu gegen das Laster des Spiels öffentlich auszusprechen, und alle Gutgesinnten aufzufordern, das Uebertreten des Gesetzes zu verhindern. Er that es in folgender Kabinets-Ordre, deren Veröffentlichung er geradezu befahl, damit sein Wille überall kund werde. —

„Mein lieber Etats-Minister, Freiherr v. Schrötter. So sehr Ich Mich auch bei Meiner euch wiederholentlich eröffneten Ueberzeugung von der herzlichen Aufnahme, womit Mich Meine getreuen Preußen bei der bevorstehenden Huldigung empfangen werden, auf diesen nun immer näher kommenden Zeitpunkt freue, so wird doch die Freude durch die Besorgniß getrübt, daß bei dieser Gelegenheit manche Meiner getreuen Vasallen und Unterthanen durch Hazardspiele, wozu sie von den unter verschiedenen Charactern sich gewöhnlich einfindenden Spielern verführt zu werden Gefahr laufen, unglücklich gemacht werden könnten. Der-

gleichen bloß auf schändliche Gewinnsucht berechnete Spiele, sind von allen gesitteten Völkern von jeher als ein Schandfleck der Humanität und als die Quelle der Sittenverderbniß und alles Lasters mit Recht betrachtet, und unter darauf gesetzten harten Strafen verboten worden. — Auch die Strafgesetze meiner Staaten sind gegen dieses verderbliche Laster gerichtet, und Ich bin es von eurem Eifer für das gemeine Beste und von eurer thätigen Wachsamkeit für die Erhaltung desselben fest überzeugt, daß ihr Alles aufbieten werdet, auch bei dieser Gelegenheit für die Beobachtung dieser heilsamen Gesetze zu wachen. — Es ist Mir aber auch nicht unbekannt, wie schwer, ja fast ganz unmöglich es ist, diesen Schandthaten bis in die verborgensten Schlupfwinkel nachzuspüren, wohin sich die frevelhaften Uebertreter des Gesetzes zu verkriechen pflegen. Ich würde also von der gespanntesten Aufmerksamkeit der Polizei die gänzliche Erreichung meiner landesväterlichen Absicht nicht erwarten können, wenn ich nicht das gegründete Vertrauen zu der Sittlichkeit und zum Ehrgefühl meiner Preußischen Einsassen hätte, daß sie die Schändlichkeit dieser Theilnahme an einer solchen ehrlosen Handlung, als die des Hazardspiels ist, einsehen, und daher von selbst sich enthalten werden, die Zeit der Freude und Heiligung des Bandes zwischen dem Regenten und seinem Volke dadurch zu entheiligen. — Diese Sittlichkeit

und dieses Ehrgefühl dürfen daher nur da, wo sie schlummern möchten, erweckt werden, um Mein darin gesetztes Vertrauen zu rechtfertigen, ohne, daß es einst nöthig sein wird, bemerklich zu machen, daß jeder, der sich eines Mißbrauchs desselben schuldig machen wird, Meine höchste Verachtung zu erwarten hat. Euch aber überlasse Ich es lediglich, diese meine Intention so allgemein als möglich bekannt zu machen, und bin euer wohlaffectionirter König."

Berlin, den 21. Mai 1798.

Friedrich Wilhelm.

Ebenso wie er wahre Religiosität zu befördern suchte, und der Verbreitung des Lasters entgegen arbeitete, eben so suchte er dem Aberglauben zu steuern; jedoch wohl wissend, daß solches nicht durch Zwang, sondern nur durch Belehrung und Ueberzeugung vom Gegentheil geschehen könne, wählte er hiebei die mildesten aber auch die richtigsten Mittel.

In Blüthen, einem an der Grenze von Meklenburg, eine Meile hinter Perleberg belegenem Dorfe, war im Jahre 1797 einem dortigen Einwohner R., der siebente Sohn, am Tage der Siebenschläfer, in der siebenten Stunde geboren worden, welchen man, auch wohl nicht ohne eine andere Ursache, als damit sich recht viel Wunderbares in dem Kinde vereinigen sollte, am Tage der sieben Brüder taufen ließ. Der Vater des Kindes litt an der Schwindsucht und behauptete, daß er dadurch, daß er sein Wunderkind

eine Nacht bei sich im Bette gehabt, auf einmal wiederum gesund geworden sei. Bald verbreitete sich das Gerücht von der Wunderkraft des Kindes immer weiter. Ganze Wagen voller Krüppel, Lahmer und Blinder eilten zum Wunderkinde, um sich von demselben heilen zu lassen, und bald blieb es nicht blos bei den Karavanen von Leuten niederer Herkunft, sondern es kamen auch Viele in Kutschen zu demselben, und suchten bei ihm Heilung. Die Berührung des Kindes mit seiner Hand sollte heilbringend sein, man trank das Wasser, worin es mit den Händen geplätschert hatte, und selbst noch schmutzigere Dinge. — Zwar hatte die Gerichts-Obrigkeit schon eingewirkt, dem Vater des Kindes untersagt, diese Gaukeleien mit seinem Kinde zu treiben, und ihn, als solche dennoch fortgesetzt wurden, zur Untersuchung gezogen, jedoch fruchtlos. Da kam die Sache durch den Zeitungsbericht zur Kenntniß des Königs, welcher hierauf folgende Verfügung an den Kurmärkischen Kammer-Präsidenten v. Gerlach erließ:

„Mein lieber Präsident v. Gerlach! Es ist ganz recht, daß dem Aberglauben, welcher in dem Dorfe Blüthen in der Priegnitz, mit dem angeblichen Wunderkinde getrieben wird, mit Nachdruck ist gesteuert worden. Sollten indeß die ergriffenen Maaßregeln ihre Wirkung verfehlen, so ist es besser, dem Unfuge durch Belehrung von der Kanzel und aus den öffentlichen Blättern entgegen zu arbeiten, und habt ihr daher in Gemäßheit dessen,

das weiter Erforderliche zu veranlassen. Ich bin euer wohlaffectionirter König."

Charlottenburg, den 13. Juli 1798.

Friedrich Wilhelm.

Es wurden hierauf die Geistlichen in der Priegnitz, Altmark und Uckermark, so wie in den nächsten Kreisen der Mittelmark, aufgefordert, sich zu bemühen, durch Privat-Unterredungen mit den Gemeine-Gliedern, dieselben von dem herrschenden thörichten Wahn der angeblichen Heil- und Wunderkraft des Kindes zurück zu bringen, und so dieses schädliche Vorurtheil wieder auszurotten. Außerdem untersuchte das Medizinal-Kollegium die Fälle, wo das Kind seine Heilkraft bewiesen hatte, und bewies in einer Schrift, daß die Heilung andern Ursachen zuzuschreiben sei. So ward durch Milde und Sanftmuth diesem auch schon zu jener Zeit beispiellosen Aberglauben ein Ziel gesetzt.

Der König überzeugte sich, daß die Besserung der Gemüther, und das Einimpfen eines frommen Sinnes, bei der Jugend anfangen müsse, daß man dem, dem Laster ergebenen Greise umsonst Moral predige. Daher fing er seine Einwirkung auf die Verbreitung der Religiosität bei dem Volke, in den Schulen an. Die Ansicht, daß von hieraus das Bessere hervorgehen, und daß die Sorge für die Schulen eines seiner Hauptgeschäfte sein müsse, sprach er gleich in seinen ersten Regenten-Tagen aus, als der

Ober-Konsistorial-Rath Niemeyer sich ihm vorstellen ließ, die seiner Aufsicht anvertrauten großen Erziehungs-Anstalten seinem fernern Schutz und Gnade empfahl, und sich dabei entschuldigte, wenn er vielleicht Se. Majestät in wichtigen Geschäften unterbreche.

„Womit kann ich wichtiger mich beschäftigen, als mit Schul- und Armen-Anstalten?"

war die Antwort des Königs, der nun mit ihm tief auf das Wesen des Volksunterrichts eindrang, und seine Ansichten mit denen des erfahrnen Pädagogen austauschte. — Wie er über Erziehung und Unterricht dachte, zeigt folgende Kabinets-Ordre, welche an den Schulvorsteher B. erlassen wurde:

„Se. Königl. Majestät von Preußen rc., haben von dem Vorsteher einer besondern Schulanstalt, B., dessen, durch eine Abhandlung unter dem Titel: „wie muß eine Schulanstalt beschaffen sein, wenn sie den Namen einer Bürgerschule mit Recht verdienen soll;" geschehene Einladung zur öffentlichen Prüfung seiner Zöglinge, mittelst der Eingabe vom 25. d. M. wohl erhalten, und daraus mit Vergnügen ersehen, daß dessen lobenswerther Eifer, die von ihm gestiftete Anstalt immer vollkommener und gemeinnütziger zu machen, nicht nachgelassen hat. Se. Majestät sind zu sehr davon überzeugt, daß gute Schulanstalten, besonders für den Mittelstand des Bürgers, ein eben so wesentliches Bedürfniß des jetzigen Zeitalters, als

von unzuberechnenden nützlichen Folgen für die aufblühende Generation sind, als daß Allerhöchstdieselben dem gedachten Vorsteher B. über dessen gut gemeinte und mit vieler Kenntniß und Ueberlegung ausgeführte Bemühungen zu einem so gemeinnützigen Zwecke, nicht Dero vollkommensten Beifall zu erkennen geben sollten."

Berlin, den 29. März 1798.

Friedrich Wilhelm.

In diesem Geiste baute er fort, denn es ist bekannt genug, was er während seiner langen Regierung für den Volks-Unterricht gethan hat; Beweise hievon sind die zahllosen Elementar-Schulen, welche er in den Städten und auf dem Lande ausstattete, die Gymnasien, welche er errichtete und die beiden Universitäten Berlin und Bonn, welche er stiftete und mit königlicher Freigebigkeit mit den nöthigen Mitteln versah.

Er liebte aber auch selbst Wissenschaften und Künste, und erkannte ihren wohlthätigen Einfluß auf das Wohl der Nation. Daher erließ er unterm 11. April 1797 eine Verfügung an die Akademie der Wissenschaften, worin er derselben ihre künftige Wirksamkeit vorzeichnete und von welcher wir nur den Anfang aufnehmen wollen, um zu zeigen, wie der König hierüber dachte:

„Nachdem ich die nothwendigen Erkundigungen über den jetzigen Zustand der Akademie der Wis-

senschaften zu Berlin eingezogen habe, so scheint es Mir nöthig, einige Veränderungen damit vorzunehmen, die diesem Institute eine so ehrenvolle, als dem allgemeinen Besten ersprießliche Existenz sichern können."

„Ich kann der Akademie nicht bergen, daß das Ganze ihrer Arbeiten Mir immer nicht genug auf den allgemeinen Nutzen hingerichtet zu sein scheint. Man hat sich zu sehr darauf eingeschränkt, abstracte Gegenstände auseinander zu setzen, die Metaphysik und speculativen Theorien mit gelehrten Entdeckungen zu bereichern, und man hat nicht daran gedacht, die Einsichten auf wahrhaft nützliche Gegenstände zu richten, auf die Vervollkommnung der Künste und Gewerbe, ein sehr wichtiges Verdienst, wodurch zum Beispiel die Akademie zu Paris, unerachtet ihrer mannigfachen Mängel und ihrer fehlerhaften Organisation sich ehemals auszeichnete. Ich wünsche daher, daß die Akademie zu Berlin sich, so zu sagen, mehr humanisirte, als bis dahin geschehen ist, daß sie weniger die speculativen Untersuchungen begünstigte, als die Bemühungen zum Glück des gemeinen Lebens, um zur Vervollkommnung alles dessen beizutragen, was mit seinen Bedürfnissen und Vergnügen in Verbindung steht, durch eine beständige Anwendung der Theorie auf die Dinge selbst; daß sie die National-Industrie weckte, die, so oft aus Mangel der nothwendigen Einsichten in neuen

Gattungen vergebliche Versuche macht, indem sie dieselben mit den wahren Grundsätzen über denjenigen Theil, womit sie sich beschäftigt, ausrüstet; daß sie die verschiedenen Systeme der sittlichen und gelehrten Erziehung von den unbestimmten und irrigen Grundsätzen reinigen möge, welche die Mode und die Phantasie einiger exaltirten Pädagogen eingeführt haben, und welche das Verderben der Nachkommen besorgen lassen; daß sie eben so die Vorurtheile und den Aberglauben des Volkes unterdrücken möge, als die zügellosen und zerstörenden Grundsätze der falschen Philosophie unserer Zeit."

„Nur wenn die Akademie die Arbeiten der verschiedenen Klassen derselben auf Gegenstände dieser Art, und auf andere von gleich heilsamen Einfluß auf das Wohl des Staats und seiner Unterthanen lenkt, kann sie die ehrenvollsten Ansprüche auf den Dank des Publikums sich erwerben. Die Talente ihrer Mitglieder berechtigen sie zu großen Hoffnungen, und scheinen nur den Antrieb einer fortdauernd guten innern Leitung und Direction zu bedürfen."

Im Verlauf dieser Kabinets-Ordre spricht der König schon von dem Denkmal Friedrichs des Großen, dessen Errichtung ihm der Mangel an den erforderlichen Geldmitteln damals noch nicht gestattete, indem er hinzusetzte: Der Ruhm dieses Fürsten lebt

„noch in seinen Werken vor unsern Augen und kann „daher diesen Aufschub ertragen.“

Ebenso äußerte er darin seinen Wunsch, ein Museum errichten zu können, jedoch daß er auch dieses, so nützlich es ihm scheine, bis auf günstigere Zeiten versparen müsse.

Die letztere Idee, welche ihm bei dem Antritte seiner Regierung schon lebendig vorschwebte, konnte er erst gegen das Ende derselben verwirklichen, und auch zu Friedrichs Denkmal ward nur noch in den letzten Tagen seines Lebens der Grund gelegt. Drei und vierzig Jahre hatte er die Idee mit sich herumgetragen, ehe er es so würdig zu errichten vermochte, wie es der Ruhm des großen Friedrich erheischte.

Er entwickelte in seinen ersten Regierungsjahren eine Thätigkeit, die fast unglaublich war. Fast jeder Tag war mit neuen Verfügungen bezeichnet, die sämmtlich tief erwogen waren, und ausführlich die Ansichten und Zwecke und Regierungs-Grundsätze zugleich mit den Anordnungen enthielten, damit Niemand über dasjenige, was der König wollte, in Zweifel sein könne. Sein treuer Menke und von Zastrow standen ihm hierbei kräftig zur Seite. — Selbst als er im Februar 1798 in eine gefährliche Masernkrankheit verfiel, und an Schwäche der Augen heftig litt, ward diese Thätigkeit nicht unterbrochen. Er ließ sich die Eingaben und Berichte vorlesen, und ertheilte darauf seine Bescheide, welche der Kabinets-Rath und der Adjutant aufsetzten, ihm vor-

lasen und unterzeichnen mußten. Es finden sich von diesen Verfügungen sehr viele vor, und wir haben selbst einige von solchen, welche er wegen seiner Krankheit nicht unterzeichnen konnte, wiedergegeben.

Auf dem Throne blieb er der bescheidenste Mann, und Lobpreisungen waren ihm im höchsten Grad zuwider.

Ein Prediger bat, ihn, wenn er predige, einmal mit seinem Besuch zu beehren. „Dies kann geschehen," erwiederte der König, „nur mache Ich es mir zur ausdrücklichen Bedingung, daß Ich dort nicht von ihm gelobt werde."

Diese Bescheidenheit war auch die Ursache eines edlen Mißtrauens auf seine Kräfte. Er äußerte daher kurz vor seiner Thronbesteigung zu seinem ehemaligen Lehrer, dem Geheimen-Rath Benisch, als von der Zunahme der Krankheit Friedrich Wilhelm II. gesprochen ward: „Sie glauben nicht, in welcher unangenehmen Lage ich mich befinde. Ich werde nun bald König werden, ich habe auch den besten Willen, gut zu regieren, aber ich besorge, daß ich nicht alle hierzu erforderlichen Kräfte und Erfahrungen habe.

Dieses edle Mißtrauen in sich selbst führte zur größern Anstrengung der vorhandenen Kraft, zur reiflichen Erwägung der Lage der Dinge, und wahrlich, ihm hat es nicht an den erforderlichen Kräften gefehlt. Dies zeigen seine Handlungen im ersten Jahre seiner Regierung.

Er war bescheiden, er fühlte den Werth der

Bescheidenheit, und wie sehr sie den Mann ziert. Daher war ihm auch jede Ostentation bei andern unangenehm.

Ein Künstler kam einst um den Titel als Hof-Silhouetteur ein; der König antwortete ganz kurz:

„den Künstler macht nicht der Titel, sondern einzig die Kunst groß!“

welche freilich bei dem Silhouettiren nicht weit her ist. —

Ein Handwerker meinte, daß der Titel Hof-, vor seinem Handwerke sich gut ausnehmen, und ihm mehr Ansehen bei seinen Gewerbe-Genossen verschaffen würde; er bat daher um die Ertheilung dieses Prädikats. Der König entgegnete:

„Er könne ja dennoch bei ihm Bestellungen machen lassen, wenn er nur gute Waare liefere, auch wenn er nicht gerade sein Hof-Handwerker sei, wozu bedürfe er erst dieses Titels?“

Bei allem Ernst, mit welchem er sich den Regierungsgeschäften widmete, welche ihn fast zu Boden drückten, da er in jede Kleinigkeit bis auf das genaueste einging, blieb ihm ein gemüthlicher Scherz nicht fremd, der sich besonders äußerte, wenn er bei seiner Gattin von den Sorgen der Regierung und den Bürden der Krone ausruhte, und dann nur ein glücklicher Familienvater war.

Der Prinz Ludwig versicherte kurz vor seinem Tode einem Fischer in Schwedt, daß er ihm ein Haus bauen lassen wolle, zu dem sich der Anschlag

auf 6000 Thaler beliefe. Diese Summe sollte in vier Quartal-Zahlungen abgeführt werden. Als die ersten 1500 Rthlr. einliefen, ward mit dem Bau angefangen. Nach dem Tode dieses Prinzen, und da zu gleicher Zeit auch der Fischer gestorben war, hörte jedoch der Bau auf. Die Fischerwittwe hatte die Nachricht von der Thronbesteigung des Königs kaum vernommen, als sie auch, um sich die Fortsetzung der Wohlthat, die ihr der Prinz Ludwig zugesichert, zu erbitten, nach Berlin eilte, und den Bruder des Prinzen Ludwig zu sprechen verlangte. Sie redete den König mit den Worten an: „Is he de Bruder des Prinzen Ludwig?" und als sie diese Frage bejaht erhielt, fuhr sie fort: „sein Bruder war ein ehrlicher Mann, und ich hoffe, he wird dat auch sein, und da he nun was geworden is, mir auch mein Haus bauen lassen." — Der König sicherte ihr dies zu, und gab ihr ein Schreiben nach Schwedt mit, das seinen desfalsigen Befehl enthielt. — Die werden Augen machen, die Herren in Schwedt," sprach sie, und eilte muthig und froh ihrer Heimath zu. Von hier kam sie indeß kurz darauf nach Berlin zurück, und brachte dem Könige ein Fäßchen Neunaugen, das sie ihm mit den Worten überreichte: „da ich sehe, daß he eben so ein ehrlich Mann is, wie sein Bruder, so bring ich ihm auch etwas für seine Mühe." — Der König nahm das Fäßchen. Nachdem er die Ueberbringerin beschenkt hatte, eilte er zur Königin und sagte: „Ihre Majestät können hier sehen, daß Aemtchen auch Käppchen bringen."

Eben so verschmähte er einmal ein Geschenk von Würsten nicht, welches ihm aus ehrlichem biederm Herzen ein berliner Bürger überbrachte. — Er übergab sie der Königin und beide speisten davon unter Scherzen, indem er sich über diesen Ertrag seiner Stelle freute. — Dem Fleischer übersendete er drei Flaschen Champagner und drei Flaschen Burgunder mit dem Wunsche, daß ihm der Wein eben so gut schmecken möge, als ihm und der Königin seine Gabe geschmeckt habe. Der Bürger lud seine Freunde auf den Königs-Wein ein, und diese tranken auf dem wahren Freudenfeste die Gesundheit des guten Monarchen.

So trat Friedrich Wilhelm als Regent auf. — Alle seine Tugenden zeigten sich schon in den ersten Tagen seiner Regierung in den hellsten Strahlen, er gab sich gleich wie er war, und er hat sich während der 43jährigen Dauer seiner Regierung so bewährt, wie er im ersten Jahr erschien; gerecht, milde, fromm, ein Feind der Verstellung, weise und ein treuer liebevoller Vater seiner Unterthanen.

Vierter Abschnitt.

Friedrich Wilhelms Regenten-Leben, bis zum Schluß des Jahrhunderts.

Nachdem der König im Frühling 1798 eine schwere Krankheit, welche öfter im späten Alter, wie in der Knabenzeit tödtlich wird, nämlich die Masern, glücklich überstanden hatte, rüstete er sich zur ersten Bereisung seines Landes, um die Huldigung anzunehmen. Diese Reise verband ihn und seine treffliche Gattin mit dem Volke unauflöslich. — Als Kronprinz hatte er bei den Revue-Reisen des Königs, auf welchen er denselben begleitete, stets zu sehr im Hintergrunde gestanden, und vielleicht absichtlich seinen Werth nicht geltend gemacht. — Die Königin kannte das Volk noch gar nicht. — Seine ersten Regentenhandlungen waren aber so entscheidend hervorgetreten, daß nicht allein seine Preußen, sondern auch die fremden Völker hoch aufmerkten, und ahnten,

was sie an ihm hatten, und was er ihnen dereinst sein würde. Jetzt erschien er selbst mit seiner unvergeßlichen Louise mitten im Volke, theilnehmend an den Festen, die ihnen die treueste Liebe und das Bestreben, dem angestammten Herrscher Freude zu machen, darbot; man hörte den König reden, sich äußern, man vernahm seine Erkundigungen über die Bedürfnisse des Landes, und sein sichtbares Bestreben denselben zu begegnen, man sah das Benehmen des Königs-Paares gegen einander, man fühlte sich beglückt von den sichtbaren Zeichen seiner Milde und seiner Herablassung. Wenn der Ernst, die Würde und die Herablassung des Königs ihm die Herzen der Unterthanen erwarb, so riß Louisens königliche Gestalt, ihre Schönheit, ihre gottergebene Güte, ihr an irdische Verklärung grenzendes Wohlwollen zu einem Enthusiasmus hin, der unbeschreiblich war und sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzte. — Diese Reise und was der König und die Königin auf derselben thaten und sprachen, blieb lange Jahre in dem Andenken aller Menschen, die sie sahen. — Die Königin ging am 24. Mai 1798 von Berlin ab, sie konnte nur kleinere Tagereisen machen, weil sie sich in dem letzten Stadio der Schwangerschaft befand. Am 25. folgte der König in Begleitung seines treuen von Köckeritz. Die Königin ging den ersten Tag nur bis Freienwalde, am 25. trafen beide Maj. in Stargardt in Pommern ein. Der Empfang von Seiten der braven Pommern war freudig, die

Tage vom 26. bis 28. Mai eine ununterbrochene Reihe von Festen. In dem Exerzier-Garten hatten die Stände einen prächtigen Salon bauen lassen, welcher bei dem Mangel eines großen Saales als Versammlungsort diente, und es ward hier ein Ball gegeben, auf welchem der König und die Königin mehrmals tanzten. Der König nahm den dort zusammengezogenen Pommerschen Regimentern die Revue ab, und unterrichtete sich von ihrem Zustande auf das genaueste. Außerdem ließ er Personen aus allen Ständen vor sich kommen, sich über den Zustand der Provinz Auskunft geben, hörte die Wünsche und Vorschläge seiner Pommern, und theilte ihnen seine Pläne und Ansichten mit. Ein herzliches Lebewohl begleitete das Königspaar auf der Reise nach Cöslin. Hier empfing eine Ehrenwache von jungen Bürgersöhnen und Bürgermädchen mit Blumenkörbchen die Königin und streute ihr Blumen, und die ehrsame Bürgerschaft mit Gewehr und Waffen den König. Alles war entzückt, als sie auf den freudigen Zuruf der Mädchen: „Willkommen Landesmutter," mit der ihr so eigenen liebenswürdigen Freundlichkeit mehrmals antwortete: ich danke euch, liebe Kinderchen!"

Besonders gefielen den beiden Königlichen Ehegatten mehrere Mädchen aus Jamund, welche man in ihrer ganz eigenthümlichen Tracht hingestellt hatte, und welche sie zu sich rufen ließen. Am andern Tage stellte sich ihnen bei Lauenburg eine in ei-

nem noch auffallendern, aus den ältesten Zeiten beibehaltenen Putz gekleidete Jamundsche Braut vor, sprach und überreichte der Königin ein Gedicht in der besondern Mundart jener Gegend, und erhielt von ihr Geschenke, die noch jetzt in dem Dorfe aufbewahrt, und als ein Andenken jener ersten Reise und der Herablassung und Gnade der Königin gezeigt werden.

Der König, welcher keine Gelegenheit unbenutzt ließ, um sich von dem zu unterrichten, was dem Volke Noth that, ließ sich mehrere Personen, und auch vorzugsweise den Magistrat vorstellen, befragte ihn über den Nahrungszustand der Stadt, und König und Königin befriedigten den Wunsch des Volkes, ihren Herrscher und seine Gattin zu sehen, dadurch, daß sie sich oft am Fenster zeigten.

Auf der Reise nach Danzig bestiegen sie die höchste Höhe des Gollenbergs, damals der Fahnenberg genannt, nicht ahnend, daß dort nach 20 verhängnißvollen Jahren ein Denkmal der leidensvollsten Zeit Preußens und der Hingebung und des Muthes seiner Söhne, statt der verrosteten eisernen Fahne, die den Schiffern als Wegweiser diente, sich erheben würde. —

Am 30. Mai langte König und Königin in Danzig an; bis Zoppot waren ihnen Deputirte der Bürger- und Kaufmannschaft entgegen gegangen, um sie dort zu empfangen; die Königin bestieg die nahegelegene Königshöhe, und war entzückt von der

reizenden Aussicht über das Meer. Von Strieß holten sie 40 junge Kaufleute zu Pferde ein, und unter dem Donner des Geschützes durchzogen sie die herrliche Linden-Allee von Langefuhr, und traten in dem Gouvernements-Palais ab. — Am 31. Mai war Revue; der König besah die Werke der Stadt, die Sternwarte, empfing die Deputirten der Stadt, der Geistlichkeit, der Hauptgewerke und der Schützengilde, welche letztere ihm einen Becher überreichte, den ein Mitglied der Gilde vor 5 Jahren als Prämie für den besten Schuß, den er für ihn als Kronprinzen gethan, erhalten hatte, und jetzt an ihn als den wahren Eigenthümer ablieferte, welchen der König auch freudig annahm.

Die Königin, die den Bernstein allem andern Schmuck vorzog, erhielt von der Bernsteindreherzunft ein Halsgeschmeide, welches sie sogleich anlegte, und während ihres ganzen Aufenthaltes in Danzig trug.

Dann speiseten sie bei dem Fürst-Bischofe von Ermeland, Fürsten von Hohenzollern, in der Abtei zu Oliva, besuchten die schöne Kirche, den reizenden Garten, und bestiegen den Karlsberg, von wo sie die himmlische Aussicht über Berge, Thäler, Wälder und die Ostsee, welche diese Stelle weltberühmt gemacht hat, bewunderten. Zur bequemern Auffahrt diente der Königin ein eigener dazu gemachter kleiner Wagen. — Seitdem heißt die höchste Spitze des Berges, da, wo zu jener Zeit der noch stehende

BLÜCHER FÜRST VON WAHLSTADT.

[illegible]

[illegible]

Lith. Inst. von [illegible]

WILHELM VON HUMBOLD.

KONIGL. PREUSS. STAATS MINISTER

FRIEDRICH VON MOTZ.

KÖNIGL. PREUSS. FINANZ MINISTER.

ELISABETH LUISE
KÖNIGIN VON PREUSSEN

und gut erhaltene Kiosk errichtet ward, Louisenhain. Dieser Name ward ihm an jenem unvergeßlichen Tage beigelegt. Bei der Rückkehr am Abend war die Stadt glänzend erleuchtet.

Der folgende Tag, der 1. Juni, war bestimmt, die von der Stadt dargebotenen Festlichkeiten anzunehmen. Vormittags ließen die Kaufleute, Kommerzienrath v. Frantzius und Kaufmann Hannemann zwei Schiffe von Stapel laufen, von welchen eins den Namen Friedrich Wilhelm, das andere den Namen Louise empfing; hierauf machten die Königl. Gäste auf einem herrlich geschmückten Boot, der Herrenschute, welche sonst die freistädtschen Bürgermeister zu ihren Dienst- und Lustreisen benutzten, eine Fahrt nach Neufahrwasser, besahen Weichselmünde, und fuhren dann durch den Hafen. Am Ufer des Meeres nahmen sie ein ihnen dargebotenes Mahl von der Kaufmannschaft an, und fuhren nach dem Mahl hinaus in die See. Tausende von Menschen bedeckten das Ufer, deren freudiges Hurrah das Boot begleitete, als es die Moolen verließ; hunderte von Böten umschwärmten die Königliche Schaluppe, der Hafen war mit vielen Schiffen aller Nationen angefüllt, welche mit Flaggen von den buntesten Farben geschmückt waren, und deren Matrosen sauber gekleidet und mit Bändern geziert auf allen Raaen standen. — Auf dem Meere manöverirten sechs englische Kauffahrtei-Schiffe, um dem Königspaare das ihm bis dahin unbekannte Schauspiel segelnder Schiffe auf dem Meere zu ge-

ben. Das herrlichste Wetter begünstigte die Fahrt, welche den König, noch mehr aber die Königin sichtbar ergötzte.

Friedrich II. pflegte oft im Scherze zu sagen, daß er die Schlesier durch eine in Breslau zierlich getanzte Menuet für sich gewonnen habe; Friedrich Wilhelm und Louise gewannen die Zuneigung der Danziger, welche damals erst wenige Jahre die Segnungen des Preußischen Scepters, zwar im reichsten Maaße empfunden, aber noch nicht ihre verlorne Selbstständigkeit als freie Reichsstädter vergessen hatten, dadurch, daß sich ihre Herzen mit denen der Danziger begegneten, daß sie jede Annäherung der treuherzigen Menschen gefällig und selbst zuvorkommend annahmen, und bei jedem Vorfall Züge von Güte, von Edelmuth und gegenseitiger Zärtlichkeit entfalteten.

Ein großer Ball im Arthushofe, von der Kaufmannschaft gegeben, auf welchem König und Königin mit ehrsamen Bürgern und Bürgerinnen tanzten, zeigte, daß keine steife Etiquette sie von der Theilnahme an den Freuden des Volks zurückhalte, und eine allgemeine prachtvolle Erleuchtung beschlossen den für Danzig so merkwürdigen, für jeden Bewohner so freudigen Tag. Am folgenden Tage schied das hohe Paar, begleitet von den Segnungen der Danziger, welche sich von jetzt als ächte Preußen bewährten. Nachdem Danzig von 1773 ab, als Friedrich II. Neufahrwasser und die Vorstädte in

Besitz genommen hatte, auf das Aeußerste in seinen Handels-Verhältnissen beschränkt worden war, blüthe mit dem Jahre 1793, als es ganz dem Preußischen Scepter unterworfen ward, dessen Gewerbe fröhlich auf; denn der Handel zur See war frei, und die Weichsel, jene Ader, welche das Blut nach Danzig, gleichsam als zu dem Herzen führt, war beinahe bis Krakau hin, Preußisch, und durch keine drückenden Zoll-Linien, wie jetzt, gesperrt. Die blühendste Zeit für Danzigs Handel war die Periode von 1795 bis 1805. Nach dem schweren Druck, unter welchem derselbe geseufzt hatte, fühlten die Bürger jetzt, als das Königs-Paar in Danzig war, gerade zuerst recht lebhaft, wie vortheilhaft sich alle Verhältnisse für sie gestaltet hatten, seitdem sie Preußisch geworden waren.

Die Königin fuhr durch die Niederung nach Elbing, der König machte einen Umweg über Marienburg, und nahm den dort versammelten Truppen die Revue ab. In Klemensfähr, beim Uebergange über die Nogat, gab die Elbinger Kaufmannschaft den beiden Königl. Ehegatten ein ländliches Mittagsmahl unter einem Zelte; Louise lehnte, obgleich es schon spät war, das Mittagsmahl bis dahin ab, daß, wie sie sagte, i h r g u t e r M a n n angekommen sein würde, indem es ihre Pflicht sei, auf ihn mit dem Essen zu warten." Wie entzückte eine solche Sprache der Herzlichkeit, dieses Anerkenntniß der Pflicht einer guten Gattin, welches man von so hoch gestellten Personen nicht gewohnt

war, die Umstehenden, und mußte daher das Beispiel der Königin nicht wohlthätig auf den Sinn ihrer weiblichen Unterthanen wirken? —

Obgleich man das Volk aufgefordert hatte, den König nicht auf der Reise durch die persönliche Uebergabe von Bittschriften zu belästigen, so drängte sich doch ein Landmann hier an den König, und überreichte ihm eine solche knieend; der König nahm sie ihm mit den sehr wahren aber strafenden Worten ab:

„Knie er vor Gott! — der Mensch soll vor keinem Menschen knieen!“ —

Am 3. Juni kam das Königs-Paar in Königsberg an. Deputirte des Magistrats, des Stadtgerichts und der Kaufmannschaft bewillkommneten dasselbe unter Anführung des Stadt-Präsidenten, Geheimen Raths Gervais. Bei Dubois-Ruhe paradirte das Schlächtergewerk zu Pferde mit Pauken, Trompeten und Standarten. Am Nassengartschen Thore begrüßten es die Töchter der Stadt; auf dem Wall am Brandenburger Thore stand die vereinigte Schützengilde der drei Städte, Altstadt, Loebenicht und Kneiphoff, und in der Stadt die Maurer-, die Haus- und Zimmergesellen, mit ihren Fahnen, die Kleinbürger und die 38 Bürger-Kompagnien. Eine Menge Schiffe mit prachtvollen Flaggen, und schön gereiht, auf dem Pregel liegend, verschönerten den Anblick, welchen die Aufzüge der Bürgerschaft gewährten.

Am 4. war die Cour der Stände, und es empfingen der König und die Königin die Deputationen der Behörden und der Bürgerschaft, welche ihre Glückwünsche zu diesem und den folgenden freudenvollen Tagen darbrachten. — Als die Deputation der Kaufmannschaft um die Fürsprache der Königin bei Sr. Majestät für ihr Gesuch um Beförderung des Handels baten, erwiederte sie:

„Es bedarf keiner Fürsprache, indem mein Gemahl auch ohne dieselbe gewiß Alles thun wird, was das Glück seiner getreuen Unterthanen befördern kann."

Der König äußerte gegen die Deputation der französischen Kolonie:

„Er werde die Empfindungen der Liebe und Hochachtung, welche sich in Königsberg so lebhaft aussprächen, zu verdienen suchen."

Dieser bescheidene Ausdruck berechtigte zu den herrlichsten Hoffnungen, und das glückliche Preußen hat sich nicht darin getäuscht gefunden.

Mit den Deputirten der deutschen Gesellschaft sprach er weitläuftig über die besten Mittel, die deutsche Sprache in Litthauen und Westpreußen und in Preußisch Polen auszubreiten, wobei er höchst treffende Bemerkungen über den Dialekt machte, den er auf seiner Reise in der Niederung bemerkt hatte.

Am 5. war die feierliche Huldigung, bei welcher Preußen das Gelübde der unverbrüchlichen Treue

gegen das angestammte Herrscherhaus seinem jungen Könige erneute.

In einem feierlichen Zuge begaben sich die Deputirten der Stadt, den Stadt-Präsidenten, Geheim-Rath Gervais an der Spitze, am Morgen früh vom Kneiphöfer Rathhause zur Schloßkirche, unterwegs schlossen sich beim Kneiphöfischen Junkerhofe die Deputirten der übrigen Ostpreußischen, beim altstädtschen Rathhause, diejenigen der Westpreußischen Städte, an. Um halb neun Uhr erschienen beide Majestäten in der Kirche, und der Gottesdienst begann. — „Nun danket alle Gott," war der herzerhebende Gesang, welcher ihn einleitete, der erste Vers des dritten Kapitels der Epistel an den Titus:

„Erinnere sie daran, daß sie dem Fürsten und der Obrigkeit unterthan und gehorsam, und zu allen guten Werken bereit seien,"

der sehr wohl gewählte Text der Predigt. — Bald erschien auch die katholische Geistlichkeit, und nun begab sich die Versammlung paarweise, von Herolden geführt, nach den, in dem Schloßhofe errichteten Schranken, welche reich mit Laubgewinden geschmückt waren. Obeliske trugen die Symbole der verschiedenen Stände des Reichs, in zierlich geformten Trophäen.

Der König ließ zuvörderst in seinem Zimmer die Haupt-Würdenträger des Königreichs Preußen, den Erzbischof von Gnesen, die Bischöfe von Ermland, Kulm, Plock und Pultusk den Huldigungs-

Eid leisten, welchen der Minister Graf v. Haugwitz abnahm; dann trat der König hinaus auf den Balkon, auf welchem ein prächtiger Thron errichtet war, und nahm auf diesem, von den Bischöfen, den Generälen und Ministern umgeben, seinen Platz.

Der Kanzler, Staatsminister Graf v. Finkenstein, forderte die Stände zur Huldigung in einer Anrede auf. Sie ward von dem Tribunal-Rath von Auer Namens der Ostpreußischen, und von dem Kammerherrn von Bronikowsky, Namens der übrigen Stände beantwortet; dann ward der Eid erst in deutscher, dann in polnischer Sprache abgelegt.

Die Stände brachten dem Könige ein Huldigungsgeschenk von 100,000 Gulden dar. Er nahm es gnädig an, bestimmte es aber sofort zur Verbesserung der Schulen in Preußen.

Hierauf wurden die Standeserhöhungen und Beförderungen vorgelesen, und dem Könige ein von dem Minister Grafen v. Gröben ausgebrachtes Vivat, unter Pauken- und Trompeten-Schall und Kanonendonner von der Versammlung zugerufen.

Die Königin stand während der Feierlichkeit unfern dem Throne im Fenster, und auch ihr ward durch ein laut tönendes Lebe hoch! der Tribut der Ehrfurcht und Liebe dargebracht.

In demselben feierlichen Zuge, wie sie gekommen waren, kehrten die Deputirten zur Schloß-Kirche zurück, wo das „Herr Gott, dich loben wir,"

mit freudiger Begeisterung gesungen ward. Nach dessen Beendigung war Königl. Tafel auf dem Moscowiter-Saal, zu welcher, außer den Ständen und Deputirten, die Landes-Collegia, die Universität und die hohen Militair-Personen geladen waren.

Die Huldigungs-Medaille, welche vertheilt ward, enthielt die Königliche Versicherung — Den Treuen Schutz und Liebe. — Die Vorderseite der großen Huldigungs-Medaille stellt des Königs Bildniß dar mit einem Lorbeer umwundenen Helm geschmückt und der Umschrift:

„Friedrich Wilhelm III. König von Preußen.“

Die Rückseite einen Jüngling in voller antiker Rüstung, der mit der Rechten auf einem mit einem Phönix gezierten Helm der Minerva ruht, welcher auf einem Würfel, dem Sinnbilde der Beständigkeit, liegt, an welchem sich die Attribute der Künste und Wissenschaften, des Handels und der Industrie befinden, als: eine Leier, ein Merkurstab, eine Pflugschar, ein Schlägel, eine Palette, ein Weberschiff und Spuhle. Die Linke hält er auf einem Helm des Mars, der ebenfalls auf dem Würfel liegt, woran Schild und Spieß gelehnt sind, mit der Umschrift:

„Nur euch zu schützen will ich mit diesen mich rüsten.“

Im Abschnitt steht:
„Das Reich erhalten den 16. November 1797.“

Die Medaille ward gewöhnlich, in Gold geprägt, als Belohnung des Verdienstes um Kunst und Wissenschaft vom Könige verliehen.

Die kleinere Denkmünze, welche auf Befehl des Königs bei der Huldigung ausgetheilt ward, zeigt auf der Vorderseite das Brustbild des Königs in der Garde-Uniform mit der Umschrift:

„Friedrich Wilhelm, König von Preußen."

Auf der Rückseite sieht man auf einem Würfel einen Kommando-Stab und das Reichs-Panier, hinter demselben einen Bienenkorb, um welchen Bienen schwärmen, als Symbol eines gewerbthätigen und ordnungsliebenden Volks; ferner ein aufgeschlagenes Buch, auf dessen Titel das Wort Gesetzbuch zu lesen ist, ein Schwerdt zum Zeichen einer unpartheiischen Rechtspflege und endlich einen Oelzweig, das Bild des Friedens. In der Luft schwebt ein Adler mit einem Eichenkranz, die Belohnung aller Bürgertugenden.

Die Umschrift ist:

„Den Treuen Schutz und Liebe."

Im Abschnitt stehen die Worte:

„Huldigung 1798."

Am Abende brachten die Studenten eine Abendmusik mit Fackeln, und die Kaufmannschaft gab die würdigste, dem Sinn des Königs entsprechende Feier, sie reichte 1100 Armen, jedem einen Thaler, etwas

Leinenzeug und ein Mittag von drei Gerichten, und speisete 150 derselben in dem Kneiphofschen Junkerhofe.

Der 6., 7. und 8. Juni war der Musterung der Truppen gewidmet. Am 6. Abends gab der König einen Ball auf dem Moskowiter-Saal, wo er selbst mittanzte, die Königin aber bei der sich immer mehr nähernden Hoffnung, bald Mutter zu werden, nur einige Umgänge in der Polonaise machte; aber die Herablassung beider, erhöhte die durch die Feierlichkeit erweckte Begeisterung. — Die Bernsteinarbeiter-Zunft hatte ihr ein zierlich gearbeitetes Schachspiel und einen Bernsteinschmuck überreicht; mit diesem vaterländischen Schmucke angethan, erschien sie auf dem Ball.

Am 8. hatten die Stände im Lojalschen Garten am Schloßteiche einen Ball veranstaltet; die sämmtlichen daranstoßenden Gärten waren illuminirt, und eine Fahrt auf dem Teiche, auf schön geschmückten Gondeln, während die Terrassen der Gärten im buntfarbigen Lichtschimmer prangten, und Sänger-Chöre Lieder anstimmten, und Musikanten spielten, gehörte zu dem Herrlichsten, was diese Tage darboten. Deputirte der Freimaurer-Loge, deren Garten an den Teich stößt und schön erleuchtet war, überreichten ein Lied für den König, von einem Eichenkranz, für die Königin, von Myrthen umgeben, welche Lieder gleichzeitig von einem im Garten versteckten Sänger-Chore vorgetragen wurden.

Am 9. verließ das hohe Paar das beglückte Königsberg, und reisete nach Warschau ab. Die Fleischer wollten es bis Domnau begleiten, und als man, solches ablehnend, ihnen vorstellte, daß ihre Pferde bei der Hitze und Schnelligkeit der Reise nicht aushalten würden, erwiederte einer von ihnen: „wenn wir wüßten, daß es dem Könige nicht unlieb wäre, so ritten wir bis Warschau mit, und wenn auch alle Pferde darauf gingen, so kehrten wir zu Fuß nach Hause zurück.“

Auf dieser Reise hätte der König sein höchstes Glück, und das Land die theure Landesmutter, sie selbst aber, in einem unglücklicheren Fall, die schönste Hoffnung der Mutterfreuden verlieren können, doch Gott wachte über sie, und wunderbar lief die Sache ohne Nachtheil ab. Man hatte in Domnau Mittag gegessen, und der durch den Königlichen Besuch erfreute Gutsbesitzer, hatte der Königl. Dienerschaft mehr zu trinken geben lassen, als ihr dienlich war, vorzüglich hatte der Leibkutscher zu gut geschmiert, als daß er hätte gut fahren können. — Am Abhange eines Berges rollte der Wagen der Königin in einen Graben, und stürzte um. Die Oberhofmeisterin v. Voß, welche bei der Königin saß, schallt die Leute derb aus, aber die Königin rief:

„Lassen sie nur Alles gut sein, mir fehlt nichts und die Leute haben sich dabei gewiß mehr erschrocken, als ich!“

Auf der fernern Reise wurden König und Königin auch in den kleinsten Neupreußischen Städtchen mit Freudenbezeugungen empfangen, und wenn nichts weiter geschehen konnte, so waren die Hütten mit Maien besteckt, und die Straßen mit Kalmus bestreut. Auch bis dahin war schon der Ruf von den vortrefflichen Eigenschaften des jungen Herrscher-Paares, und von den frohen Hoffnungen, welche sie für die Zukunft Preußen gaben, gedrungen.

Am 13. Juni traf das Herrscherpaar in Warschau ein. Wiederum die gewöhnlichen Einholungen und Festlichkeiten, unter welchen sich ein, von dem Geheimen Staats-Minister v. Hoym, welchem das süd- und neuostpreußische Departement anvertraut war, in dem Pallast Lazienka veranstaltetes großes Fest auszeichnete, bei welchem nicht weniger als 67000 Lampen den Garten und seine Teiche in ein Feenlicht versetzten. Feierlich bis an die Barriere von Wola von sämmtlichen Innungen und Zünften mit ihren Fahnen und Attributen begleitet, welche, ungeachtet die gütige Monarchin wiederholt ihre Bemühungen abzulehnen suchte, sich nicht hatten davon zurück halten lassen wollen, schieden sie am 18. Juni von Warschau. — Der König hatte voll Zutrauen, sowohl beim Einzuge, als bei der Abreise die Begleitung einer militairischen Eskorte abgelehnt, indem er, als man ihn darauf aufmerksam machte, daß solches in diesen erst kürzlich erworbenen Provinzen nothwendig schiene, äußerte:

„Ich bin gewohnt, mich bei der Bereisung meiner alten Provinzen nur von der Liebe meiner Unterthanen eskortiren zu lassen, und bin weit entfernt zu glauben, daß ich andere als gleiche Gesinnungen in meinen neuen Ländern finden könne,“

und er hatte sich nicht getäuscht. Die ganze Bürgerschaft hatte sich bemüht, ihm Beweise von Anhänglichkeit, Liebe und Patriotismus zu geben, und ihm den Aufenthalt in Warschau so angenehm als möglich zu machen. Er vergönnte aber auch jedem den Zutritt, nahm selbst die Bittschriften ab, welche überreicht wurden, wobei ihm die Königin, v. Köckeritz und die Kabinets-Räthe beistanden, und verlieh endlich bei seiner Abreise den Bürgersöhnen die Befreiung vom Militairstande, welches zu jener Zeit — wo die Idee, daß ein jeder Bürger die Verpflichtung habe, sein Vaterland zu schützen, daß es ehrenvoll sei, Soldat zu sein, und daß die Ausschließung vom Soldatenstande eine Strafe sei, noch nicht so fest stehen konnte, wie sie jetzt in der Seele jedes Preußen lebt, — ein großes Vorrecht war, dessen nur die Bürger der Residenzstädte Berlin, Potsdam und Königsberg genossen, und Danzig sich vertragsmäßig bei seiner Unterwerfung erworben hatte.

Die Reise nach und durch Schlesien, glich wiederum einem Triumphzuge, überall Ehrenpforten, Mädchen die das Königspaar mit Gesang empfingen, Blumen streuten, Gedichte überreichten, an Altären Weihrauch opferten, die Bürgerschaften mit

den Fahnen, die Innungen mit ihren Attributen, Anreden der Bürgermeister, Musik und Kanonendonner und Illumination. Aber alle diese Festlichkeiten trugen nicht das Gepräge der abgenöthigten und pflichtschuldigen Ehrerbietung gegen den Herrscher, sondern eines freudigen Gefühls, der innigsten Liebe und Anhänglichkeit; man sah, daß jeder sich bemühte, dem Herrscherpaare Freude zu machen. So schenkten die Hüttenarbeiter in Tarnowitz dem Könige einen schönen Silber-Block mit den Worten:

Auf Brüder, laßt dem Strom der Freude vollen
Lauf,
Wo Friedrich Wilhelm herrscht, schallt's überall
Glück auf!

In Breslau überreichten die Ehegattinnen der Kaufleute der Königin in Bezug auf die nahe bevorstehenden Mutterhoffnungen, ein Stück der feinsten schlesischen Leinwand, ein sauber gearbeitetes Kinderzeug, auch von vaterländischem Gespinste, ein Wiegenband und eine Kinderklapper. Dieses, die innigste Theilnahme bezeichnende Geschenk, rührte die Königin bis zu Thränen, sie bezeugte solches in dem wiederholten Ausrufe:

„Dies will ich nie vergessen, Ihr guten Schlesier!"

Auch das Gedichtchen des Professor Manso, welches das Geschenk begleitete, mag, wenn es gleich nicht zu des Königs Geschichte gehört, hier einen Platz finden. Es lautet:

Klein nur ist das Geschenk, das der hoffenden Mutter die treuen
Mütter Schlesiens weih'n, aber Du achtest das Herz,
Fürstin, wir wünschen so sehr, daß Du des Landes gedächtest,
Das so kindlich Dich ehrt, darum verehren wir Dir
Was es selber erzeugt und pflegt und bereitet, und knüpfen
An die Empfindung es an, die Dich als Mutter durchdringt.

In Spanien, wo das Volk nicht einmal wissen darf, daß die Königin Füße hat, würde diese freundliche sinnige Gabe als eine Verletzung der Etiquette gewiß verworfen, und die Geber mit Verachtung behandelt, vielleicht für ihre Kühnheit sogar bestraft worden sein. —

So hatten die Anspänner vor den Königlichen Wagen (denn damals stellte noch nicht die Post die Pferde zu den Königlichen Reisen, sondern es mußten solches die Bauern im Scharwerk thun) auf der letzten Station vor Breslau ihre Pferde mit Blumen, Bändern, Gold- und Silberpapier geschmückt, das Kammhaar mit Band durchflochten und vor die Stirn derselben rothe Schleifen gesteckt, grade so wie sie dort erscheinen, wenn sie die Braut oder den Täufling zur Kirche fahren, um die heiligen Weihen zu erhalten. Diese naive Aeußerung einer ländlichen Galanterie ward lächelnd von dem frohen Königspaare aufgenommen.

Vor Breslau standen die Krauter und Krauter-Mädchen in ihrer auffallenden Tracht, dann folgten die gewöhnlichen Festlichkeiten, Bälle der Kaufmannschaft im Zwinger, des Gouverneurs von Schleinitz,

welches sich durch eine prachtvolle Illumination auszeichnete, und des Ministers Grafen v. Hoym in seinem Pallast, Erleuchtungen der Stadt u. s. w. — Am 1. Juli traf der König und die Königin von dieser Reise durch den größten Theil ihrer Staaten wieder in Charlottenburg ein.

Am 6. Juli war die Huldigung des jungen Monarchen von Seiten der Kur- und Neumark, der Herzogthümer Schlesien, Magdeburg, Kleve und Pommern, der Markgrafthümer Anspach und Baireuth, der Fürstenthümer Halberstadt, Minden und Ostfriesland, und der Grafschaften Mark, Ravensberg, Teklenburg und Lingen, also aller Länder, die in dem deutschen Reichsverbande standen. —

In Königsberg huldigte das Königreich dem souverainen Scepter, in Berlin die deutschen Reichsländer, dem Kurhut des Herrschers. — Man hatte im Lustgarten einen Circus, der etwa 8000 Menschen fassen konnte, mit einer großen Ehrenpforte und zwei kleineren an der Seite, aufgerichtet, zu welchem Billette vertheilt werden sollten, um von dort die Huldigungsfeierlichkeiten anzusehen. Der Bau war zierlich erdacht, doch entzog er der größern Menge die Aussicht nach dem Balkon, auf welchem der König den Schwur empfangen wollte, und hinderte die allgemeine Freude der Theilnahme an der Feierlichkeit. — Es hatte sich deshalb unter dem Volke eine große Unzufriedenheit gezeigt, welche dem Könige bald zu Ohren kam. Der König billigte die Ursache dersel-

ben, und ließ den Circus schleunigst abreißen; das Volk nahm diese Anordnung sehr hoch auf, konnte die Beendigung des Abreißens aber nicht erwarten und half hierbei, freilich unberufener Weise, jedoch ohne wesentliche Unordnungen zu begehen. Eben hierdurch bewies es, daß ihm der Huldigungstag ein lieber, angenehmer und froher Tag sei. Wahrlich hätte das Volk diese Absperrung, welche, im Verhältniß zu der großen Menge, doch nur wenigen Bevorzugten die Theilnahme an der Feierlichkeit gestattete, ruhig mit angesehen, und hiebei keine Wünsche geäußert, wäre außerhalb des Circus der Raum leer von Zuschauern geblieben, so hätte dieses den Patrioten tief verletzen müssen, die heilige Handlung hätte ein trübes Ansehen erlitten; — denn die Abgeordneten schwuren unter freiem Himmel, und nahmen Gott und das Volk zu Zeugen, daß sie und ihre Kommittenten es treu meinten. Jetzt traten 100,000 Eideszeugen auf und verherrlichten das Fest, und frohe und heitere Gesichter ersetzten den Glanz des Circus, die geschmückten Ballustraden und Sitze und die Pyramiden und Ehrenpforten im reichsten Maaße. —

Der König begehrte nur, was der Anstand erforderte, allen Pomp und selbst die Illumination hatte er zur Ersparung der Kosten untersagt.

Auch hier, wie in Königsberg, ging die Bürgerschaft und die Stände in einem feierlichen Zuge zur Domkirche, später verfügten sich König und Königin, begleitet von einem glänzenden Gefolge eben da-

hin, der Ober-Consistorial-Rath und Hof-Prediger Sack sprach über Sprüche Salomonis Kapitel 16, Vers 12.:

„durch Gerechtigkeit wird der Thron befestigt,“ einen Spruch, den der König selbst ausgesucht, und stets als Wahlspruch festgehalten hat. Nach der Predigt erfolgte das: „Herr Gott, dich loben wir,“ unter Trompeten- und Paukenschall gesungen.

Dann huldigten die Stände im weißen Saale, der König stand unter einem roth sammtnen reich drappirten Thronhimmel; der Staats- und Justiz-Minister Freiherr v. Reck, welchem das Lehnsdepartement anvertraut war, hielt die Anrede und forderte zur Huldigung auf, welche der Minister v. Arnim Namens der Stände beantwortete.

Nach dieser Huldigung trat der König auf den Balkon heraus, welcher im Lustgarten errichtet war. Dieser ruhte auf einem halbkreisförmigen Vorsprung und ward von zwei dorischen canelirten Säulen unterstützt; Basreliefs, welche Allegorien auf den Nähr- und Wehrstand, auf Künste und Wissenschaften, Handlung und Gewerbe darstellten, schmückten ihn. — Die Brüstung war mit einer carmoisinrothen und mit goldenen Franzen verbrämten Draperie verhangen. — Vorne prangte auf einem Hermelin-Mantel das Preußische Wappen, mit der dem Volke Heil verkündenden Inschrift:

„Jedem das Seine.“

Ueber dem Balkon krönte ein goldener Adler den

Thronhimmel, und schirmte den König mit ausgebreiteten Flügeln, noch mehr aber der fromme, an seinem Fries angebrachte Zuruf:

„Gott mit uns!"

Es waren die Deputirte der Städte im Lustgarten versammelt. Der Minister Freiherr v. Reck hielt auch hier die Anrede, die der Stadt-Präsident von Berlin v. Eisenberg beantwortete, der Geheime Ober-Tribunal-Rath Meyer nahm den Eid ab, und ein frohes, von dem Donner der Kanonen begleitetes:

„Es lebe König Friedrich Wilhelm der dritte!"

welches der König freundlich dankend aufnahm, beschloß die ernste Feier. — Die Königin und die Prinzessinnen hatten der Festlichkeit aus den nächsten Fenstern zuschauend mit beigewohnt; es folgte derselben ein Mahl, welches der König den Ständen und Deputirten gab, wobei an 13 Tafeln, die in allen Zimmern des Ober-Geschosses des Königl. Schlosses bereitet waren, 1244 Personen speisten.

Gleich nach dieser Feierlichkeit, Nachmittags um 5 Uhr, kehrte König und Königin nach ihrem lieben Charlottenburg zurück, denn schon fühlte sie das Herannahen der ernsten aber auch freudigen Stunde des Mutterwerdens. Am 13. Juli gebar sie eine Prinzessin, welche am 3. August, dem Geburtstage des Königs, den Namen Friederike Louise Charlotte Wilhelmine erhielt. Es ist dies die Kaiserin von Rußland, eben die geliebte Tochter, die an Friedrich Wil-

helms Sterbebette weinend stand und seinen letzten Segen empfing.

Die zweite Hälfte des Jahres war ernsten Regenten-Sorgen geweiht, so wie der Anfang des folgenden.

Der König hatte im Jahre 1798 die östlichen Provinzen des Reichs mit seiner Gegenwart erfreut, aber auch die westlichen sehnten sich darnach, ihren neuen Herrscher zu begrüßen. Dieser Wunsch ward ihm so dringend ans Herz gelegt, daß er demselben nachgeben zu müssen glaubte, und mit der Königin die Reise antrat, ungeachtet letztere noch von einer kürzlich überstandenen Krankheit höchst leidend aussah.

Am 25. Mai 1799 verließ das Königspaar Potsdam, um über Magdeburg nach Westphalen, und zum Rhein, dann diesen hinauf nach Hessen, zu der geliebten Großmutter der Königin und endlich über Anspach und Baireuth zurück zu kehren. Der König verband mit dem Zweck dieser Reise, die Huldigungen der Bewohner der westlichen Provinzen einzunehmen, auch noch den, die an der Demarcations-Linie stehenden Truppen zu besichtigen.

Schon um 8 Uhr Morgens rollte ihr Wagen nach Brandenburg hinein, durch eine Menge glücklicher Bürger, und sie stiegen bei dem General von Puttkammer ab. Eine Anzahl Bürger, gut beritten, begleiteten sie auf der Weiterreise.

Nahe an der Allee (jetzt Chaussee) nach Magde-

burg liegt ein hoher, jetzt mit Weinreben und Obstbäumen bepflanzter, und mit Kornfeldern umkränzter Berg, welcher eine herrliche Aussicht über die blaue Havel mit ihren Seen, und über die blühenden Gegenden, wo die Thürme von Potsdam den Horizont schließen, gewährt; er heißt der Marienberg. Hier ist die Wiege des Preußischen Reichs! Dort hauste der Wendische Fürst Tugumir; ihn zwangen die Deutschen unter Heinrich dem Vogler im zehnten Jahrhundert, sich zunächst zu unterwerfen, als sie in diese Gegend kamen und das alte Brannibor (jetzt Brandenburg) eroberten.

Hier setzten sie sich zuerst fest, und hier gründete der Kaiser die Nordmark, welche er dem ersten Markgrafen Siegfried von Ringelheim anvertraute, und aus welchem die Mark Brandenburg hervorging.

Wie viel heidnisches und christliches Blut ist wohl von diesem Hügel herabgeflossen, und hat an seinem Fuße geströmt, ehe Tugumir, Stoinef, Nako, Mistevoi, und wie die tapfern wendischen Helden alle heißen, ihre Nacken beugten, und die deutschen Speere und Helme, bis zur Spree und Oder vordrangen. — Man kann, wenn man auf dieser Höhe den Zeitraum von Jahrhunderten in Gedanken durchläuft, wohl ausrufen: Tantae molis erat, Borussorum condere gentem.

Der König bestieg diese Höhe, gleichsam als ob er bei dem Anfange seiner Regierung eine fromme Wallfahrt nach diesem heiligen Orte machte, sein

Thron stand in Berlin, aber hier ward er erbaut. Mit schweigendem Gefühle betrachtete er diese Stelle, — die Veränderung, welche sie erlitten, erinnerte ihn daran, daß die Monumente der Natur dauernder sind, als diejenigen, welche Menschenhände errichten.

Auf dieser ganzen Reise knüpfte er das Band der Liebe und Anhänglichkeit durch seine Herablassung, Güte und Wohlthätigkeit noch fester, welches der ihm vorangegangene Ruf schon so innig mit den Herzen so vieler Tausenden vereinigt hatte, und der Anblick des Thun und Treibens des edlen Paars wirkte wohlthätig auf die Veredlung der Gesinnung und Besserung ihres Volkes.

Auf dieser Reise sah die Königin ihre geliebten Schwestern wieder, von welchen die verwittwete Prinzeß Ludwig (jetzige Königin von Hannover) wiederum mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Solms-Braunfels vermählt war.

Man besuchte Frankfurt am Main, und beide erneuerten die süßen Erinnerungen der Zeit der ersten Bekanntschaft, und der Freuden der ersten Liebe, die sie hier genossen hatten; — wohl mußten ihnen diese Erinnerungen den Ort werth machen, und die Gegenwart durch das Andenken an die Vergangenheit verschönern.

Man ging nach Darmstadt, wo Louise die süßen Jahre der Kindheit verlebt, und der König von ihr den Verlobungsring als Pfand der heiligsten Treue erhalten hatte. Die Reise ging von dort nach Anspach

und Baireuth, um mit diesen neuen Provinzen bekannt zu werden, wo dem Königs-Paar der freudenvollste Empfang ward, und die Reise dadurch eine hohe Bedeutung erlangte, daß der König den Freiherrn von Hardenberg, der zu jener Zeit Departements-Minister dieser Länder war, genauer kennen lernte, seine Talente erkannte und sich wohl dafür entschied, ihm später einmal zu einer höhern Wirksamkeit zu berufen.

Am 8. Juli hatten die Bewohner Potsdams die Freude, ihren König und seine Gattin wieder zu begrüßen. Die Reise war ohne Unfall zurückgelegt, doch hätte abermals ein solcher dem Reiche seine Landesmutter auf eine traurige Art rauben können, denn als sie bei Wismar die Schnecke, einen steilen Berg herabfuhr, brach der Hemmschuh, und der Wagen würde in einen tiefen Abgrund gestürzt sein, wenn nicht der entschlossene Vorreiter die Vorderpferde niedergeworfen, und so einen Damm gebildet hätte, an welchem sich der rollende Wagen aufhielt; der Aermste rettete das theure Leben der Königin, indem er seine Gesundheit dabei aufopferte.

Ueberall hatte der König das Militair inspicirt, die Fabriken und deren Ausstellungen besucht, z. B. in Fürth und Schwabach, und in Halle die Salzwerke, die milden Anstalten beachtet, z. B. das Waisenhaus und Pädagogium in Halle, und von den Verhältnissen des Landes, von seiner Verwaltung

und von den Bedürfnissen der Bewohner, die genauesten Nachrichten eingezogen.

Der Herbst gab dem Könige eine neue Vaterfreude; in der Nacht vom 13. zum 14. October schenkte ihm die Königin wiederum eine Prinzessin. Sie erhielt in der heiligen Taufe die Namen Friederike Auguste Karoline Amalie, aber der Tod raubte sie schon wieder am 31. März des folgenden Jahres am Stickhusten.

Im Jahre 1800 begab sich der König zur Revue nach Schlesien, die Königin begleitete ihn, und beide benutzten diese Reise, um die interessantesten Gebirgsgegenden Schlesiens kennen zu lernen. — Die Schönheiten der Natur machten auf ihre fühlenden Herzen stets einen tieferen Eindruck, als die prunkenden Feste der Großen, die Illuminationen und Feuerwerke, und was die Prachtliebe und Verschwendungssucht zu ihrer Ergötzung ersann. — In keiner Provinz ihres Reichs fanden sie aber so erhabene und reizende Ansichten, als in dieser, welche der Schöpfer so reich damit ausgestattet hat. — Den König bezauberte der erhabene ferne Blick von der Riesenkoppe, wo er lange im stillen Anschauen der Wunder der Schöpfung mit der gleichfühlenden Königin verharrte. —

Man bestieg den Kynast und die Schneekoppe, die Königin in einem leichten Wagen, der König zu Pferde; eine große Menge Volks begleitete sie mit lautem Jubel bis zur höchsten Spitze, welche sie nur

zu Fuß erreichen konnten, ein heiterer Tag begünstigte die Aussicht, sowohl in das Hirschberger Thal, wie nach Böhmen, und die wechselnde Beleuchtung erhöhte den Genuß. — Wenigen Reisenden ward es so gut, die Schönheiten der Gegend in einer solchen Fülle, von der Witterung begünstigt, zu genießen.

Auch die Böhmen ehrten den König, denn die Grafen Schafgotsch und Morzin, deren Herrschaften an die Schneekoppe grenzen, hatten auf ihren Höhen Bergleute aufgestellt, und begrüßten ihn mit Musik, Glück auf und Kanonendonner.

Nachdem der Berg erstiegen, der oft sein Haupt mit Wolken umkränzt, wollte der König auch seiner Gattin die Thätigkeit seines Volkes im Schooß der Erde zeigen. Er reiste nach Waldenburg und nach den schiffbaren Stollen der Fuchsgruben bei Weißstein. Man kleidete den König und die Königin in einen Grubenanzug, reichte ihnen den Schachthut, und zu Schiffe fuhren sie auf den unterirrdischen Stollen ein. Die Gänge waren mit Wachslichten erleuchtet, überall tönte Musik und Gesang der Bergleute, zeigten sich Transparents und glückwünschende Inschriften. Der König unterrichtete sich genau von der Art des Bergbaus und von der Förderung der Steinkohlen zu Tage.

An diese Genüsse, welche die Natur gewährte reihten sich Feste mit fürstlicher Pracht. Unter andern gab der Graf Hochberg, auf den Trümmern der Vörstenburg (Fürstenstein), einem vor Jahrhunderten

zerstörten Ritterschloß, in einem neuen aber im altgothischen Geschmacke erbauten Gebäude, welches einen Theil einer Ritterburg vorstellte, mit Stechbahn, Burggraben, Zugbrücke und Burgthor, ein Turnier, wobei freilich nicht wie sonst auf Leben und Tod gekämpft, sondern nur nach Ringen gestochen ward. — Die Königin ertheilte die Preise. Man zog nach Beendigung des Ringelstechens in die Burg ein, es ward getanzt, wobei die Ritter in ihrem Kostüme blieben. Das Königspaar beehrte das Fest bis zum Anbruch der Nacht. — Es war ein Spiel der Erinnerung an eine alte verschwundene Zeit, von der es gut ist, daß sie in die Nacht der Vergangenheit hinabsank. Aufgeputzt mit Federn und glänzenden Harnischen mag es als Maskerade immer einmal wieder kehren, und den romantischen Sinn beleben; in der Wirklichkeit — da bewahre uns Gott dafür!

Am 9. September kehrte das Königliche Paar, nachdem noch viele Städte der Provinz besucht und in mehreren den Truppen die Revue abgenommen war, wiederum nach Charlottenburg zurück, um der stillen Ruhe und der Häuslichkeit nach dem Geschwirre der Feste und der Reise, zu leben. Es beglückten den König hier, nachdem ihm der größte Theil der ersten drei Jahre seines Regentenlebens auf Reisen in den verschiedenen Provinzen seines Reiches verflossen war, und er den Wunsch seiner Unterthanen, ihn zu sehen, und ihm Beweise ihrer Verehrung zu geben, erfüllt hatte, die ungetrübten

Freuden der zärtlichen Liebe der Gattin, des Aufblühens hoffnungsvoller Kinder, und der täglich wachsenden Verehrung seiner braven Preußen, welche freilich nicht so geräuschvoll als diejenigen sein konnten, welche ihm auf seinen Zügen durch die Provinzen von der Liebe des Volks bereitet wurden, aber seinem Herzen, welches den Werth eines stillen Glückes, das dem Mächtigen auf dem Throne so selten vom Schicksal gewährt wird, wohl zu schätzen wußte, und es doppelt genoß, wenn ihm der Höchste solches zu genießen gestattete, offenbar mehr zusagten, als jene.

Indem wir Friedrich Wilhelms erstes Auftreten als Regent schilderten, wurden schon die Anordnungen vorgetragen, welche er bei der Verwaltung des Staats in dem ersten Jahre seiner Regierung machte. — Die beiden folgenden Jahre, bis zum Schluß des Jahrhunderts, zeichneten sich nicht durch tief in die Räder der Administration eingreifende, aber durch für das Volk sehr heilsame Einrichtungen aus.

Selten wird einem Könige gesagt, was seine Pflicht sei, und ihm sein Herrscheramt ans Herz gelegt; eine Folge der Besorgniß, seine Gnade zu verscherzen, oder des Egoismus, durch gespendete Lobpreisungen die Gunst des Herrschers zu erringen, um eigene Zwecke zu erlangen. Das sind die besten Könige, denen ihr eigenes Gefühl diese Pflichten

vorhält, und ihnen ihr hohes Amt ans Herz legt; wenn nicht die Thaten nur ein Nachhall der Stimmen Anderer sind, sondern der reine Klang derselben, von ihnen ausgehend, in ihren Dienern zum Wohl des Landes wiederhallt. — Dies war bei Friedrich Wilhelm der Fall. Er selbst hielt sich seine Pflichten vor, seine Anordnungen gingen selbstständig von ihm aus, sie waren kein Nachhall Anderer, sondern seine Beamten mußten nach seinem Sinne für das Wohl des Ganzen und des Einzelnen handeln und thätig sein. —

Das System seiner Regierung hatte er in der angeführten an den Staats-Rath gerichteten Kabinets-Ordre kund gethan. Es war auf die Treue, die Redlichkeit, den Fleiß und die Unpartheilichkeit seiner Beamten, welche er auf das ernstlichste forderte, gegründet.

Die oberste Leitung der Staats-Geschäfte erfolgte in folgender Art:

Es war ein Departement der Auswärtigen Angelegenheiten, oder auch Kabinets-Ministerium genannt, welchem zwei Staats- und Kabinets-Minister vorstanden, von welchen einer diejenigen Verhältnisse mit fremden Mächten, welche im gewöhnlichen Gange des Geschäfts vorkommen, der andere aber die eigentlichen politischen Gegenstände bearbeitete. Erstere hatte Graf v. Alvensleben, letztere Graf v. Haugwitz zu leiten.

Dann bestand das Justiz-Ministerium unter Vor-

sitz des Großkanzlers, welchem noch ein Minister für die Lehnssachen, einer für die geistlichen Angelegenheiten der Reformirten, und einer für die geistlichen Angelegenheiten der Lutheraner beigegeben waren. Endlich war die übrige Verwaltung der innern Angelegenheiten und der Finanzen in den Händen des General-Directorii, welches aus den verschiedenen Ministern zusammengesetzt war, die die einzelnen Verwaltungszweige leiteten. Es war in sechs Departements eingetheilt.

Ein Kriegs-Minister war nicht vorhanden, sondern das Oeconomische bei der Armee ward von dem Kriegs-Departement des General-Directorii bearbeitet.

Das Kabinet bestand aus einem geheimen Kabinetsrath, der den Vortrag und die Ausfertigungen der Königl. Kabinets-Ordres besorgte. Es durfte derselbe bei seinem Vortrage sich kein eigenes Urtheil anmaßen, indessen konnte es dem gewandten Manne, der alle Verhältnisse genau kennt, nicht schwer werden, der Darstellung von bloßen Thatsachen eine solche Wendung zu geben, daß sie auf das Urtheil des Königs Einfluß haben mußte.

Wir haben ferner angeführt, daß der König das Tabacks-Monopol aufhob, wodurch der Staat eine Einnahme von mindestens einer Million (denn Friedrich II. hatte es in dem Jahre 17$\frac{80}{81}$, bereits zu einem reinen Ueberschuß von 960,000 Thalern gebracht) einbüßte, welche nicht durch neue Auflagen, sondern lediglich

durch Ersparungen ersetzt wurden, wodurch das Volk eine große Erleichterung erhielt. — Wir haben schon erzählt, daß er die Ober-Rechnungskammer aus ihrer, dem General-Directorio untergeordneten Stellung, auf einen selbstständigen Standpunkt erhob, indem er sie dem General-Directorio gleichstellte, und ihr in der Person des Ministers Grafen von der Schulenburg einen eigenen Chef ertheilte. Er ernannte gerade diesen zu ihrem Vorgesetzten, weil derselbe, wie sich der König in der desfalsigen Kabinets-Ordre ausdrückte, durch seine vieljährigen Erfahrungen, seine gründlichen Kenntnisse in der Administration des Staats, seinen eisernen Fleiß, und seine erprobte Rechtschaffenheit, sowohl das Zutrauen des Königs, wie das allgemeine Vertrauen erworben hatte. Der König beabsichtigte, alle Zweige der Verwaltung, mehr als bis dahin geschehen, in Verbindung zu setzen, und dahin zu wirken, daß die Vorgesetzten sämmtlicher Administrationen bei ihrer Wirksamkeit, von der zu großen einseitigen Thätigkeit für ihr Departement abgehalten würden, und den Blick mehr auf den Einfluß, den dasselbe auf das Wohl des Ganzen hatte, richteten, daß sie also insgesammt nach einem Ziele strebten. Die Oberrechnungs-Kammer sollte der Centralpunkt sein, wo man die Ergebnisse des Wirkens aller Verwaltungszweige in Zahlen gründlich übersehen, und den Einfluß, den ein jeder auf das Ganze hatte, beachten könnte.

Alle Rechnungen der Königl. Kassen gelangten

daher an dieselbe, deren Prüfung sich nicht mehr auf die Form beschränkte, sondern auch die Verwaltung beurtheilte. — Sie deutete an, wo Ersparungen möglich waren; die Anwendung der Verbesserungsgelder, welche aus den Ueberschüssen der Etats entsprangen, mußten ihr nachgewiesen werden; ihr wurden die Anschläge der Pacht-Aemter in den Domainen vorgelegt; sie mußte auf die Lieferungs-Verträge, welche man in Kriegs- und Friedenszeiten mit Unternehmern abschloß, ein wachsames Auge haben.

Aber auch hier leuchtete des Königs Wohlwollen hervor, denn in der Instruction für die Oberrechnungs-Kammer hies es:

„Ferner machen Sr. Majestät es derselben zur Pflicht, dahin zu sehen, daß die mit den Lieferanten geschlossenen Fourage-Lieferungs-Kontrakte zum Besten der Unterthanen gehalten und erfüllt, nicht aber zum Nachtheil der Letztern bei eintretenden hohen Getreide- und Fourage-Preisen aufgehoben werden."

Wir haben früher angeführt, daß das Forst-Departement aufgehoben und dasselbe dem General-Directorio unter dem besondern Vorsitz eines Ober-Land-Forstmeisters untergeordnet ward, welcher alles dasjenige zu leiten hatte, was zu einer zweckmäßigen Bewirthschaftung der Forsten, zu der Konservation und zum regelmäßigen Anbau des Holzes erforderlich war. Eben so wie nun der Ober-Land-Forstmeister dem General-Directorio untergeordnet

war, so traten die Oberforstmeister der Provinzen bei den Regierungen (oder damals Kammern) als Mitglieder ein; sie mußten sich diesem gemäß in allen Dienstangelegenheiten benehmen, und durften sich nicht mehr als eine besondere Instanz betrachten, wenngleich ihnen die technische Leitung der Verwaltung der Forsten vorbehalten blieb.

Obwohl ein besonderer Geist der Ordnung und der Sparsamkeit bei der ganzen Forstwirthschaft schon seit 1770 eingeführt war, so war doch bis dahin an eine Kontrolle der Materialien noch nicht gedacht worden, daher der König diese anordnete und bestimmte, daß, obgleich er sich von der Eid- und Pflichtgemäßen Treue und Betriebsamkeit, seiner Revier-Forstbedienten bei den ihrer Aufsicht anvertrauten Forsten überzeugt halte, ihn doch die Verhältnisse bewögen, dieselben künftig öfter und genauer, als bisher geschehen, controlliren zu lassen, welches einem gewissenhaften Beamten und Verwalter des Reviers nur um so willkommner sein müsse, da die ihm vorgesetzte Behörde hierdurch die Ueberzeugung gewönne, daß er die ihm obliegenden Pflichten in ihrem ganzen Umfange erfülle. Zu dieser Controlle wurden die Oberforstmeister und Forstmeister in bestimmten Bezirken angewiesen.

Wir haben endlich auch schon angeführt, daß er die den Königen und Fürsten so heilige Pflicht, ein Vater der Nothleidenden zu sein, durch die Verbesserung des Medicinalwesens in seinem Staate erfüllte.

Er zog Hufeland, den Verfasser der Schrift über die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, nach Berlin, einen Mann, welcher mit der rastlosesten Thätigkeit, nicht nur auf die Bildung geschickter Aerzte, sondern auch auf die Verbesserung des Medizinalwesens überhaupt, hingewirkt hat. Der Begüterte, der Vornehme, überhaupt der gebildete Mann, bedürfen weniger die Fürsorge des Staats; sie können einen Hausarzt besolden. Aber der arme Nothleidende bedarf der Hilfe desselben und dafür ward vorzugsweise durch die Bestallung besoldeter Physici gesorgt, welche auf die Medicinal- und Gesundheitsanstalten zu wachen, und unentgeltlich den Armen Rath und Hilfe zu gewähren haben. — Hiernächst wurden die Prüfungen der Aerzte, Wundärzte und Apotheker angeordnet, um zu verhindern, daß nicht unwissende Pfuscher sich des Zutrauens des ungebildeten Publicums bemächtigten und letzterem Schaden zufügen konnten. Es wurden die regelmäßigen Apotheken-Revisionen angeordnet, damit das Publikum mit frischen und gut zubereiteten Medicamenten versorgt werde. Dies war das Werk des Reglements für die Prüfung der Aerzte, Wundärzte und Apotheker vom 1. Februar 1798 und die Instruction für die Collegia medici et sanitatis vom 31. April 1800.

Sein zweites Regierungsjahr begann der König mit einer großen Wohlthat für seine Krieger, deren Sold bis dahin zu geringe war, und in einem offenbaren Mißverhältniß mit den Preisen aller Dinge

stand. — Die Soldaten mußten in dienstfreien Stunden bei dem Bürger arbeiten, und konnten sich doch kaum ernähren. Noch viel schlimmer war das Loos derjenigen, welche keine Arbeit fanden, oder der Unteroffiziere, welche nicht arbeiten durften oder dazu kein Geschick hatten, und derjenigen, welche oft nicht einmal die Sprache des Orts verstanden, wo sie sich befanden. Dem Könige war diese traurige Lage der Soldaten nicht entgangen. Er erließ daher die Verordnung vom 25. Januar 1799, worin er erklärte, daß er die Nothwendigkeit einsähe, seine Krieger von 1. Juni des laufenden Jahres besser zu verpflegen, und wie er den hierzu erforderlichen Zuschuß aufbringen lassen wolle. Jeder sei von nun an gehalten, die auswärtigen Waaren, welche in das Land eingingen, zu versteuern, und jede bisherige Befreiung, welche einzelne Stände und Staatsbürger genossen hatten, sollte aufhören. — Eben diese Befreiung von Abgaben hob er bei denjenigen auf, welche sie bisher bei der Ausfuhr des Getreides oder anderer Erzeugnisse des Landes genossen hatten, und legte ihnen die übliche Auflage davon auf. Dann ward eine bedeutend höhere Steuer auf die Einfuhr des Weines, sowohl in den neuen als alten Provinzen gelegt, und der Uebertrags-Accise eine nicht drückende Erhöhung zu Theil.

Gegen diese Anordnung murrte niemand, und jeder gab die höhere Steuer willig, da er den guten Zweck, wozu sie erhoben und verwendet ward, ein-

sah, und dem Soldaten das bessere Loos gerne gönnte. — Seit dem 1. Juni erhielt nunmehr jeder Soldat und Unteroffizier außer seiner Löhnung sechs Pfund Brod.

Auch die oft erneuerten Befehle, dienstunfähige Krieger, sowohl höhern als niedern Grades in bürgerlichen Aemtern zu versorgen, wurden unterm 30. Juli erneuert und verschärft. Es erging die Verordnung an das gesammte Staats-Ministerium, und es ward demselben die Nothwendigkeit dringend dargelegt, in jedem Departement darauf zu achten, daß Pensionairs und Invaliden in den für sie passenden Aemtern angestellt, und so die Lasten des Staats vermindert würden.

Die Unterrichts-Anstalten des Reichs vermehrte der König durch die Verordnung vom 6. Juli, indem er die Bau-Akademie in Berlin stiftete. — In den Kreis ihrer Lehrgegenstände zog er alle Zweige der Arithmetik und Geometrie, dann die bürgerliche Baukunst mit Einschluß der Wasserbauten und den Prachtbau; dann aber auch die Ausbildung der Schüler als Beamte, indem man sie die Führung eines guten Geschäftstyls lehrte. — Alljährlich wurden die Zöglinge geprüft, und diejenigen, welche sich durch Fleiß und Geschicklichkeit auszeichneten, sollten darin ihre Belohnung erhalten, daß sie bei Vermessungen in den Provinzen, und die Vorzüglichsten bei den Königl. Bauten, beschäftigt würden.

Des Königs Sorge für Bildung und Unterwei-

sung, ließ ihn eine Instruction, zur Prüfung der sich dem Predigt-Amt widmenden Kandidaten, entwerfen. Diejenigen, welche unter Friedrich Wilhelm II. den geistlichen Angelegenheiten vorgesetzt waren, hatten nur zu sehr den Gedanken festgehalten, als sei die Alt- und Rechtgläubigkeit mehr werth, wie die Wissenschaft, statt daß doch die Bibel nur „Christus lieb haben" über alles Wissen setzt. — Der König wollte die Wissenschaft wieder in ihr Recht einsetzen; daher wurden drei Prüfungsgrade, für Kandidaten, die von der Hochschule zurück kehrend sich dem Predigt-Amte widmen wollten, für diejenigen, welche in das Amt der Seelsorger einzutreten berufen wurden, und dann für diejenigen, welchen als Superintendenten oder Erzpriester, die Aufsicht auf einen Kirchsprengel anvertraut ward, angeordnet. Jede dieser drei Klassen ward nach den Kenntnissen, die man bei ihnen als erforderlich voraussetzte, besonders schriftlich und mündlich zu prüfen befohlen. Dabei machte man zwar ernste, aber keine übermäßige Anforderungen an die zu Prüfenden. — Ihre Sittlichkeit und ihren tadellosen Lebenswandel mußten sie durch besondere Zeugnisse darthun, wie dann über sie, so wie über jeden Staatsdiener von den Vorgesetzten besondere Konduiten-Listen geführt wurden.

Der König bemerkte ferner, daß das durch den Geist der Zeit angeregte Streben nach höherer Bildung dem Soldaten seinen Stand, der damals nicht die erfreulichsten Verhältnisse darbot, verleiden mußte.

Ein Theil des Militairs ergänzte sich aus sich selbst, weil der größte Theil der Soldaten verheirathet und die Soldatensöhne wiederum zu diesem Stande verpflichtet waren. Da aber die Offizierstellen nur durch Adliche besetzt wurden, so machte der König darauf aufmerksam, daß das Höchste, was der Sohn des Soldaten erreichen könne, die Stellung eines Feldwebels sei, zu deren Bekleidung Lesen, Schreiben und Rechnen ausreiche, und da er erfahren hatte, daß die Lehrer der Soldatenschulen anfingen, die Knaben zu überbilden, und die Weltgeschichte, das Verhältniß der Staaten und das Gleichgewicht des Handels in ihren Lehrkreis zu ziehen, so untersagte er dies durch eine Ordre vom 31. August, indem er es unzweckmäßig fand, durch oberflächlich Erlerntes unzeitige Wünsche bei den Kindern anzuregen, und die Lust zur Handarbeit zu schwächen, statt die Kinder aus dieser Klasse vielmehr mit verschiedenen Mitteln des Erwerbs, wodurch sie künftig in dienstfreien Stunden etwas gewinnen konnten, und die ihrer Lebensart mehr zusagten, bekannt zu machen.

Es war dies eine Anordnung, die bei dem damaligen Zustande der Militair-Verhältnisse aus dem Leben gegriffen war, jetzt aber nicht mehr zeitgemäß sein würde, weil ein jeder Bürger Soldat ist, und der Jüngling nur wenige Jahre im activen Heere sich in der Führung der Waffen übt.

Auch an wesentlicher Unterstützung öffentlicher Anstalten ließ es der König nicht fehlen. Das

Hallesche Waisenhaus und das für die Bildung höherer Stände bestimmte Pädagogium hatten so lange aus eignen Mitteln sich erhalten und großen Nutzen geschafft. Aber manche Hilfsquellen waren versiegt und der Zustand der Anstalten in pecuniärer Hinsicht verschlimmerte sich. Niemeyer, der Direktor derselben, trug deren Noth dem Könige vor. Dieser vermehrte milde das Einkommen durch einen Zuschuß von 4000 Thalern jährlich, welche er auf die Staatskassen anwies.

Friedrich Wilhelm II. hatte bereits im Jahre 1788 zur Grabung eines Kanals, welcher die Seen bei Ruppin und Kremmen durch den Sarnow-Graben mit der Havel bei Oranienburg verbinden sollte, die Summe von 130000 Thalern ausgesetzt. Er verband Ruppin und Berlin, und eröffnete dem Rheinstrom und der Oder vermöge des Finow-Kanals eine Gemeinschaft; vorzüglich wichtig war er für den Absatz des Torfs aus den großen Gräbereien am Rhein. Jetzt ward das Werk vollendet, und der König ordnete durch das Edict vom 28. April die Gefälle der Bischiffenden, welche zu dessen Erhaltung bestimmt wurden.

Mannigfaltig waren die Anordnungen und Einrichtungen in polizeilicher Hinsicht. — Aus Staatsfonds und unter Beihilfe der Stände wurden zwei Landarmenhäuser in Uckermünde und Neustettin in Pommern errichtet, um durch diese dem Bettler-Unwesen und dem Treiben der Landstreicher, welche die

Provinzen Vor- und Hinterpommern belästigten, ein Ziel zu setzen.

Den Feuersbrünsten, welche Neu-Ostpreußen unablässig verheerten, suchte man dadurch zu steuern, daß die wieder hergestellten Gebäude unter Aufsicht der Behörden mit mehr Feuersicherheit erbaut, und in größeren Entfernungen von einander errichtet werden mußten. — In eben dieser Provinz fand der König Veranlassung, seine Sorgfalt dem Landbau zu widmen. Er hatte bemerkt, daß dort die Vertheilung der Ländereien, aus Gründen, welche sich auf die ehemalige Staats-Verfassung bezogen, eine andere Richtung genommen hatte, als es den wahren Grundsätzen zur Beförderung des Landbaues und der städtischen Industrie angemessen war. Das Grundeigenthum der adlichen Gutsbesitzer war so zerstückelt, daß in einem Gute oft zwanzig und mehr Familien, eine jede wenige Morgen cultivirten, welche nicht so viel einbrachten, daß die adlichen Besitzer von der Arbeit ihrer Hände leben konnten.

Von der anderen Seite waren aber in den unruhigen vorhergegangenen Zeiten viele bäuerliche Stellen unbesetzt geblieben oder ganz wüste geworden. —

Aehnlich den Bestimmungen, welche schon in den ältern Provinzen bestanden, und berücksichtigend, daß die Vertheilung der Ländereien eine besondere Sorgfalt der Landespolizei erfordere, verordnete der König unterm 29. Juni zur Abhilfe der schädlichen

Mißbräuche, daß alle adlichen Güter nicht mehr zerstückelt werden durften, sondern von dem Umfange bleiben mußten, den sie zur Zeit der Erscheinung des Gesetzes hatten, und daß keine Bauerhöfe weiter eingezogen, sondern bei der Erledigung wieder an Unterthanen verliehen, und die wüst gewordenen Stellen binnen 5 Jahren bei Strafe wieder besetzt werden mußten.

Um die Wittwengehalte zu vermindern, welche der Staatskasse sehr lästig waren, verordnete der König, daß jeder Beamte, welcher sich verheirathete, der öffentlichen Wittwenkasse beitreten, oder für seine künftige Wittwe auf alle Unterstützung Verzicht leisten sollte. Die Beamten hatten aus Hang zu Zerstreuungen Krankheiten vorgeschützt, auswärtige Bäder besucht und oft dort ihre Vermögens-Verhältnisse zerrüttet; daher beschränkte diesen Besuch die Verordnung vom 12. Dezember und gestattete ihn nur, wenn der Arzt solchen zur Wiederherstellung des Kranken unumgänglich nöthig fand.

Das folgende letzte Jahr des letzten Jahrhunderts (1800) zeichnete eine nicht geringere Thätigkeit des Königs aus. Im vorigen Jahre hatte Pommern zwei Land-Armenhäuser erhalten, in diesem Jahre die Neumark; die Feuer-Versicherungs-Anstalten der Städte in der Kur- und Neumark erhielten neue Reglements, nachdem sie nochmals genau nachgesehen und verbessert worden waren (Edict vom 8.

März). Strausberg und Oranienburg neue Feuer-Ordnungen.

Ein Volksauflauf, welcher in Berlin bei der Hinrichtung einer Verbrecherin entstand, veranlaßte das Gesetz vom 16. September, wornach die Verurtheilten von Niemanden, außer dem Prediger und den nächsten Verwandten, im Gefängnisse besucht, ihr Bildniß so wenig, als ihre Lebensbeschreibung öffentlich verkauft und die richterlichen Urtheile einfach und schnell vollstreckt werden sollten.

So milde der König für die Pensionairs und Invaliden des Heeres dadurch gesorgt hatte, daß er ihre Anstellung in bürgerliche Aemter begünstigte, so hatte doch deren Unsittlichkeit und häufig vorkommende Unfähigkeit allgemeine Klage veranlaßt; der König sah sich genöthigt, die früher ausgedehnten Verfügungen mehr zu beschränken, welches durch die Verfügung vom 29. Dezember geschah.

Von einer hohen Bedeutung war die Instruction, welche der König für die Medizinal-Behörden der Provinzen erließ. Er bestimmte ihre Rechte und Pflichten und den Umfang ihrer Wirksamkeit, er unterwarf ihrer Aufsicht alle Aerzte, Wundärzte und Hebammen, sowohl rücksichtlich der Prüfung ihrer Kenntnisse, als der Ausübung ihres Amtes. Er ordnete die Hebammen-Institute zur Ausbildung der Hebammen an, und verlieh den Medicinal-Kollegien das Recht, die Aerzte bei der Ausübung ihrer Kunst zu schü-

tzen, aber auch ihre Vergehungen bei ihren Berufs-Geschäften nachdrücklich zu bestrafen.

Die fränkischen Fürstenthümer erhielten jetzt auch die Organisation der alten Provinzen, und deren Gesetze erhielten auch dort Gesetzeskraft; eben so ward dort die Preußische Hypotheken-Verfassung eingerichtet. Bei dieser Organisation leistete Graf Hardenberg wesentliche Dienste, indem er die fränkischen Fürstenthümer als Departements-Minister verwaltete.

Einen sehr schmerzlichen, doch durch den Lauf der Natur herbeigeführten Verlust erlitt der Staat durch den Tod des Ministers, Grafen Carl Wilhelm von Finkenstein. Noch rüstig bei einem Alter von 85 Jahren entschlief dieser treue Diener von drei Preußischen Königen am 3. Juni. — Ihm folgte das dankbare Anerkenntniß, daß alle drei seinen Eifer zu schätzen gewußt, und Preußen unter ihm, und zum Theil durch ihn zu Ruhm und Größe gelangt war; er war noch ein Jugendfreund Friedrichs des Großen gewesen; dieser erhob ihn zu der hohen Würde, die er bekleidete, und hatte sich in ihm nicht getäuscht, denn Herz und Kopf waren bei ihm auf dem rechten Fleck; durch seinen hellen Geist und seine langjährigen Erfahrungen hatte er sich einen tiefen Blick in die Geheimnisse der Kabinette und in die Verzweigungen der politischen Interessen erworben. Die schwierigsten Staatsangelegenheiten hatte er mit Sicherheit und Glück geleitet, und so stand er da als

ein auf eine seltene Weise hochgeachteter Staats=mann. —

Nach seinem Tode übernahm der Minister Graf von Alvensleben die Leitung der innern, und als Kabinets=Minister der Graf von Haugwitz die äußern Angelegenheiten des Reichs, welche sich jetzt freilich immer verwickelter gestalteten.

Christian Heinrich Carl, Graf v. Haugwitz, dessen Name von jetzt an in der Regierungsgeschichte Friedrich Wilhelms eine große Bedeutung erhält, weil man ihm besonders den Rath und die Maaßregeln zuschreibt, welche das Unglück Preußens herbeiführten, war ein schlesischer Gutsbesitzer. Er war im Jahre 1758 geboren. Bei einem ausgezeichneten Geiste waltete bei ihm eine gewisse empfindsame Gemüthsart, die sich zu dem Idealen mehr als zur Wirklichkeit neigte, vor, welche wohl durch die Verbindung mit der, seinen väterlichen Gütern nahe gelegenen Brüdergemeine in Herrenhut genährt worden war, deren schlichte Betriebsamkeit und stille Denkart auf ihn einen besondern Eindruck gemacht hatte. Daher auch die stille anspruchslose Thätigkeit, welche ihn auszeichnete, und sein Hang zur Unabhängigkeit. Nachdem er in Göttingen gründlich studirt hatte, machte er eine Reise nach Italien, und trat in Toscana in ein vertrautes Verhältniß mit dem nachherigen Kaiser Leopold II. Nach seiner Rückkehr wählten ihn die schlesischen Stände zum General=Landschafts=Direktor, indem sie ihm einen Beweis ihrer

Achtung vor seinem anspruchslosen Eifer, nützlich sein zu wollen, gaben.

Leopold bestieg Josephs Kaiserthron. Seine Pläne, welche auf die Unterdrückung der Unruhen in Frankreich, durch Hilfe der großen Mächte gerichtet waren, fanden in Berlin, wo der unversöhnliche Gegner Oestreichs, Graf von Herzberg, an der Spitze des Kabinets stand, wenig Anklang; — der Kaiser vermeinte, daß der Preußische Gesandte am Wiener Hofe, Baron Jacobi-Klöst ihm dabei hinderlich sei, er machte daher Friedrich Wilhelm II. auf seinen Freund Haugwitz aufmerksam, und ersuchte ihn, den bisherigen Gesandten abzurufen, und diesen als solchen nach Wien zu senden. Herzberg hatte seine Feinde, welche diese willkommene Gelegenheit benutzten, ihn zu stürzen, und sie bewogen den König auf die Bitte des Kaisers einzugehen, indem sie ihm die Vorzüge des Grafen Haugwitz von der besten Seite darstellten.

So erging der Ruf des Königs an ihn, der nicht wenig darüber erstaunt war, und seine Unkenntniß mit den diplomatischen Verhältnissen vorschützte, um sich der ihm zugedachten Ehre zu entziehen. Nach dem wiederholten Befehl seines Königs sah er wohl ein, daß er die Gnade beider Monarchen verscherzen würde, wenn er sich länger weigere. Indessen erklärte er, daß er zwar den Gesandschafts-Posten annehmen wolle, aber auf jedes Gehalt Verzicht leiste, und aus eigenen Mitteln in Wien mit einem

Aufwand leben würde, wie es der Würde der Nation, deren Repräsentant er sei, erforderte; so trat von Haugwitz in die diplomatische Laufbahn.

Jetzt gestaltete sich das Verhältniß beider Höfe ganz anders. Herzberg mußte wider seine Ueberzeugung die Konvention von Reichenbach abschließen, und trat darauf vom Schauplatze ab. Der Pilnitzer Vertrag, die erste Quelle von Preußens Fall, ward besonders durch Haugwitz vorbereitet, die Folge desselben war der unglückliche Feldzug in der Champagne und die nutzlosen Kämpfe am Rhein, welche Menschen und Geld verschlangen. — Friedrich Wilhelm II., der ein großes Zutrauen zu von Haugwitz gefaßt hatte, übertrug ihm das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, indem er ihn dem altersschwachen Grafen von Finkenstein zur Seite setzte. In dieser schwierigen Stellung wußte v. H. Preußens Würde bei allen zweifelhaften Verhältnissen zu bewahren, und es gewissermaßen noch als die Macht zu erhalten, welche in der politischen Waage den Ausschlag gab. Friedrich Wilhelm II. belohnte ihn dafür mit dem schwarzen Adlerorden, und schenkte ihm bedeutende Güter in Südpreußen. Als Friedrich Wilhelm III. den Thron bestieg, ward in seiner Stellung nichts geändert, bis er nach Finkensteins Tode mit Alvensleben gemeinschaftlich das Departement der auswärtigen Angelegenheiten überkam. Man bemerkte bei ihm eine besondere Zuneigung zu Frankreich, dessen Machthaber ihm zu schmeicheln verstanden

und daher bis zum Jahre 1803 gestatteten, daß Preußen sich vergrößerte, wo die Franzosen Hannover besetzten, Friedrich Wilhelm diese gefährliche Nachbarschaft erkannte, ein anderes System ergriff, und hiedurch Haugwitz, dessen friedlicher Charakter keinen ernsten Widerstand gegen die entgegengesetzte Meinung gestattete, nöthigte, dem Grafen Hardenberg, dessen Ansichten mit denen des Königs mehr übereinstimmten, das Feld zu räumen, und sich auf seine Güter zurück zu ziehen, von welchen er, wie wir hören werden, auf Napoleons Antrieb, wenige Jahre nachher wieder zurück berufen ward; — doch wir können dem Laufe der Geschichte nicht vorgreifen.

Eine zweite merkwürdige Veränderung, welche im Jahre 1800 in der nächsten Umgebung des Königs vorging, war der Wechsel des Kabinets-Raths. Menke, der dem jungen Könige zuerst Liebe erworben, und eine Glorie über seinen Regierungs-Antritt verbreitet hatte, war physisch erschöpft, und konnte die Geschäfte des geheimen Kabinets nicht mehr leiten. Des vortrefflichen Mannes Gesundheit war untergraben, er konnte mit dem jungen thätigen König nicht mehr gleichen Schritt halten. Friedrich Wilhelm mußte, wenn er ihn erhalten wollte, gestatten, daß er sich von dem Felde der Arbeit zurück zog. — Man schlug dem Könige mehrere zu seiner Stelle vor. Wer ist der Rechtschaffenste von diesen? — fragte der König Menken — Beyme, antworete dieser, und so ward Beyme geheimer Kabinets-Rath.

Beyme war schon auf der Universität als ein trefflicher Kopf bekannt; angesteckt etwas von den aus Frankreich sich verbreitenden Ideen, neigte er sich damals zum Democratismus, und war eben so wie Menke von der französischen Nation eingenommen. Im Verlauf der Jahre und bei reiferen Ansichten hatte sich diese Neigung geändert. Als Kammer-Gerichts-Rath hatte er sich den Ruf eines scharfsinnigen und thätigen Juristen erworben, seine Gewandtheit und Offenheit in Schrift und Rede, sein helles Auge und seine feste Haltung erwarben ihm die Zuneigung des Königs, dessen Zutrauen er sieben Jahre lang, bis zu der unglücklichen Katastrophe des Preußischen Staats, ungetrübt genoß. — Er verdiente solches wegen seines rechtschaffenen Charakters, seiner Talente und seiner geistigen Kraft und Festigkeit, und seines schönen Gemüths. — Vielleicht fehlte er darin, daß er die Sachen oft zu sehr aus dem strengen juristischen Gesichtspunkt betrachtete, wenn an der Stufe des Thrones Gnade vorwalten sollte. — Seine Motive waren aber stets der Redlichkeit entlehnt, und keineswegs durch übermäßige Strenge bestimmt; darum war er dem Könige, dessen Herz Gerechtigkeit so ganz durchglühte, so werth, und daher übte er einen so mächtigen Einfluß auf dessen Entschlüsse.

Die Stellung eines geheimen Kabinets-Raths war damals von der höchsten Wichtigkeit. Unter Friedrich Wilhelm II. herrschten die Minister, Frie-

drich Wilhelm III. ergriff die Zügel der Regierung selbstständig. Die Minister leiteten die Geschäfte in ihren Departements, die wichtigen Sachen wurden dem Könige zur Bestimmung vorgelegt, der Kabinets-Rath für die bürgerlichen Angelegenheiten hatte den Vortrag derselben und war natürlich hierbei derjenige, welchen der junge König zunächst um Rath fragte und von welchem er Auskunft in den Fällen erhielt, wo derselbe, da er früher von den Regierungs-Geschäften entfernt gehalten war, solche über die Gesetze und die Verhältnisse von irgend Jemand nothwendig begehren mußte. Daher war der Kabinets-Rath, ohne daß ihm in dem Räderwerk der Maschine der Verwaltung ein solches Uebergewicht angewiesen war, oft mächtiger und einflußreicher, als der Minister; hieraus bildete sich aber oft zwischen dem Kabinet und dem Ministerio eine Reibung und Opposition, welche dem letztern unangenehm sein mußte.

Nach der Zertrümmerung der Preußischen Staats-Maschine war es unmöglich, die alten Einrichtungen beizubehalten und fortzuführen. Der Minister von Stein übernahm es, dieselbe wieder herzustellen, und, ein Feind der bisherigen Kabinets-Regierung, wollte er sie bis auf die letzte Spur vertilgen. — Hierin konnte sich Beyme nicht fügen, welcher so lange diese ausgezeichnete und unabhängige Stellung behauptet hatte, er mußte also aus seinem bisherigen Verhältnisse treten; indessen ernannte ihn der König

zum Groß-Kanzler und Chef der Justiz. In den sieben Jahren, in welchen er die wichtige Stellung des Kabinets-Raths bekleidete, hat er, treu seinem Könige, zum Segen des Volkes mitgewirkt.

Es ist jetzt an der Reihe, einen Blick auf die äußern Verhältnisse zu wenden, welche sich für Preußen immer verwickelter gestalteten.

Friedrich Wilhelm II. hatte sich durch den Basler Frieden im Jahre 1795, von der gegen Frankreich gebildeten Koalition getrennt, und das nördliche Deutschland durch die mit den Franzosen verabredete Demarcationslinie unter seinen Schutz genommen und gegen die ferneren Angriffe der Feinde des Reichs gesichert. So hatte sich Nord-Deutschland von Süd-Deutschland in seinen Interessen völlig getrennt. Zwar war Preußen noch als Vermittler aufgetreten, um Oestreich und England mit Frankreich zu versöhnen, aber vergeblich. Oestreich hatte sich mit England und Rußland enger verbunden, hatte die süddeutschen Reichsstände an sich gefesselt, und wirklich ward unter Clairfait und Wurmser mit so ausgezeichnetem Glück von den Deutschen gefochten, daß die deutschen Patrioten schon wieder Hoffnung faßten und erwarteten, daß Preußen sich wiederum der Koalition gegen den Reichs-Erbfeind anschließen würde. — Aber schon nahete die für Oestreichs Ruhm und Glück entscheidende Zeit, und der Mann, der beides erschüttern

sollte, war bereits aus seiner Dunkelheit hervorgetreten. —

Napoleon Bonaparte war derjenige, der die ganze Welt zittern machen sollte. Er war das Rüstzeug, welchem Gott gestattete, viele Leiden zu schaffen, unendliche Thränen auszupressen, Ströme Bluts auf den Schlachtfeldern zu vergießen, Mord und Brand zu verbreiten, das aber auch die ganze Welt, welche schaal und dumpfig zu werden begann, umschütteln mußte, damit sich wieder eine gesunde kräftige Masse bildete.

Er ward in Ajaccio am 15. August 1768 von mäßig begüterten, und unter ihren Landsleuten in Ansehn stehenden Eltern geboren. Im elften Jahre kam er auf die Kriegsschule nach Brienne, und schon dort offenbarte sich sein fester, beharrlicher und in sich gekehrter Geist. Wie ein Einsiedler lebte er für sich und liebte nur die Wissenschaften. Von Brienne, wo er die Anfangsgründe der Wissenschaften sich aneignete, kam er auf die höhere Kriegsschule nach Paris, wo er mit gleicher Emsigkeit dem Studium der Kriegswissenschaften oblag; hier ward er bei der Artillerie als Lieutenant angestellt. Die Zeit der französischen Revolution brach an, und konnte auf seinen feurigen Geist wohl nicht ohne Wirkung bleiben. „Wäre ich General gewesen,“ sprach er einst, „so hätte ich dem Könige angehangen, als Lieutenant mußte ich die Parthei des Volks ergreifen.“ Er hatte bereits auf Corsika und bei Toulon

selstständig befehligt, und war 1795 zum Artillerie-General bei der Italienischen Armee ernannt, als er in seinem 27sten Jahre durch Barras Mitwirkung den Oberbefehl über die Italienische Armee erhielt, und Siege auf Siege über Oestreichs versuchte Heerführer erkämpfte, und sie das Uebergewicht seines Geistes und Muthes fühlen ließ.

Selten hat wohl ein Heerführer auf einmal seinen militairischen Character und seine Talente so schnell entfaltet, ist auf einmal so glänzend aufgetreten, und hat in so kurzer Zeit so viele Siege gefeiert, als er. Er fand das Heer in der elendesten Verfassung, demoralisirt und desorganisirt. Wie durch einen Zauber-Schlag stellte er Muth und Subordination her, und gleichsam aus Nichts verschaffte er die nöthigsten Bedürfnisse, und zeigte den Soldaten in einer lachenden Perspective, daß sie alles, was ihnen mangele, im Lande des Feindes finden würden. Weise vermied er kleine Gefechte, nur mit großen Massen erdrückte er den Feind, und wie ein Sturmwind verfolgte er ihn, ohne ihm Zeit zu gönnen, sich wieder zu sammeln. Er fand im Frühling 1796 40000 wohlgerüstete Piemonteser und 60000 schlagfertige Oestreicher vor sich; am achten Tage nach seiner Ankunft beim Heer, begann der Jüngling den blutigen Kampf und drang bis in das Herz von Oestreich vor, er hatte die Siege bei Montenotte und Millesimo, die Schlachten bei Lodi, Arcoli und Rivoli erkämpft, und war in die Steiermark bis etwa

20 Meilen von Wien, eingedrungen. — Es schien ihm beinahe dasselbe Schicksal zu drohen, welches ihn 16 Jahre später bei Moskau ereilte, wo er sich gleichfalls bis in das Herz des feindlichen Staates, ohne seine Flügel zu sichern, hinein gewagt hatte, denn er war durch hohe Gebirge von der letzten Festung, dem eroberten Mantua, in seinem Rücken geschieden, vor sich hatte er das befestigte Wien, um sich einen mit feurigem Enthusiasmus sich erhebenden Landsturm, hinter sich das wild empörte Venedig und die Bewohner Ober-Italiens, welche er durch Erhebung von Kontributionen, durch Plünderung und Unterdrückung bis auf das Aeußerste gebracht hatte, und welche nur darauf warteten, des Druckes im Geringsten entledigt zu sein, um aufzustehen und loszuschlagen; links hatte er den General Laudon, der Botzen wieder gewonnen, rechts ein anderes östreichisches Heer, das Triest wieder erobert hatte, dabei keine Hilfe vom Rhein und nur noch Brod auf einige Tage. — Sein Untergang schien unausbleiblich. Da schloß er, als ob er im Schooß des Glücks säße und nichts zu fürchten hätte, gleichsam noch den Großmüthigen spielend, mit den zu ihm gesandten Boten am 7. April 1797 den Waffenstillstand, und am 18. desselben Monats die Convention von Leoben. Ohne Rücksicht auf die früher bewilligte Neutralität, vernichtete er zurückkehrend des schutzlosen Venedigs uralte Verfassung und behandelte es als eroberte Provinz. Im Mai ward Genua revolutionirt. Es er-

hielt unter dem Namen der ligurischen Republik eine französische Verfassung; im Juli proclamirte er in Mailand die Cisalpinische Republik. Dabei lebten die Armeen der Franzosen in diesen durch die neue Freiheit beglückten Ländern auf Kosten der Einwohner. Doch dies war noch nicht genug, diese auszuplündern. Die unermeßlichsten Summen und die reichsten Kunstschätze wanderten aus den eroberten Ländern nach Paris.

Am 17. October ward die vorläufige Konvention zu Leoben in den wirklichen Frieden von Campoformio verwandelt, in welchem Oestreich den Burgundischen Kreis oder Belgien an Frankreich abtrat, allen Besitzungen in Italien entsagte, die Cisalpinische Republik anerkannte, den Herzog von Modena durch den Breisgau zu entschädigen versprach, dagegen aber einen Theil des Venetianischen Gebiets mit der Stadt Venedig zur geringen Schadloshaltung erhielt. Zugleich ward festgesetzt, daß in Rastadt eine neue Versammlung von Gesandten der kriegführenden Mächte und auch der deutschen Reichsstände zusammentreten sollte, um dort die Angelegenheiten Deutschlands zu ordnen.

Diesem gemäß erließ nun der Kaiser am 1. November 1797 eine Aufforderung an Deutschlands Fürsten, ihre Abgeordneten schleunigst dorthin zu senden, um einen ewigen Frieden zu schließen, dessen Basis die Unverletzbarkeit des deutschen Reichs sein sollte. — Obgleich nun Niemand, der einen freien

Blick in die Zeitverhältnisse warf, sich erklären konnte, wie solches ausführbar sei, so sandte man doch die Gesandten dahin, aber sie fanden bald, daß Preußen sowohl als Oestreich, besondere Verträge mit Frankreich geschlossen hatten, welche das künftige Schicksal Deutschlands im Voraus bestimmten, und daß ihre Stimme wenig mehr galt; Frankreich verlangte den Rhein zur Grenze; Oestreich erklärte noch ehe die feierliche Eröffnung des Congresses erfolgte, daß es durch den Frieden von Campoformio genöthigt sei, seine Völker von dem Kriegsschauplatz zurück zu ziehen. Am 9. Dezember ward der Congreß eröffnet, in derselben Nacht verließen die Oestreicher Mainz, die Franzosen schlossen es ein, und am vorletzten Tage des Jahres ward die Stadt von den schwachen Reichsvölkern übergeben. Dieses Verfahren ließ nicht länger bezweifeln, daß Oestreich und Frankreich im geheimen Einverständnisse handelten.

Mit Preußen stand die Sache eben so; am 5. August 1797 hatte dieses in Berlin mit Frankreich und den Ständen von Nord-Deutschland eine neue Konvention wegen der Demarkationslinie geschlossen, wodurch diese beschränkt und genauer dahin bestimmt ward, daß sie vom Rhein die Ruhr hinauf, nach der Fulda und diese bis an ihren Ursprung verfolgend gehen sollte; es wurden in dieselbe eingeschlossen die fränkischen Fürstenthümer, und der Theil der Grafschaft Mark, welcher auf dem linken Rheinufer lag. Alle Länder, welche hinter dieser Linie belegen

waren, sollten als neutral betrachtet werden. Zu deren Vertheidigung sollte nach dieser Uebereinkunft ein Heer von 42000 Mann aufgestellt werden, weil man wohl einsah, daß ein solcher Vertrag nichts bedeutete, wenn er nicht von einer bewaffneten Macht bewacht und unterstützt ward. Hiezu sollte Preußen 25000, Hannover 15000, Braunschweig 2000 Mann stellen; erstere Blücher und das Ganze der Herzog von Braunschweig befehligen.

Die Kosten dieser Aufstellung sollten die geschützten Länder tragen, mit Ausnahme von Hessen-Kassel und Sachsen, welches erstere durch einen Separat-Frieden, und letzteres durch einen Waffenstillstand sich selbst gesichert hatten.

An demselben 5. August, wo diese Konvention öffentlich abgeschlossen ward, waren auch geheime Verabredungen zwischen Preußen und Frankreich unterzeichnet worden, welche jetzt bei den Rastadter Verhandlungen erst laut wurden. — Friedrich Wilhelm II. hatte in diesen versprochen, seine eigenen Besitzungen jenseits des Rheins an Frankreich abzutreten, und den Rhein als Deutschlands Grenze anzunehmen, dafür sollte er durch bedeutende geistliche Besitzungen in Westphalen entschädigt werden. Seinem Schwager, dem Erbstatthalter von Holland, hatte er die Bisthümer Würzburg und Bamberg, und mit diesen die Kurwürde ausbedungen; auch Hessen-Kassel sollte mit dieser Würde belehnt werden, und die übrigen Fürsten, welche durch die neue Rheingrenze

Länder abtreten mußten, sollten Bisthümer und Abteien zur Entschädigung erhalten. — Diese Verabredungen, welche in tiefster Stille gehalten wurden, waren die Fortsetzungen der für Deutschland nachtheiligen Verträge, welche mit dem Baseler Frieden angefangen hatten. Friedrich Wilhelm II. starb, ehe sie in die Wirklichkeit übergingen; seinen Sohn aber versetzten sie in vielfache Verwickelungen, zu deren Lösung Jahre gehörten, und welche endlich beinahe zum Untergange seines Reichs führten.

In Gemäßheit dieser geheimen Verträge fand Deutschland an Preußen, bei den Rastädter Verhandlungen, keine Stütze; die Protestationen der deutschen Reichsfürsten blieben unbeachtet. Preußen pries seine Großmuth, indem es zum allgemeinen Besten seine überrheinischen Länder aufzuopfern bereit war; Oestreich handelte anders, wie es sprach, und Frankreich ward immer kühner in seinen Forderungen, und, fest bestehend auf den Rhein als Grenze von Frankreich und Deutschland, erzwang es endlich die Einwilligung der Reichsstände in die Abtretung des linken Rheinufers und in die Entschädigung der weltlichen Fürsten, welche hierbei litten, durch die Säcularisation und Verleihung von geistlichen Besitzthümern.

Das Loos über Deutschland ward durch die am 11. März und 4. April 1798 geschlossenen Verträge geworfen.

Die Hauptsache war nun geschehen, und es kam

noch auf die Ausgleichung der betheiligten Fürsten durch geistliche Länder an. Diese ward durch die Schlauheit der französischen Gesandten immer länger aufgehalten. Sie wußten der Länder-Gier der Einzelnen so zu schmeicheln, das Mißtrauen und den Neid dergestallt rege zu machen und zu nähren, daß eine aufrichtige Annäherung zwischen den deutschen Fürsten nicht zu Stande zu bringen war. Indessen schritt Frankreich ohne Rücksicht auf die im Frieden von Campoformio eingegangene Verpflichtung, seine Eroberungen nicht mehr auszudehnen, immer weiter. Cisalpinien bekam eine Schwester an der römischen Republik; die Schweiz, ein halbes Jahrtausend glücklich durch ihre bisherige Verfassung, ward französirt und in einen Helvetischen Freistaat verwandelt. Bonaparte, dem Frankreich bei dem herrschenden Frieden zu enge war, begab sich mit einem zahlreichen Heere zur See nach Aegypten, um dieses zu einer Kolonie von Frankreich umzuschaffen. So war denn die Verwirrung in dem politischen Treiben ärger als zuvor.

England, der unversöhnliche Feind von Frankreich, das seit 1793 unaufhörlich kämpfte, und bei seiner Lage und seinen hölzernen Mauern unantastbar von Frankreich war, schlummerte nicht, sondern suchte eine neue Koalition zu bilden. Es wandte sich an das bis dahin unthätige Rußland, und dessen leicht erregbarer Kaiser Paul ging auf Englands Vorschläge ein. Beide glaubten, Preußen und Oest-

reich geneigt zu finden, sich mit ihnen von neuem gegen Frankreich zu verbinden.

Bei Oestreich bedurfte es keiner großen Kunst der Ueberredung, denn dieses, wenn es auch gleich noch immer in Rastadt Unterhandlungen führte, hatte, gestärkt durch die Waffenruhe von einem vollen Jahre, wieder Kräfte und Muth gesammelt, um einen neuen Kampf mit Frankreich zu bestehen. War doch der allgewaltige Held, welcher es so schmählich gedemüthigt hatte, abwesend in einem fremden Welttheile. Rußland versprach Soldaten, England Geld, und so hatte Oestreich beides, woran es ihm fehlte.

Anders war es bei Preußens Friedrich Wilhelm. Der Fürst Repnin ward an ihn gesandt, derselbe, welcher einst den Teschner Frieden vermitteln half; er kam im Mai in Berlin an, und seine Anwesenheit erregte in Paris die größten Besorgnisse, daß er den König bewegen könnte, sich der Alliance mit den übrigen Mächten anzuschließen. Das Kabinet rief seinen bisherigen Bevollmächtigten Caillard ab, und schickte an dessen Stelle den verschlagenen Siéyes, welcher bei allem Wechsel der Partheien, gleich einem Talleyrand, die Gunst der herrschenden Faction sich zu erhalten gewußt hatte.

Der König war entschieden für den Frieden gestimmt, und ließ sich durch keine Vorstellungen bereden den mit Frankreich geschlossenen Verträgen untreu zu werden und der Koalition gegen diese Macht beizutreten.

Das den König so ganz beseelende Gefühl des Rechts, dann aber auch die schmerzliche Erfahrung, welche er als Augenzeuge von dem mißlichen Erfolge eines jeden Koalitions-Krieges, und besonders in Verbindung mit Oestreich in den Jahren 1793 und 1794 gemacht hatte, endlich der völlig geleerte Schatz, welchen der König erst wieder füllen wollte, um einen Krieg, ohne seine Unterthanen mit neuen Auflagen zu drücken, führen zu können, mögen wohl dazu beigetragen haben, ihn in seinem Entschlusse zu befestigen. Genug, er bewahrte seine friedliche Gesinnung, und Fürst Repnin ging unverrichteter Sache nach Wien ab.

Ob Friedrich Wilhelm in dem Beharren bei dem Neutralitäts-System politisch richtig gehandelt habe, wer vermag solches zu entscheiden? Das System der Erhaltung des politischen Gleichgewichts war durch Bonapartes Siegesflug, Frankreichs Vergrößerungssucht, und den alles unterdrückenden See-Despotismus Englands aufgehoben. Alle übrigen Staaten befanden sich im Zustande der Nothwehr gegen dieses Umsichgreifen der beiden Mächte. Kein Kabinet beachtete weiter dieses so viel besprochene Gleichgewicht, ein jedes ging davon aus, zuzulangen, und die kleineren Staaten zu seiner Beute zu machen. Es gab zu dieser Zeit einen politischen Wirrwar, da keine Regel, kein rechtliches Princip, kein Tractat, keine Garantie, kein gegebenes Wort galt. Staaten sind überhaupt keine Privat-Personen, die

die Entscheidung eines weltlichen Richters über die Rechte des Eigenthums und dessen Executionsmittel fürchten dürfen, und es ist kein solcher vorhanden, der die Handlung der Könige abwägt, als Gott. Ob nun Preußen sich nicht hätte mit Rußland, Oestreich und England gegen Frankreich verbinden, und auch zuzugreifen suchen sollen, um sich zu vergrößern? — Hat Friedrich Wilhelm bei seinem System politisch unrichtig gehandelt, so bleibt ihm doch der Ruhm, ehrlich und seinen geschlossenen Verträgen treu geblieben zu sein. Aber weil er jetzt dem Bündnisse gegen Frankreich nicht beitrat, darum rächten sich später die vereinigten Mächte und verließen sein Interesse, als er 1806 zum Kriege gezwungen wurde.

Ob der König ferner die Koalition nicht hätte verhindern sollen, indem er zu den Waffen griff, Oestreich und Rußland mit Krieg bedrohend, wenn sie nicht Frieden hielten, die Engländer zwingend, indem er Hannover und die ganzen Küsten der Ost- und Nord-See, besonders die Hansestädte besetzte, den Engländern die Häfen Deutschlands schloß, die Ausfuhr des Holzes und Weizens und die Einfuhr der englischen Producte, so wie es Napoleon später that, untersagte, und so die Insulaner zwang, den Franzosen die Kolonien, den Handel und die Marine wieder zu geben? — Ob Frankreich diese Bedingungen nicht gerne angenommen, und dagegen Holland wieder hergestellt, die Wiedereinführung des Erbstatt-

halters gestattet, und seine Vergrößerungs-Projekte aufgegeben haben würde? — Ob dieser Weg der richtigere war, ist eben so wenig zu sagen. Preußen hatte damals die Macht der Entscheidung. In welche Waagschaale Friedrich Wilhelm sein Schwerdt legte, diese mußte sinken. Um seine Freundschaft und sein Bündniß ward deshalb förmlich gebuhlt; England sandte den Lord Granville, der in Berlin bis zum Herbste blieb; für Oestreich arbeitete Graf Dieterichstein; von Paris aus ward Duroc, Bonapartes Liebling, nach seiner Rückkehr aus Aegypten an den König gesandt, um ihm Gruß und Freundschaft darzubieten, dann erschien Beurnonville als Gesandter, und endlich selbst der Bruder Bonapartes. — Der König stand jetzt am Scheidewege. Daß er auf dem Pfade der Neutralität nicht den richtigen gewählt hat, dies hat die Folgezeit gelehrt, aber welchen er hätte wählen sollen, — ob sich mit Frankreich verbinden, ob der Koalition gegen dasselbe beitreten, oder als entscheidender Richter auftreten und beide Theile zum Frieden zwingen — dies ist und bleibt nur Gott zu durchschauen möglich. So viel ist gewiß, daß er die vereinigten Mächte sehr gegen sich aufbrachte. —

Im November 1798 betraten die Russen die Grenze Oestreichs, um nach dem heißen Süden zu gehen. (sie waren nach Italien bestimmt) und Deutschlands Erniedrigung abzuwenden.

Frankreichs Gesandte erklärten, sie würden es

von Seiten Deutschlands als eine Feindseligkeit ansehen, wenn man den fremden Völkern den Durchgang gestattete. Am 1. März 1799 gingen die Franzosen unter Jourdan und Vandamne über den Rhein, und am 27. April, nachdem die Feindseligkeiten längst angefangen hatten, löste sich der Kongreß in Rastadt, der 18 Monate gedauert und nichts bewirkt hatte, auf. Es wurden die französischen Gesandten bei ihrer Abreise überfallen, zwei von ihnen, Roberjot und Bonnier, ermordet, und nur Jean de Bry rettete sein Leben. Schande über die Buben, welche diese Frevelthat verübten und den Ruf der deutschen Treue und Ehrlichkeit so schändlich verletzten. Noch sind die Thäter nicht entdeckt, und es ist sogar ungewiß, ob politische Rücksichten, um nämlich die Papiere der Gesandten zu erlangen, oder Raubsucht diese Unthat veranlaßt haben.

Von allen Feldzügen, welche die Franzosen gegen Deutschland geführt, war derjenige von 1799 der unglücklichste. Ganz Italien ging nebst der unüberwindlichen Festung Mantua verloren. In der Schweiz reihte sich Niederlage an Niederlage, in Deutschland wurden die Franzosen über den Rhein zurück geworfen. Schon freuten sich die deutschen Fürsten über die Aufhebung des Rastädter Vertrages, und träumten von den alten Grenzen Deutschlands, als Frankreichs Machthaber sich überzeugten, daß das Heil nur in der Hand des Einen liege, der in den Einöden Syriens, und bei den Pyramiden

kämpfte, und nicht ahnte, daß der Kongreß in Rastadt aufgehoben sei, und alle Früchte seiner blutigen Siege verloren gegangen seien. Sobald er hiervon die Botschaft durch seinen Bruder Lucian erhielt, verließ er das ägyptische Heer, und begab sich zu Schiffe nach Frankreich. Ein Wunder begünstigte die Reise, welche mit der größten Schnelligkeit mitten durch die kreuzenden Schiffe der Engländer zurückgelegt ward. Am 9. October 1799 landete er in Frejus und acht Tage darauf empfing der laute Jubel der Pariser bereits den zurückgekehrten Helden, von welchem sie die Wiederherstellung des französischen Waffenglücks erwarteten. Es schien, als ob dem Lande der untergegangene Stern wieder aufgegangen sei, und selbst die Muthlosesten schöpften neue Hoffnung. Dieselbe ward auch nicht getäuscht.

Während das Glück Bonaparten den Wogen und den englischen Schiffen, die das Mittelländische Meer bedeckten, entrinnen ließ, war ihm schon ein neuer unerwarteter Bundesgenosse zu Hilfe gekommen; nemlich ein Zerwürfniß zwischen den Verbündeten selbst. Kaiser Paul von Rußland meinte es offen und ehrlich; er wollte Deutschland retten und die französische Uebermacht vernichten; aber er entdeckte, daß Selbstsucht die Triebfeder der Handlungen von England und Oestreich war, und diese nur ihre eigenen Zwecke erreichen wollten. Er fand, daß Deutschland, für welches er Menschen und Geld

opferte, für sein eigenes Wohl höchst schläfrig und kraftlos sorgte, und endlich hatte er noch immer auf die Unterstützung Preußens gerechnet. Doch diese Hoffnung schlug fehl, denn Friedrich Wilhelm erklärte, nicht achtend Bitten und Versprechungen und selbst Drohungen:

„Er werde das angenommene friedliche System nicht aufgeben, sondern demselben treu bleiben und ihn werde nichts in der Welt davon abbringen."

Die Unzufriedenheit Pauls mit seinen Bundesgenossen zog auch bald Kaltsinn, und dieser wieder Kriegs-Unfälle nach sich.

Suwarow, der kühne Feldherr und der eigentliche Befreier Italiens, denn die Oestreicher hatten dabei wenig gethan, verließ den Schauplatz seines Ruhms und begab sich nach der Schweiz, um mit einem andern russischen Heerführer, Korsakow, von dort aus gemeinschaftlich gegen Frankreich vorzudringen. Aber ehe er dort anlangte, hatte sich schon der östreichische General Hotze von Massena schlagen lassen. Suwarow mit seinen Russen konnte nichts weiter, als die Ehre seiner Armee auf einem beschwerlichen Rückzuge über die unwegsamen Alpen unter steten Kämpfen bewahren. Inzwischen wurden die Russen zurückberufen; sie traten grollend mit ihren bisherigen Bundesgenossen, und sie ihrem Verhängniß allein überlassend, im November durch Mäh-

ren und Oestreich den Rückmarsch nach ihrer kalten Heimath an.

Jetzt näherte sich Rußlands Kaiser dem Könige abermals, und die vielfachen Bemühungen der großen Mächte, von welchen eine jede Preußen in ihr Interesse ziehen wollte, gaben Friedrich Wilhelms Freundschaft in jenen Tagen eine große Bedeutung. Aller Augen waren auf ihn gerichtet gewesen, jede Bewegung im Innern des Landes ward beachtet, und nach jedem Vortheil, den Rußlands Waffen errungen, hoffte man, daß Friedrich Wilhelm auch losschlagen werde, aber seine Haltung blieb ruhig, und bald nahm er sogar eine ernste Stellung gegen England, der Triebfeder der Koalition gegen Frankreich, an.

England, welches so oft schon versucht hatte, den Grundsatz des Hugo Grotius in Beziehung auf die freie Schiffahrt der Völker zu verletzen, that neue Angriffe auf die Freiheit der Meere. Bisher waren die Handelsschiffe der nicht im Kriege verwickelten Nationen unter Konvoi von Kriegsschiffen ihrer Nation, frei in allen Meeren gesegelt, weil man annahm, daß die Konvoi schon die Uebeuzeugung gebe, daß sie den kriegführenden Völkern keine Kriegsbedürfnisse zuführten. Diesen Satz des Völkerrechts wollte England nicht länger gelten lassen. Es nahm im Jahre 1800 ein dänisches Kriegsschiff unter dem Vorwande, daß es den Schleichhandel mit Kriegsbedürfnissen begünstige, zwang ein schwe-

disches Handelsschiff bei der Eroberung zweier spanischer Kriegsschiffe mitzuwirken, und erlaubte sich mehrere andere Gewaltthätigkeiten. Dieses erzürnte besonders den Kaiser von Rußland, welcher sich aus einer besondern Grille zum Hochmeister des Malthe-ser-Ordens hatte ernennen lassen, und von England die Herausgabe der Insel Malta, welche es den Franzosen abgenommen hatte, begehrte.

Zur Erhaltung des Gleichgewichts von Europa, dieser so oft benutzten Chimäre, stellte er an den Grenzen seines Landes zwei Heere auf, und trug bei Dänemark, Schweden und Preußen darauf an, ein Bündniß zu schließen, um die Freiheit der Meere zu sichern; zugleich nahm er alle englischen Waaren und Schiffe in seinen Staaten in Beschlag.

Preußen, dessen Handel nicht so bedeutend war, ward von England noch immer geschont. Als letztere aber auch ein Preußisches Schiff, den Triton, nahmen, da konnte der König sich nicht länger entziehen, den Anträgen Rußlands nachzugeben, ohne dieses selbst zu Feindseligkeiten zu reizen. Zwar war Friedrich Wilhelm auch hierauf gefaßt, denn er hatte einen Theil seiner Armee schlagfertig gemacht, indessen schien das wieder hergestellte Waffenglück der Franzosen, und die Schwäche Oestreichs es rathsam zu machen, sich eher gegen England, als gegen Frankreich feindlich zu stellen.

Das Jahr 1800 war nämlich für Oestreich sehr unglücklich gewesen. Es stand allein gegen Frankreich, denn der kleine Theil des deutschen Reiches und das kraftlose Neapel konnten kaum als Hilfe gerechnet werden. Im April und Mai ging Moreau über den Rhein, und Bonaparte, der sich bereits zum Konsul hatte ernennen lassen, stieg über der Alpen Schnee und Eis in die lachenden Thäler Italiens hinab. Bald folgten die Siege von Moskirch, Memmingen und die große Schlacht von Marengo, in welchen Oestreich unglücklich war. — Nun hätte Oestreich gerne Frieden geschlossen, aber die Verpflichtung gegen England verhinderte es, und so zerschlugen sich die Unterhandlungen. Als aber Moreau den Erzherzog Karl bei Hohenlinden besiegte, und Linz einnahm, da mußte es sich zum Frieden bequemen. — Am letzten Tage des Jahres und Jahrhunderts erklärte der bereits zum Friedens-Congreß nach Lüneville abgesandte Graf Cobenzl: Oestreich müsse es England überlassen, seine Rechte selbst wahrzunehmen, es sei bereit mit Frankreich einen Separat-Frieden zu schließen.

Der erste Tag des neunzehnten Jahrhunderts eröffnete dem bedrängten Deutschland tröstlichere Aussichten auf die Zukunft, welche freilich theuer genug mit der Abtretung aller über dem Rhein gelegenen Länder, welcher Fluß künftig die Grenze Deutschlands sein sollte, erkauft ward. Preußen hingegen ward mit dem Schluß des Jahrhunderts

in die politischen Zerwürfnisse, von welchen sich der König durch seine Liebe zum Frieden und sein Neutralitäts-System stets fern gehalten hatte, mit hineingezogen, denn noch im November sandte der König ein kleines Corps nach Kuxhaven, wo der von England aufgebrachte Triton lag, um solches zu besetzen, und führte nunmehr gegen England eine ernste Sprache. Damals begannen die Verwickelungen, welche 15 Jahre lang dauerten, und ein so trauriges Ende für Preußen nahmen.

Fünfter Abschnitt.

Die Periode von Anfang des neuen Jahrhunderts, bis nach der Schlacht bei Auerstädt.

Das Privatleben des Königs blieb ungeändert, und seine Thätigkeit dieselbe. Freilich war ersteres nicht mehr so heiter und ungetrübt, als in den ersten drei Jahren seiner Regierung, denn die vielen politischen Verwickelungen machten ihm schwere Sorgen. Er blieb eben so einfach als früher, seine Popularität und Humanität dieselbe; er konnte sich nicht entschließen, seine Person mit einem täuschenden Nimbus zu umgeben, und der lästigen Etiquette zu huldigen. Oft sah man ihn mit der Königin, wenn sie selbst zu einer Visite fuhren, vor dem Wagen eine Strecke lustwandelnd hergehen; oft fuhr er mit ihr im Kabriolet und lenkte die Pferde selbst, nur ein Bedienter ritt hinten nach; oft ging er allein und einsam unter einer Menge von Berlinern wie

ein Privatmann spazieren. Doch bemerkte man an seinem tiefsinnigen Blick, daß er über die Art der Auflösung der Verwickelungen nachdachte, welche sich seinen Plänen entgegenstellten; denn täglich verdunkelte sich der politische Horizont immer mehr, und die Wolken zogen oft von dieser, oft von jener Seite her. Häufig kam er mit seiner Redlichkeit ins Gedränge, und wenn er dann einsah, wie er hintergangen worden, so soll er schmerzlich bewegt ausgerufen haben: „Warum hat mich Gott zum Könige gemacht.“ Und wahrlich, es ist ein großes, erhabenes, ein glänzendes Loos, König und Herrscher eines Reichs zu sein, aber dennoch ist es kein Beneidenswerthes. Seine Lieblings-Unterhaltung war ein gutes Schauspiel, welches ihn erheiterte, und die schweren Regentensorgen auf einige Stunden vergessen ließ, und diese Neigung verblieb ihm auch bis in die spätesten Jahre seines Lebens. — Das alte Schauspielhaus war für das Berliner Publikum zu klein, daher ließ der König im Jahre 1802 ein neues auf dem Gensd'armesplatze bauen, welches späterhin ein Raub der Flammen, und darauf durch das jetzige schöne Gebäude ersetzt ward.

Am 18. Januar 1801 wurde das hundertjährige Jubiläum der Krönung Friedrichs I. und der Erhebung Preußens zum Königreiche feierlich und würdevoll begangen. Der König ließ an diesem Tage die Armen und die Zöglinge aller Militair- und

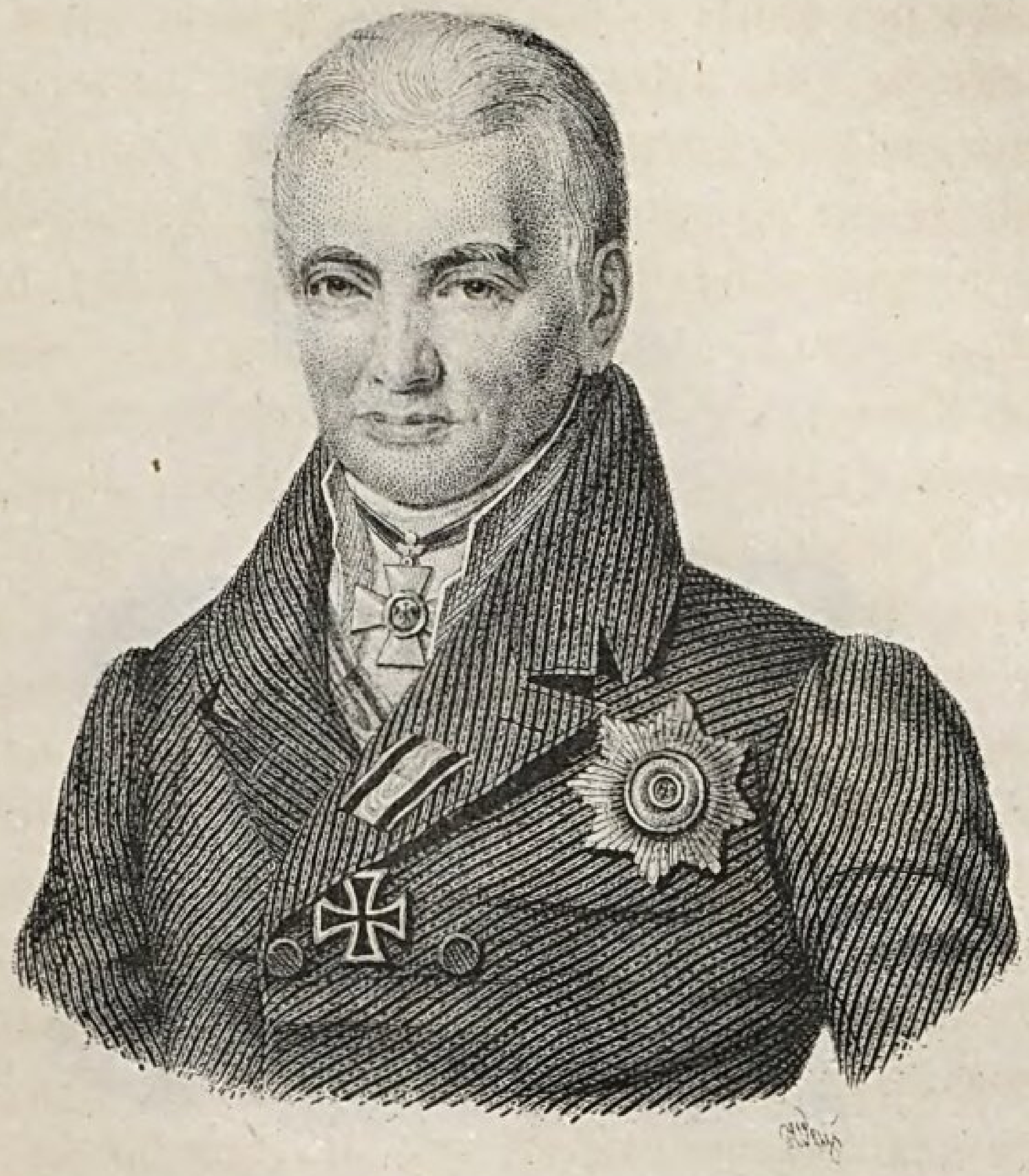
Civil-Erziehungs-Anstalten speisen, und den Invaliden und Hospitaliten ein Geldgeschenk reichen.

Am 29. Juni schenkte die theure Landesmutter ihrem Gatten und dem Lande wiederum einen Prinzen, welcher in der Taufe den Namen Friedrich Carl Alexander erhielt, und jetzt interimistischer General-Inspecteur der zweiten Armee-Abtheilung ist. Im folgenden Jahre ward wiederum eine große Reise nach den östlichen Provinzen angetreten, und hiemit zugleich eine Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander von Rußland verbunden. — Ende Mai begab sich der König und die Königin zur Revue nach Pommern, wo die Anwesenheit des Königspaares in Stargardt den Ständen die Gelegenheit gab, ihre Verehrung gegen dasselbe in einem glänzenden Feste darzulegen, welches in zwei dazu im Exerziergarten erbauten Sälen, die der Decorationsmaler Verona aus Berlin herrlich verziert hatte, gegeben ward. Auch hier erfreuten König und Königin ihre Unterthanen durch die Herablassung und Huld, welche sie ihnen, wie immer, zeigten.

Als am Tage nach dem Feste sich ein großer Theil der Gesellschaft in den nemlichen Sälen versammelt hatten, um sich an der Erinnerung des vorigen so frohen Tages zu erfreuen, traten unvermuthet und unangemeldet, König und Königin in die Mitte ihrer treuen Pommern, verweilten dort im freundlichen Gespräche bis 10 Uhr, und kehrten dann, wie sie gekommen waren, zu Fuß wieder nach ihrem

Absteigequatier zurück. Am 29. Mai reisten sie nach Graudenz; der König bezog die elende Hütte, welche sich Friedrich der Große auf dem Felde von Mockerau zur Abhaltung der Revue hatte bauen lassen, und musterte dort die Truppen. Am 4. Juni reiste er zur Revue nach Königsberg, wo die Stadt es wiederum an Freudenbezeugungen nicht fehlen ließ, und am 7. über die Nehrung längs dem Strande nach Memel. Beim Sandkruge erfolgte die Ueberfahrt in einem zierlich geschmückten Boote und unter dem Donner der Kanonen von den im Hafen liegenden Handelsschiffen so vieler verschiedenen Nationen. Hunderte von Böten begleiteten die Königliche Schaluppe. Feierlich war der Empfang beim Anlanden von Seiten der Memler Behörden, der Geistlichkeit und Kaufmannschaft, die ihren König und ihre Königin zum ersten Mal in ihrer Stadt begrüßten, nicht ahnend, daß solche dereinst der letzte Zufluchtsort in ihrem weiten Reiche sein würde.

Am folgenden Tage ergötzte den König eine besondere Kavallerie. Die lithauischen Mädchen reiten alle ohne Ausnahme, und zwar nicht auf Queersätteln, sondern wie die Männer, und tragen dabei gleich den Krakusen eine weiße mit bunten Borten verzierte Decke, welche wie ein Mantel von der Schulter, auf welcher sie mit einer großen runden Schnalle befestigt ist, hinabhängt. Eine große Zahl derselben, erfreut über die freundliche Aufnahme, welche sie am Tage zuvor von der Königin genossen hatten,



CARL FREIHERR VON STEIN ZUM ALTENSTEIN

KÖNIGL. PREUSS. STAATS MINISTER

J. VON WITZLEBEN.

KÖNIGL. PREUSS. KRIEGS. MINISTER.

DANIEL LUDWIG ALBRECHT
GEHEIMER KABINETS-RATH.

ALEXANDRA FEODOROWNA

KAISERIN VON RUSSLAND

GEB: PRINZESSIN VON PREUSSEN

erschien zu Pferde, und ritt bei der Wohnung des Königs-Paars in einem feierlichen Zuge vorüber.

Der Zweck der Reise war eine Zusammenkunft mit dem Russischen Kaiser Alexander, welcher seinem im März ermordeten Vater Paul in der Regierung gefolgt war, und mit dem Könige sich persönlich über die bei den Verwickelungen der politischen Verhältnisse zu nehmenden Maßregeln zu besprechen, und dessen Wohlwollen zu gewinnen wünschte.

Am 10. Juni traf der Kaiser in Memel ein; es begrüßten ihn zwei Ehrenpforten; der General, Graf v. Kalkreuth, hatte ihn an der Grenze empfangen, der König eine Viertel Meile von der Stadt; sie umarmten sich hier, setzten sich zu Pferde und hielten so gemeinschaftlich den Einzug in die Stadt. Hier ward die herzliche Freundschaft zwischen beiden Monarchen geschlossen, welche auch nur der Tod erst trennte, und diese erste Zusammenkunft hat wohl tiefer auf die Verhältnisse beider Staaten eingewirkt, als man damals ahnete. — Die Monarchen speiseten stets zusammen, besuchten die Bälle, welche die Stadt gab, gemeinschaftlich; der Kaiser tanzte häufig mit der Königin, und alles zeigte von dem herrlichen Vernehmen, in welches König und Kaiser getreten waren.

Nach einem Aufenthalt von fünf Tagen reisete Alexander wieder nach Rußland zurück, und der König mit der Königin fuhren über Tilsit nach Warschau, und von dort über Posen wiederum nach Berlin.

Auf dieser Reise bat ein Offizier den König um die Einwilligung zu seiner Heirath mit einem Mädchen, ungeachtet sie nicht das bestimmte Heirathsgut mitbringen konnte, welches, verbunden mit seinem Einkommen, ihre Subsistenz sicherte. Der König entgegnete: er könne das Gesetz nicht durchlöchern; als ihm aber der Offizier vorstellte, daß er sich so tief mit seiner Braut eingelassen, daß er als ehrlicher Mann nicht wieder zurück treten könne, als ferner der König erfuhr, daß derselbe ein kenntnißreicher, sittlicher und tüchtiger Offizier sei, so schenkte er ihm so viel, als erforderlich war, damit dem Gesetz genügt würde, und ertheilte dann den Consens. Ein merkwürdiger Zug der hohen Achtung, die er selbst für das von ihm gegebene Gesetz hegte.

Am 3. August, dem Geburtstage des Königs, starb in Rheinsberg Prinz Heinrich, Bruder Friedrich des Großen, und sein Siegesgefährte im siebenjährigen Kriege, seinem Bruder zwar an umfassendem Talent und Geisteskraft nachstehend, aber groß als Feldherr, und glücklich als Unterhändler, indem er als solcher Bedachtsamkeit mit Klugheit vereinigte. Schon Friedrich der Große entfernte ihn von den Staatsgeschäften. Unter der Regierung seines Nachfolgers fühlte er sich ebenfalls zurückgesetzt, und es verbreitete sich daher in ihm ein Geist der Bitterkeit, der sich oft über die Maßregeln der Regierung aussprach. Er neigte sich sogar zu den französischen Grundsätzen, so wie er denn überhaupt ein

Verächter deutscher Sitten und des deutschen Geschmacks war. Friedrich Wilhem III. Regierung fand ihn schon altersschwach und lebensmüde.

An demselben Tage richtete man in Königsberg die Statue Friedrich I. auf; der König hatte dieselbe, welche bereits im Jahre 1697 gegossen war, dann eine Zeit lang auf dem Molkenmarkte in Berlin gestanden hatte, und von hier fortgebracht, in dem Zeughause aufbewahrt und beinahe vergessen war, der Stadt Königsberg am 1. Januar 1801 geschenkt. Dort gewann sie erst ihre Bedeutung, denn hier war es, wo der erste König, indem er sich die Krone aufsetzte, den Grund zu Preußens Größe legte. In der Schenkungsurkunde des Königs heißt es:

„Die Treue der Preußen ist in den Jahrbüchern der Geschichte ein unvergleichliches Beispiel von National-Tugend, der Stolz ihrer Landesherren. — Urtheilt hiernach, unter welchen Erinnerungen ich am bevorstehenden Krönungsfeste mich der reinsten Freude über die Vorzüge dieses edeln Volkes überlassen werde. Um dieselbe noch zu erhöhen, komme ich euren Wünschen entgegen, und widme der Nation die Statue Friedrich I. zum immerwährenden Denkmal gegenseitiger Liebe und Treue."

Wohl haben viele Monarchen prunkende Zeugnisse des Werths ihrer Völker gegeben, man vergleiche nur hiermit die Lobsprüche der spanischen Königin in den letzten Zeiten, doch aus aufrichtigerem Herzen und treu gemeinter, als das, welches hier

Preußens König ertheilte, ist wohl kein solches Zeugniß erschienen! Preußens Volk hat dasselbe aber auch in der Folge gerechtfertigt, und wird es rechtfertigen bis zum Ende aller Zeiten.

Am 23. Februar 1803 erfreute die Königin ihren Gatten wiederum durch die Geburt einer Prinzessin, welche am 21. März in der Taufe den Namen Friederike Wilhelmine Alexandrine Marie Helene erhielt, und welche jetzt die glückliche Gattin des regierenden Großherzogs von Meklenburg-Schwerin ist.

Nach der Revue in Berlin reisete der König mit der Königin über Halle nach Erfurt, welches so eben Preußisch geworden war; in Halle brachten die Studenten dem Königspaar, das im Niemeyerschen Hause am großen Berlin wohnte, einen feierlichen Fackelzug. Als er den Zug von ferne ankommen sah, äußerte er schonend seine Mißbilligung darüber, daß die jungen Leute sich solche Kosten machten. — Der Kanzler Niemeyer, im übergroßen Eifer, eilte schnell hinab, den Studenten entgegen, um sie zurück zu weisen. Dies war nun wohl gegen des Königs Wille geschehen, denn als er in der Ferne das Getümmel und die Verwirrung der Fackeln wahrnahm, und erfuhr, was vorgegangen war, sandte er sofort einen Adjutanten, und ließ den Studenten seine wahre Meinung eröffnen. Im Zuge waren schon Ausbrüche des Unwillens vorgekommen, der sich aber jetzt in den höchsten Jubel verwandelte. Die Depu-

tation der Studenten, welche sich zu dem König und der Königin in das Haus begab, ward auf das gnädigste empfangen.

Von hier reisete das Königspaar in die fränkische Provinz, wo der König die Revue abnahm, und dann nach dem Wilhelms-Bade. Hier feierte der König und seine Angehörigen ein wahres Familienfest. Es fanden sich dort ein: die beiden Brüder des Königs, der Fürst von Oranien, der Erbprinz von Oranien mit seiner Gattin, die drei Schwestern der Königin, die Herzogin von Sachsen-Hildburghausen, die Erbprinzessin von Thurn und Taxis und die Fürstin von Solms-Braunsfels, und eine große Zahl von anderen Fürsten. Acht Tage blieb die Familie zusammen, jedoch ward auch ein Besuch in Darmstadt und in Frankfurt, welche beide Orte dem Könige und der Königin so theuer waren, gemacht. Am letzteren Orte schenkte die Königin der alten Mutter Göthe's einen kostbaren Halsschmuck zum Andenken. Am 20. Juni wurde von dort die weitere Reise angetreten, und am 30. Charlottenburg erreicht. Auf dem letztern Theil der Reise besuchte der König noch das Kupferbergwerk zu Cönnern im Saalkreise, und nahm dessen Betrieb in seinen Einzelheiten in Augenschein.

Die Zusammenkunft in Wilhelmsbad hatte Veranlassung zu einem freudigen Ereigniß in der Königlichen Familie gegeben. Prinz Wilhelm, der Bruder des Königs, lernte dort die Prinzessin Maria Anna von Hessen-Homburg kennen, eben diese, die in der

Geschichte von 1813—1815 so hoch als Mutter der Freiwilligen, als Pflegerin der Kranken und Verwundeten dasteht, und in jeder Hinsicht ein erhabenes Muster weiblicher Tugenden, der Sanftmuth, der Milde, der Wohlthätigkeit, der Frömmigkeit und der Mutterliebe ist. — Im September ward die Verlobung Beider öffentlich bekannt gemacht. — Am 10. Januar 1804 hielt die fürstliche Braut ihren Einzug in Berlin, welcher fast von denselben Feierlichkeiten, wie derjenige der Königin, begleitet war. Leider ereigneten sich an diesem Tage bei dem Gedränge auf der Opernbrücke mehrere Unglücksfälle, die dem fühlenden Herzen des Königs höchst schmerzhaft waren. — Den Abend des Einzuges feierte die Kaufmannschaft in dem dazu bewilligten Konzert-Saal des Schauspielhauses. Mitten in der Freude erschien unerwartet der König und die Königin, nebst dem Prinzen Wilhelm und seiner Braut, und dem Prinzen Heinrich. Ersterer befahl, daß der Tanz nicht unterbrochen werden sollte, und sämmtliche hohe Herrschaften unterhielten sich wohl eine halbe Stunde mit den Anwesenden. Eine Trompeten-Fanfare hatte sie empfangen, das Lied: „Heil unserm Könige," begleitete sie beim Abschiede.

Am 12. Januar desselben Jahres erfolgte die Vermählung mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten, der Trauung in Ahnensaale und dem Fackelzuge der Minister.

Am 10. März, dem Geburtstage der Königin,

hatten die Prinzen und der hohe Adel einen Masken-ball im Schauspielhause veranstaltet, welcher zu den glänzendsten Festen, welche Berlin jemals gesehen hatte, gezählt werden kann. Alle Masken-Aufzüge waren dahin gerichtet, der Königin an diesem Tage ihre Huldigung darzubringen. Pracht und Geschmack und sinnreiche Erfindung hatten sich vereint, um das Fest zu schmücken.

Ende Mai ging der König mit dem Prinzen Heinrich zur Revue nach Stargardt und Mockerau; am 5. Juni kehrten sie zurück, und am 17. August reiste der König mit dem Prinzen Wilhelm zur Revue nach Schlesien, wohin ihm die Königin folgte. Seit vier Jahren hatte sie Schlesien nicht gesehen, furchtbare Ueberschwemmungen, durch welche sich dieses Jahr auszeichnete, und welche fast überall Zerstörungen angerichtet, hatten auch hier die Dämme der Oder durchbrochen. Der König schenkte den Unglücklichen 70,000 Thaler. — In der Mark hatte er zur Unterstützung derjenigen im Oderbruch, und zur Wiederherstellung der Dämme 120,000 Thaler angewiesen. Am 30. August kehrten sie aus Schlesien nach Potsdam zurück.

Gegen den Anfang des Winters gingen König und Königin nach Berlin, wo letztere ihre Entbindung abwarten wollte; am 13. Dezember ward sie von einem Prinzen entbunden, der in der Taufe die Namen Friedrich Julius Ferdinand Leopold erhielt. Leider erlitten die Königl. Eltern schon nach 16 Mo-

naten, am 1. April 1806 den schmerzlichen Verlust dieses lieben Kindes durch den Tod.

Am 25. Februar 1805 starb die theure Mutter des Königs, die er herzlich geliebt hatte, sie entging dem Schmerz, das Unglück zu sehen, welches nun bald über Preußen einbrechen sollte.

Der König begab sich in diesem Jahr zur Revue nach Magdeburg, wohin ihn, wie gewöhnlich, die Königin begleitete. Von hier begaben sie sich beide nach Halberstadt, wo ihnen ein höchst sinnreicher Empfang durch die Töchter der Stadt bereitet ward; der Deckel des Gedichts welches der Königin überreicht ward, war mit der kunstvoll gestickten Blume vom Kap der guten Hoffnung, Strelitzia regina, geziert. Die Mädchen wanden Blumenbouquets, welche ihr mit zartgedichteten Versen überreicht wurden. — Von Halberstadt reiste das Königspaar nach Wernigerode, und bestieg von hier aus den Brokken. Leider war das Wetter höchst ungünstig, unten herrschte Sturm und Regen, oben war es empfindlich kalt, und ein fortdauerndes Schneegestöber verdunkelte die Aussicht so, daß die Mühe des Bergsteigens ganz unbelohnt blieb.

Von hier ging es nach den fränkischen Provinzen, wo der König wiederum die Revue abnahm, und zugleich eine Brunnenkur im Alexanderbade gebrauchte.

Sehr anziehend schien dem Könige die Ausstellung der Natur- und Kunst-Producte dieser gewerb-

thätigen Länder, welcher beide hohen Herrschaften die größte Aufmerksamkeit widmeten.

In den Ruinen der malerischen Luxburg ward ihnen ein Fest gegeben, bei dessen Leitung Jean Paul Friedrich Richter wesentlich einwirkte. Er war auch der Dichter eines Wechselgesanges der Oreaden und Najaden, welcher dort zu Ehren des Königspaars aufgeführt ward.

Die übrigen Tage wurden Ausflüchten in die anliegenden schönen Gegenden gewidmet.

Am 7. Jul. trafen beide Majestäten wiederum in Potsdam ein.

Noch im Herbste dieses Jahres, am 25. October, war jener merkwürdige Besuch des Kaisers Alexander von Rußland in Berlin, welcher das vor drei Jahren in Memel geschlossene Bündniß der Freundschaft zwischen beiden Monarchen befestigte, und wo zugleich vieles über die politischen Verhältnisse festgestellt ward. Der Empfang war feierlich. Der König holte den Kaiser ein, die Königin ging ihm beim Aussteigen vor dem Königl. Schloß bis an die Thür entgegen, und nach einer Stunde fuhren alle drei Majestäten, in einem Wagen sitzend, nach Potsdam; der Kaiser verweilte abwechselnd dort und in Berlin bis zum 4. November, wo er in der Nacht um 1 Uhr wieder abreiste. Hier ward am 3. November der berühmte Potsdamer Vertrag geschlossen, auf welchen wir später, bei der Abhandlung der politischen Verhältnisse zurück kommen werden.

So wie der Hof den hohen Gast mit der größten Auszeichnung behandelte, so legte das Volk die lebhafteste Freude über sein Erscheinen an den Tag, denn der Haß gegen Frankreich war allgemein geworden, und in dem Kaiser sah man jetzt den treuen Bundesgenossen, gerüstet zum gemeinschaftlichen Kampf gegen Frankreichs Uebermuth.

Sein ritterliches Benehmen gewann ihm die Herzen der Männer, seine Anmuth und sein einschmeichelndes Betragen verwirrte das weibliche Geschlecht.

Es ist Sitte bei den Russen, daß sie vor dem Beginn einer großen Reise, ein Gebet in der Kirche verrichten. Eine griechische Kirche war in Potsdam nicht vorhanden, der Kaiser bestimmte also die Garnisonskirche, wo Friedrichs II. sterbliche Ueberreste in einem schwarz marmornen Sarkophage unter der Kanzel ruhen, um hier seine Andacht zu verrichten.

Um Mitternacht ward die Kirche mit Wachslichtern erleuchtet und der König, die Königin und der Kaiser begaben sich an die Grabesstätte des unerreichten und großen Monarchen. Hier, in der Mitternachtsstunde, allein in der Kirche, reichten sie sich die Hände zum treuen Bündnisse, über Friedrichs Sarge. Gerührt küßte Alexander den Sarg, der die Asche des Einzigen verschloß, umarmte dann den König, stieg in den vor der Kirche haltenden Wagen, und eilte zu seiner auf dem Marsch nach Mähren befindlichen Armee, die leider nach kaum vier Wochen

den 2. Dezember, bei Austerlitz eine große Niederlage erlitt, welche alle Hoffnungen, Napoleons Eroberungsgeiste eine feste Schranke entgegen zu stellen, zerstörte, und den Potsdammer Vertrag von selbst vernichtete.

Dieser rührende Abschied, dieses am Grabe eines Todten geschlossene Freundschaftsbündniß, das gewiß als etwas Erhabenes verehrt worden wäre, wenn ein glücklicher Erfolg den hochherzigen Gefühlen, die sich bei demselben kund gaben, entsprochen hätte, ward später von den Franzosen und ihren Anhängern, die keinen andern Maßstab für das Erhabene kannten, als den Erfolg, auf eine schändliche Weise in das Lächerliche gezogen.

Auch der Erzherzog Anton von Oestreich war nach Berlin gekommen, und hatte an den politischen Konferenzen Theil genommen. Er reiste am 7. November wieder ab.

Gleich nach der Austerlitzer Schlacht kam der russische Fürst Dolgorucki und Alexanders Bruder, der Großfürst Constantin, nach Berlin, um noch neue Verabredungen zu treffen.

Der französische Gesandte, General Duroc, ging, da sich die Verhältnisse jetzt durchaus nachtheilig für Frankreich gestalteten, schon am 1. November nach Paris zurück.

Im folgenden Frühjahr ging der König und die Königin nach Stettin, um die russischen Truppen zu besichtigen, welche Hanover besetzt gehabt hatten,

und nun über Stettin in ihre Heimath zurückkehrten. Die hohen Reisenden trafen am 7. März daselbst ein, feierten hier den Geburtstag der Königin, und kehrten am 12. wieder nach Berlin zurück. Es war dies wohl der letzte große festliche Tag vor dem Ausbruch des unglücklichen Krieges, und die letzte große Feier ihres Geburtsfestes in ihrem Leben. Ganz Stettin war entzückt über die Milde und Herablassung des Königpaars, und noch erinnern sich die ältern Bewohner mit Freuden jener herrlichen Tage.

Ein köstlicher Anblick war es, als, an der Spitze der Generalität, der König, einer der schönsten Männer unter so vielen, hoch über alle hervorragend, und unbedenklich der beste Reiter, den Russen entgegen reitend, zum Berliner Thore hinaus sprengte, und sie, die schönste der Frauen, in einem offenen Wagen ihnen entgegen fuhr. Die Russen erschöpften sich im Lobe über Beide.

Am Geburtstage der Königin gab die Stadt in den Sälen des Kassinos ein glänzendes Ballfest. Die Königin tanzte mit den russischen Generälen; um aber auch ihren Unterthanen eine Ehre zu erweisen, führte sie eine Polonaise auf, ließ aus der Gesellschaft eine Anzahl Paare gleich hinter sich antreten, und klatschte dann mit einigen Umgängen ab, so daß 12 Paare das Glück hatten, mit ihr wenigstens einige Schritte zu tanzen. — Ihrer Herablassung gleich kam die Milde des Königs; die jungen Leute der

Gesellschaft hatten, um auch ungestört die Freuden des Tanzes genießen zu können, sich in der obern Etage des Hauses, in einen besondern Saal zurück gezogen, und die Hauptsäle den Gästen überlassen. Unerwartet trat der König mit den Worten unter sie: „hier ist es, wo die wahre Freude wohnt!" — Der Tanz ward aus schuldiger Ehrfurcht unterbrochen, aber der König bat zuerst fortzufahren, doch als man nicht gehorchte, befahl er die Fortsetzung des Tanzes im milden Tone. Hier ward ihm der Ober-Empfänger Wissmann, Besitzer des Hauses, von dem General-Lieutenant v. Pirch mit dem Beisatz:

„ein braver Mann und Vormund meiner Kinder"

vorgestellt; der König entgegnete:

„ein braver Mann? — wohlan, der brave Mann soll Kriegsrath sein."

Die Illumination der Stadt war glänzend, und zeichnete sich durch viele Transparents aus, unter welchen Manche theils komische, theils barocke Ideen aufstellten, alle aber die treueste Verehrung des Königs, wahre Vaterlandsliebe und glühenden Franzosenhaß andeuteten.

Selbst die Baugefangenen in den Kasematten des Berliner Thores, hatten ihre vergitterten kleinen Fenster mit Lichtstümpfchen erleuchtet, und Einer die Inschrift auf einem Blättchen Papier angeheftet:

„Sitz ich gleich im finstern Loch, ehr' ich meinen König doch,"

welche ein armseliges Dreierlicht als Transparent durchscheinen ließ. Die Liebe zum Könige sprach sich im Pallast, wie im Kerker aus.

Gleich nach seiner Rückkehr von Stettin, am 1. April raubte der Tod dem Königl. Ehepaar, wie bereits angeführt ist, den jüngsten Sohn Friedrich Julius Ferdinand Leopold, in einem Alter von sechszehn Monaten.

Der Gram über diesen Verlust eines geliebten Kindes hatte die Gesundheit der Königin angegriffen, welche schon durch die Besorgnisse gelitten hatte, mit welchen sie die politischen Verhältnisse erfüllen mußten. — Zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit wurde von ihr im Sommer eine Reise nach Pyrmont unternommen, um den Brunnen zu gebrauchen. Hier war es, wo sie mit ihrem Vater und ihrem Bruder, dem Erbprinzen Georg, sich zum letzten Male in dem Familienkreise recht glücklich fand, denn bald brachen die Wogen des Unglücks ein, und Gram und Kummer blieben ihr Loos bis zu ihrem Tode.

Auch der König war tief ergriffen über den Verlust seines Kindes. — Aber schon thürmten sich die Wolken am politischen Himmel immer mächtiger auf, und die ernsten Regierungssorgen ließen ihn nicht zur Betrachtung seines Familien-Unglücks kommen.

Der Empfang der zurückgekehrten Gattin, welche von dem Volk bei ihrem ersten Besuch im National-

Theater mit lautem Jubel begrüßt ward, war noch ein Glanzpunkt in jenen verhängnißvollen Tagen.

Bald ging der König zur Armee ab, die Königin begleitete ihn nach Thüringen, wo er sich an die Spitze der Truppen stellte; der 14. October 1806 entschied über das Schicksal des Preußischen Volks, und über das häusliche Glück des Königs für lange Zeit, und tiefe Trauer folgte den Freudentagen, welche Volk und König seit neun Jahren genossen hatten.

Nachdem wir soweit Friedrich Wilhelms häusliches Leben, die Ereignisse in seiner Familie, und seine Reisen betrachtet haben, ist es Zeit einen Blick auf die Einrichtungen zu werfen, welche er im Innern des Landes zum Heil seiner Unterthanen vornahm. Der König kannte die Schrecken des Krieges aus seiner Jugendzeit. Sein friedliebender Sinn suchte ihn zu vermeiden, so lange es nur möglich war; er wollte die Jahre des Friedens benutzen, seinem Volke dessen Segnungen zuzuwenden, welche im Westen immer mehr vernichtet wurden. Er wollte ihm, während dort wilde Flammen brauseten, ein sanftes Licht anzünden, bei dessen mildem Scheine alles Edle und Gute herrlich gedeihen sollte.

Die innere Verwaltung des Preußischen Staats bewegte sich in dem gewöhnlichen Gleise. Man suchte das Heil in den Grundsätzen der Stabilität der bis-

herigen Einrichtungen, und beachtete nicht, daß die Anforderungen der Zeit, und die Ereignisse im Westen eine Umwälzung der Regierungs-Maximen erforderten. — Es hatten sich durch die französische Revolution neue Ideen verbreitet, die auch in den Einrichtungen des Staats ihre Befriedigung suchten und nicht fanden. — Ein energisches Einwirken in die Institutionen des Staats, ein Erneuen des gänzlich Veralteten, hätte wohl noth gethan; aber indem man das Alte zu erhalten suchte, wurden nur einzelne, wenn auch wohlthätige, aber doch nicht radicale Anordnungen getroffen.

Preußens Regenten hatten seit der Zeit des großen Kurfürsten sich bemüht, wüste Ländereien durch ins Land berufene Kolonisten urbar machen zu lassen, und so waren weitläuftige Landstriche mit solchen Einwanderern besetzt worden. Bei der ersten Gründung dieser Kolonisten-Etablissements hatte man es für nöthig gefunden, die Besitzer rücksichtlich der Verpfändung und Veräußerung der ihnen verliehenen, auf Staats-Kosten erbauten, und mit dem nöthigen Inventario versehenen Acker-Nahrungen, zu beschränken. Jetzt hatten sich diese Kolonisten eingebürgert, die Etablissements hatten sich befestigt, und waren zu ihrer Vollkommenheit gediehen; es war also das Auswandern der früher ins Land gezogenen Familien nicht mehr zu besorgen, die Nothwendigkeit ener Beschränkung hörte auf, die Gerechtigkeit heischte es, diesen Eingewanderten mit den Eingebornen gleiche

Rechte zu verleihen, und ihnen so ihr Fortkommen und einen bessern Nahrungs-Betrieb zu erleichtern. Dies geschah durch das Gesetz vom 6. Januar 1801.

Für die polnischen Provinzen suchte man fortdauernd neue Kolonisten, und es ward eine eigene Kommission in Oehringen in Franken niedergesetzt, welche Pfälzer, Würtemberger und andere Süddeutsche in das Land ziehen sollte. Man sicherte ihnen Grundstücke zu, baute ihnen Häuser und Scheunen, bewilligte ihnen Freijahre, und Befreiung vom Kriegsdienste für sie und ihre nächste Generation, und unterstützte sie mit Vieh, Geräth, Brod und Saatkorn. Doch es ward wenig hierdurch bezweckt; theils gefielen sich die Südländer in den rauhen Klima nicht, theils war es auch schlechtes Gesindel, welches sich, angelockt von jenen ihnen eröffneten glänzenden Aussichten, bewegen ließ, dorthin auszuwandern, aber keine Lust hatte zu arbeiten; genug, wenige Kolonisten sind von diesen noch vorhanden, viele und besonders Wohlhabende kehrten zurück, die Aermeren lebten Anfangs von den ihnen zugeflossenen Unterstützungen, verkauften das ihnen gelieferte Brodkorn und Vieh, und durchzogen sodann als Bettler das Land. Eben so ging es zu Friedrich des Großen Zeiten. Nur die unerbittliche Strenge, die man gegen die Einwanderer damals anwandte, welche so unredlich gegen die Regierung handelten, konnte sie festhalten.

Es sind Dörfer bekannt, wo die Ansiedler mehrfach fortliefen, wieder eingefangen und mit Saat- und Brodkorn, Vieh und Geräthe von neuem ausgesteuert, und endlich durch Spießruthen-Strafen zum Bleiben gezwungen wurden, deren Enkel jetzt ihre Höfe nicht für mehrere Tausende von Thalern verkaufen.

Auch den Juden ließ die Gerechtigkeit des Königs eine große Erleichterung zufließen. Den jüdischen Gemeinen war, als ein Ueberrest eines barbarischen Zeitalters, auferlegt, die von einzelnen Mitgliedern derselben durch Diebstahl und Diebshehlerei angerichteten Schäden, zu ersetzen. — Diese Bestimmung hob der König durch das Reglement vom 18. Juli 1801 auf, ordnete aber auch strenge Maßregeln an, durch welche das Einschleichen fremder verdächtiger Juden in das Land verhindert, und die schnellste Fortschaffung aus demselben aller derer, welche der allgemeinen Sicherheit gefährlich schienen, befördert werden sollte. Um sie mehr unter Kontrolle zu erhalten, ward in jeder Gemeine eine Censur-Kommission, bestehend aus einem tüchtigen Polizei- oder Justiz-Beamten, und aus einigen jüdischen Assessoren von anerkannter Rechtschaffenheit ernannt, und diese Kommission sollte auch die Vergehungen gegen obiges Reglement untersuchen und bestrafen. Das spätere Gesetz, wegen Verleihung des Staatsbürgerrechts an die Juden, hat aber einen viel wirksameren Einfluß auf die Moralität der jüdischen Na-

tion gehabt, als die philantropische Censur-Kommission. — Eben so milde war der König gegen die jüdischen Glaubensgenossen in West-, Süd- und Neu-Ost-Preußen, zu deren Nichtduldung und Ausschließung von allen Gewerben mehrere Städte jenes Landes befugt waren. — Er hob diese Privilegien auf, und entzog ihnen alle gesetzliche Kraft.

Den Mennoniten, deren Ausbreitung Schranken gesetzt werden mußten, weil diese Religionssecte sich der Vertheidigung des Vaterlandes nicht unterziehen will, ertheilte er schonend unterm 24. November 1803 die Befugniß, daß die in ihrem Besitz sich damals befindenden Grundstücke die Kanton-Freiheit fortwährend genießen, aber das mennonitische Grund-Eigenthum von nun an nicht mehr erweitert werden solle.

In einem Staate, welcher die der Preußische, aus so vielen verschiedenen Elementen zusammengesetzt ist, kann es nicht an statutarischen und provinziellen Rechts-Instituten fehlen. Diese auf einmal zu vernichten, wie es Napoleon durch seinen Code Napoleon that, hätte zu tief in alle Lebensverhältnisse eingreifen heißen. Aber es war nöthig, diese provinziellen Bestimmungen zu sammeln, zu sichten und festzustellen, was ferner künftig gültig bleiben sollte. Zu diesem Zweck war die Ausarbeitung von den Provinzial-Rechten schon im ersten Regierungsjahre des Königs angeordnet. — In Ostpreußen kam man zuerst damit zu Stande, alle andern Provinzen

entbehren eines Provinzial-Gesetzbuches, so dringend auch dessen Nothwendigkeit anerkannt ist, noch immer.

Durch die Königl. Bekanntmachung vom 4. August 1801 ward dem ersten Theil des ausgearbeiteten Provinzial-Rechts, von dem 1. Januar 1802 ab, für Ostpreußen, Litthauen, Ermeland und den Marienwerder Landraths-Kreis die Gesetzeskraft beigelegt. Unterm 23. April 1802 geschah dasselbe mit dem zweiten Theile, und zwar vom 1. September ab.

Die Milde des Königs, welcher jede Beschwerde über angeblich gethanes, oder von den Betheiligten nur vermuthetes Unrecht anhörte, und mit Sanftmuth beantwortete, verleitete die Bittenden oft zur Zudringlichkeit und Unverschämtheit. — Schon unterm 21. Mai 1799 hatte er angeordnet, wie sich diejenigen verhalten sollten, welche ihm ihre Beschwerden unmittelbar vortragen wollten, jetzt setzte er unterm 6. April und 18. August, wohl im Gefühl eines gerechten Unwillens fest, daß diejenigen, welche mehrfach von ihm beschieden wären, und ihre ungegründeten Beschwerden nicht einstellten, sofort verhaftet und in die nächste Strafanstalt abgeliefert werden sollten. — Eben so sollten sich nicht ganze Gemeinen, oder zahlreiche Deputationen derselben, auf den Weg machen, um dem Könige ihre Beschwerden vorzutragen, vielmehr sollten diese unterwegs angehalten, und nach Hause verwiesen, ihre Vorstellungen aber an Se. Majestät durch die Post beför-

dert werden, indem einmal die Veranstaltung getroffen sei, daß alle durch die Post eingehenden Immediat-Vorstellungen, Seiner Majestät zu Händen kommen.

Ein Kabinets-Befehl vom 31. December 1801 entzog die Universität der von Wöllner angeordneten Ober-Aufsicht des Ober-Schul-Kollegii, und stellte sie unmittelbar unter das geistliche Ministerium. — Wenige Tage darauf, am 8. Januar 1802, wurde das Gesetz gegen das unerlaubte Schuldenmachen der Studenten erlassen, in welchem dem Bürger nur bedingungsweise die Erlaubniß ertheilt ist, den Studenten durch Anleihen zu unterstützen; ein Gesetz, welches für das geregelte Leben derselben höchst nützlich ist, und vielen ungezügelten Ausschweifungen einen Damm entgegen gestellt hat. —

Bei aller Vorsicht, welche auf die Sicherheit der Gefängnisse gewandt ward, konnte es dennoch nicht vermieden werden, daß nicht von Zeit zu Zeit gefährliche Verbrecher aus denselben entsprangen, und von Neuem das Leben und Vermögen der Gutgesinnten mit Gefahr bedrohten; selbst die Hoffnung einer Möglichkeit, wieder die Freiheit zu erringen, nahm der Strafe der Einsperrung auf Lebenszeit das Schreckliche. — Der König beschloß daher, ganz unverbesserliche Diebe, Räuber und Brandstifter nach Sibirien zu senden, und so die bessern Bewohner seiner Staaten gegen die Angriffe dieser Bösewichte zu sichern. Er traf hierüber ein Abkommen mit dem

russischen Hofe, und am 17. Juni 1802 wurden 58 unverbesserliche Verbrecher an den russischen Kommandanten in Narva abgeliefert, um von dort in die Sibirischen Bergwerke transportirt zu werden. Diese Maßregel, welche höchst zweckmäßig erschien, um das Land von diesem Gesindel zu säubern, ist jedoch nicht oft angewendet worden, und selbst mehrere von diesen Verwiesenen haben den Rückweg in ihr Vaterland gefunden, und hier neue Unthaten, Raub und Mord verübt. — Es machte auch die Vorstellung der unbekannten Leiden ihrer Gefährten auf der Bahn des Lasters, in jenen fernen Landen, auf die Zurückgebliebenen wenig Eindruck; der Bessere entsetzt sich wohl vor dem Gedanken eines großen Elends, den völlig gesunkenen Verbrecher schreckt aber nur der Gedanke des ihm bevorstehenden Todes. — Der König, welcher durch vorstehende Anordnung eine unerbittliche Strenge gegen unverbesserliche Verbrecher bewies, wollte jedoch bei den Untersuchungen alles entfernen, was auch nur den Schein einer Tortur, oder einer willkührlichen Härte an sich trug. Unterm 21. Juli erließ er eine Verordnung, in welcher er strenge verbot, einen Angeschuldigten durch Drohungen oder körperliche Mißhandlungen oder Zufügung irgend eines Leides, zum Geständniß zu bringen. Durch Ermahnungen und durch Warnungen gegen die Folgen der Halsstarrigkeit, sollte der Kriminal-Richter die Schuldigen zum Geständniß zu bringen suchen. Nur freche Lügner

und Halsstarrige durften zur Strafe gezüchtigt werden, jedoch auch nur, nachdem das Gericht durch ein förmliches Dekret das Maaß der Züchtigung festgesetzt hatte, welches der Inquirent nicht überschreiten durfte.

Der König erließ diese Anordnung selbst, aus eigener Anregung, und wie er sagte, weil er bei verschiedenen Gelegenheiten, also bei der Durchsicht der ihm vorgelegten Kriminal-Acten wahrgenommen habe, wie unzuverlässig die Anwendung der Schärfe bei Kriminal-Untersuchungen sei, und wie oft der Inquirent zum Mißbrauch seiner Befugniß zur Züchtigung der Verbrecher verleitet wird. Zur Verminderung der Zahl der Verbrecher wurden, so wie in der vorigen Periode in den diesseits der Elbe belegenen Provinzen, jetzt auch in dem Herzogthum Magdeburg und Fürstenthum Halberstadt Zwangs-Arbeitshäuser angelegt.

So steuerte der König dem moralischen Uebel. Aber auch das physische Elend der Menschen war fortdauernd der Gegenstand seiner Sorgfalt.

Die wohlthätige Entdeckung der Schutzblattern, welche den Namen Jenners unsterblich gemacht, blieb von ihm nicht unbeachtet. Er selbst war mit seinem Bruder auf Veranlassung einer fürchterlichen Epidemie, welche damals herrschte, durch den englischen Arzt Browne, im Jahre 1789 mit den natürlichen Menschenblattern geimpft worden. Beide wurden zu dem

Zweck in dem Palais des Prinzen Ludwig, in der Wilhelmsstraße, förmlich abgesperrt. Die Krankheit verlief regelmäßig; man hatte kirchliche Dankfeste wegen ihrer Wiederherstellung angeordnet, und der englische Arzt erhielt 10,000 Thaler als Honorar, den Geheime-Raths Titel und die Erhöhung seiner Pension von 600 auf 1200 Thaler. — Jetzt bringt man für die Impfung kein so großes Opfer!

Im Jahre 1801 tödtete eine ähnliche Epidemie wiederum, allein in Berlin, 1500 Kinder, und in den Provinzen herrschte die Seuche in keinem geringern Maaße. Jetzt schien es dem König nöthig, hinzuzutreten und durch Einwirkung der Staatsgewalt die Erfindung der Kuhpocken-Impfung, welche in fernen Ländern schon als segensreich erprobt war, allgemein zu machen. Er ließ Impf-Anstalten errichten, in welchen die Kinder der Armen unentgeltlich geimpft wurden, eine Anweisung zum Impfen unterm 31. October 1803 ergehen, und als die Entdeckung als heilsam bei mehr als 50,000 Impfungsfällen sich bewährt hatte, so erschien das Impfungs-Reglement vom 13. October 1804. — Alle Einwendungen, die man gegen diese Neuerung hervorgebracht hatte, verstummten bald; Aerzte und Geistliche bemühten sich, die Wohlthat zu verbreiten, die Impfverzeichnisse wurden immer ausgedehnter, und bald war nicht mehr das Vorurtheil, sondern nur die Sorglosigkeit der Eltern hin und wieder der wohlthätigen Sache nachtheilig.

Die Fürsorge für die Gesundheit des Viehes, ward nicht übersehen, denn unterm 2. April 1803 erließ der König das noch jetzt als Vorschrift geltende „Patent und Instruktion wegen der Viehseuchen und wegen des Viehsterbens.“

Eine besondere Sorgfalt und eine Menge von Verordnungen erforderte die Einführung des Allgemeinen Land-Rechts und der Preußischen Verwaltungs-Maaßregeln in den durch den Reichs-Deputations-Schluß vom Jahre 1803 erworbenen Ländern, wo man die alten Institutionen derselben, möglichst mit den neuen Einrichtungen, welche, um die Einheit in der Verwaltung aller Preußischen Länder zu bewirken, nothwendig waren, zu verschmelzen suchte. Ueberall erhielt das Landrecht Gesetzeskraft, überall führte man die Erhebung der indirecten Abgaben durch die Accise ein, überall ward das Hypothekenwesen auf Preußischem Fuße angeordnet.

Zur Verbesserung der Landes-Kultur und Erweckung des Gewerbfleißes ordnete der König schon jetzt die Aufhebung der Frohndienste in den Domainen an, und besonders bemerkenswerth ist die Instruktion, welche er für die zu diesem Geschäft ernannten Kommissarien unterm 5. Mai 1806 erließ.

Es ward auch im Allgemeinen das Gerichtsverfahren einer Revision unterworfen, und zur Vereinfachung und Abkürzung desselben, das Gesetz vom 3. Mai 1804 erlassen. Außerdem ward für peinliche Fälle in jeder Regierung (Ober-Landes-Gericht)

ein eigener Senat gebildet, und diesem die Untergerichte und Untersuchungsrichter untergeordnet, den Richtern aber die Ausarbeitung von förmlichen Erkenntnissen statt der Gutachten in Kriminalfällen aufgegeben.

Am 20. September 1806 erging ein Publikandum wegen Bestrafung der Münz-Verbrechen und wegen des Einbringens von falscher Scheidemünze; denn damals hatten sich in Birmingham Fabriken gebildet, welche falsche Preußische Groschen machten, die dann durch Schleichhandel zu Wasser und zu Lande eingeführt, und in Umlauf gebracht wurden. — Diese Ueberschwemmung des Landes mit falscher Scheidemünze war die Veranlassung der von den Franzosen späterhin vorgenommenen Reduction derselben, wobei ungeheure Summen verloren gingen.

Für die gründliche Bildung der Beamten und des Volks ward nach und nach dadurch gesorgt, daß alle, welche zu den gesetzlichen Prüfungen zugelassen werden wollten, den dreijährigen Besuch der hohen Schule nachweisen mußten.

Eine merkwürdige Erscheinung aus jener Zeit ist die erste Erschaffung von Papiergeld im Preuß. Staate. Der Minister Struensee hatte es übernommen, die Schulden, welche Friedrich Wilhelm II. im Auslande gemacht hatte, zu tilgen; er machte daher durch die Seehandlung eine Anleihe, erhielt solche und bezahlte diese Schulden. Hierdurch hatte sich das baare Geld im Lande sehr vermindert. Dazu kam,

daß nach der Einrichtung des Hypothekenwesens in Südpreußen die Gutsbesitzer auf ihre Güter in den alten Provinzen bedeutende Kapitalien anliehen, welche nach jenem geldarmen Lande flossen; endlich hörte die Bank bei den kriegerischen Zeiten auf, kaufmännische Wechsel zu discontiren. So entging der Circulation eine Menge baaren Geldes, und besonders fühlte der Handelsstand diesen Mangel, aber auch nicht minder der Staat, welchem die Truppen-Aufstellungen ungeheure Summen kosteten. Struensee starb, Stein, welcher an seine Stelle als Chef des Accise- und Zoll-Departements, des Manufacturwesens und der Seehandlung, diesem Geld-Institute des Staat, getreten war, machte dem Könige den Vorschlag, Papiergeld unter dem Namen Tresorscheine auszugeben. Der König genehmigte es und legte durch das Gesetz vom 4. Februar 1806 ihm den Werth von baarem Gelde bei. — Es waren jedoch diese Tresorscheine nicht fundirt, und es war auch keine Aussicht zu deren Realisation gegeben, daher sank ihr Werth, als das Unglück über den Preußischen Staat einbrach, bis auf ein Unbedeutendes herab; große Summen gingen dabei verloren, doch, als sich nach der Wiedergeburt Preußens ihr Cours wieder hob, sind wiederum ungeheure Summen darauf gewonnen worden.

Fast nicht zu zählen sind auch die Anordnungen, welche der König in Landes-Angelegenheiten erließ,

die angeführten sind nur die wichtigsten, welche am tiefsten in das Leben des Volks eingriffen.

Am 17. September 1806 beschickte er gleichsam sein Haus, indem er für das gesammte Staats-Ministerium eine Instruktion entwarf, nach welcher rücksichtlich der Geschäfte während der Abwesenheit des Königs bei dem bevorstehenden Kriege verfahren werden sollte, und hierauf ging er seinem unglücklichen Geschicke entgegen.

Acht Jahre war Preußen unter Friedrich Wilhelms freundlicher Regierung glücklich gewesen; es waren keine durchgreifenden Regierungs-Maaßregeln getroffen, aber man schritt allmählig auf dem betretenen Wege zur Verbesserung aller Verhältnisse vor. — Der Adel, welcher Güter besaß, war wohlhabend durch die hohen Getreidepreise; die übrigen Mitglieder dieses Standes befanden sich wohl in dem Besitz der höchsten Aemter am Hofe und im Lande, und fast sämmtlicher Offizierstellen; die Kaufleute waren zufrieden, weil der Handel blühte, die Staatsdiener, weil Ordnung in der Verwaltung herrschte, der Bürger und Bauer, weil er nicht durch Willkühr gedrückt ward, keinen widernatürlichen Zwang litt, und Recht und Gerechtigkeit und Schutz gegen Unterdrükkung fand. Man freute sich, daß der König durch gute Wirthschaft die Schulden des Landes vermindert hatte, sehnte sich nicht nach Neuerungen, weil man die alten Institutionen hoch verehrte, und da es Je-

dem gut ging, so bekümmerte man sich wenig um die Regierungs-Maaßregeln.

An kräftigen zur Ausführung gewaltiger Maaßregeln geschickten Männern fehlte es an der Spitze der Regierung sehr, und von den wenigen talentvollen Männern, die dem Könige als Minister in jener Zeit zur Seite standen, entriß der Tod noch drei der vorzüglichsten.

Zuerst den Staats-Minister, Freiherrn Anton Friedrich von Heinitz, von Geburt ein Sachse, und in Schulpforte gebildet. Er hatte eine überwiegende Neigung für die Naturkunde, namentlich für das Bergwerkswesen und für die Mechanik. Er studirte diese in den Erzgruben Sachsens, Ungarns, Schwedens und auf seinen mannigfachen Reisen. Friedrich II. lernte ihn kennen, bemerkte seine ausgezeichneten Eigenschaften und zog ihn aus dem sächsischen in den preußischen Dienst. Hier hat er kräftig für die Verbesserung des Bergbaues gewirkt; die Academie der Künste, welche ihm untergeben war, benutzte er, um die Künste und Handwerke zu beleben, und ihren Sinn für das Schöne zu kräftigen. Er war ein höchst tüchtiger Geschäftsmann, und starb zwar in dem hohen Alter von 77 Jahren, aber dennoch schmerzlich bedauert von Allen, die seine ausgezeichnete Wirksamkeit gekannt hatten.

Am 21. Oktober 1803 starb Graf Philipp Carl von Alvensleben. Zwar selbst ein Ausländer von Geburt, obwohl dennoch aus einer ächt märkischen

Familie, wetteiferte er in Liebe und Ergebung gegen den König und den Staat mit jedem Eingebornen. Viele Jahre war er Gesandter in Dresden und London. Im Mai 1791 ward er Minister und seit Finkenstein's Tode bekleidete er die erste Stelle im Ministerium als Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Alle wichtigen politischen Verhandlungen wurden durch ihn geleitet. Sein Nachfolger war der Minister Graf von Haugwitz.

Endlich entschlief auch am 17. October 1804 der vortreffliche Carl August Struensee v. Carlsbach. Er war der Sohn eines Oberpfarrers in Halle und am 16. August 1735 daselbst geboren. Herrliche Anlagen unterstützten seinen strengen Fleiß in der abstracten Wissenschaft der Mathematik. In seinem zwanzigsten Jahre war er schon Lehrer derselben an der Ritter-Akademie zu Liegnitz. Sein Bruder war der berühmte Arzt und nachherige unglückliche Staatsminister v. Struensee in Kopenhagen. Dieser zog ihn auch dorthin, aber schon 1772 verließ er nach dessen Sturz Dänemark und kehrte nach Preußen zurück, wo er bei dem Accisefach Anstellung fand. In dieser Laufbahn stieg er bis zum Minister, da ihm im Jahre 1791 das Departement der indirecten Abgaben, die Aufsicht über den Handel, die Seehandlung und das Salzwesen übertragen ward.

Die Mathematik ist die Logik für den Geschäftsmann, sie giebt ihm Ordnung und Klarheit im Den-

ken, und der Ausbildung in dieser Wissenschaft hatte auch Struensee es zu verdanken, daß er sich als Beamter so auszeichnete. Seine Schriften über die Steuer-Verfassung zeugen von einem scharfen Denken; dagegen mag es auch richtig sein, daß diese genaue Anwendung der Größen-Lehre auf die Verhältnisse im Leben ihn zu einer zu großen Aengstlichkeit, besonders überall wo es auf Zahlen ankam, verleitet hat; wenigstens beklagten sich hierüber seine Untergebenen und die Steuerpflichtigen. — Seinem ausgezeichneten Fleiße, seinen vielseitigen Kenntnissen, besonders in der Steuerparthie, seiner Gewandtheit, Offenheit und seiner Uneigennützigkeit ließ man stets Gerechtigkeit widerfahren. Nachdem er bereits 17 Jahre Dänemark verlassen, ward er noch in den Dänischen Adelstand erhoben, gleichsam als ob man durch seine Standes-Erhöhung den Manen des unschuldig gemordeten Bruders ein Sühnopfer bringen wollte. — Sein Nachfolger war der berühmte Stein, dieser große Mann, dem Preußen später so unendlich viel zu danken hatte, und der in der Geschichte unseres Vaterlandes ewig leben wird. Er war der treue Rathgeber des Königs bei der Wiedergeburt des Landes.

Carl Freiherr v. Stein, der jetzt zuerst der Welt bemerkbar ward, wurde 1775 in Nassau aus einem altadeligen Geschlecht geboren. Er widmete sich der Bergwerkskunde und suchte daher beim Bergwerks-Departement des Preußischen Staats eine Anstel-

lung und erhielt die Bergrathsstelle zu Wetter in der Grafschaft Mark. Stein war höchst kenntnißreich, und seine Thätigkeit unbeschränkt. Diese Verdienste bahnten ihm den Weg zu einer schnellen Beförderung; bald ward er Kammer-Direktor in Hamm, dann Präsident und endlich Ober-Präsident aller Westphälischen Kammern. In diesem Wirkungskreise stiftete er unendlich viel Gutes; er schuf die unfahrbaren Straßen Westphalens in Chausseen um, belebte das Fabrikwesen und den Handel, wobei er schon damals von den nachher allgemein ausgesprochenen Grundsätzen der Gewerbe- und Handelsfreiheit ausging; er organisirte auch die im Jahre 1803 neu erworbenen Westphälischen Provinzen. Nach Struensee's Tode auf dessen Stelle berufen, griff er auch hier mit kräftiger Hand ein und half vielen Mißbräuchen ab. Er war ein Feind der Kabinets-Regierung, und stand daher mit dem Kabinets-Rath Beyme, dessen Einwirkung auf die Verwaltung er nicht ertragen konnte, in stetem Widerspruch. Dies war die Veranlassung, daß er im Februar 1807, und zwar nicht in den gnädigsten Ausdrücken, den Abschied erhielt, und auf seine Güter ging, von welchen er später ehrenvoll wieder als Premier-Minister in den Königlichen Dienst zurück gerufen ward.

Ein feuriger energischer Mann war er strenge aber gerecht. — Sein Aeußeres hatte nichts Anziehendes, vielmehr sehr viel Abschreckendes; er war auch oft rauh gegen seine Untergebenen, aber den-

noch ließen diese seiner makellosen Rechtschaffenheit Gerechtigkeit widerfahren; er litt keinen neben oder über sich, Niemand hatte Einfluß auf ihn; er war ein geborner Premier-Minister. Hatte er ein System angenommen, so führte er es mit unerschütterlicher Beharrlichkeit durch. Alles Schwanken, alles Zaudern, alles Berathschlagen bei wichtigen Staats-Angelegenheiten, die schnelle Entschlüsse forderten, war ihm unleidlich, denn er trieb alles mit energischer Kraft. Kabale und Partheisucht waren ihm im höchsten Grade zuwider. Hätte er die Stelle, welche er 1808 erhielt, schon 1804 bekleidet, so würde der König, seinem Rathe hörend, gewiß mit mehr Entschiedenheit aufgetreten sein.

Wir beschlossen die Abhandlung der politischen Verwicklungen mit der Bemerkung, daß das Ende des Jahrhunderts den König zwang, das Amt Ritzebüttel und Kurhaven in Besitz zu nehmen, um Repressalien gegen die Engländer, welche eine unerhörte Despotie zur See üben wollten, anzuwenden, und daß er sich hiedurch dem Bündniß der nordischen Mächte zum Schutz der Freiheit der Meere anschloß. Der englische Gesandte, Lord Carysford, fragte an, ob Preußen dem Bunde Rußlands, Schwedens und Dänemarks beigetreten sei, erhielt aber durch den Minister Grafen v. Haugwitz in einer Note vom 12. Februar 1801 zur Antwort:

„Der Londoner Hof handle gegen die nordischen Höfe eben so unbillig als übereilt. Die Absicht der Letztern gehe nicht auf Beleidigung anderer, sondern allein auf die Sicherheit ihrer Flaggen und Unterthanen; kein Staat könne die Willkührlichkeit eines selbstgeschaffenen Seerechts, wie das brittische sei, dulden; Niemand habe den Engländern das Recht zugestanden, die Seefahrer friedlicher Nationen vor ihren Richterstuhl zu ziehen, und sich deren Ladungen zuzueignen. Nach so vielfach erneuerten Gewaltthätigkeiten müsse man endlich Gewalt mit Gewalt vertreiben. Nur ein gänzliches Aufheben des Beschlags auf fremde Schiffe werde Preußen bestimmen, der bereits eingegangenen Verbindung zu entsagen."

England suchte Preußen noch immer zu schonen an dessen Freundschaft es ihm zu sehr gelegen schien. Es war nachsichtiger gegen dessen Schiffe, als gegen diejenigen der übrigen Mächte, und es erschien sogar der englische Prinz Adolph in Berlin, um womöglich das gute Verhältniß zwischen beiden Höfen wieder herzustellen, allein fruchtlos; der König hatte einmal sein Wort an Rußland gegeben, blieb den eingegangenen Verpflichtungen treu, ließ, nachdem auf seinen Befehl am 30. März der Minister Graf von Schulenburg den Hanöverschen Behörden erklärt hatte:

„Daß der König sich genöthigt sehe, zur Rächung der erfahrnen Unbill und Abwehrung künf-

tiger Beleidigung der Preußischen Flagge, die Mündungen der Elbe, Weser und Ems zu sperren, und zugleich die deutschen Erblande des Königs von England in Besitz zu nehmen; das hanöversche Heer sei aufgelöst, diejenigen, welche bei den Fahnen bleiben, würden an bestimmte Orte gelegt werden, und hätten dort ihr Loos zu erwarten, der übrige Theil des Landes sammt der Festung Hameln müsse den Preußen übergeben, und die preußischen Truppen auf Kosten des Landes verpflegt werden."

am 3. April 24000 Preußen in Hanover einrücken. Zu gleicher Zeit ward Bremen, Holland und Oldenburg besetzt und Hamburg und Lübeck mußten dänische Garnison einnehmen.

Diese Besetzung brachte dem Handelsstande einen unendlichen Schaden; das handeltreibende Publikum hatte einen solchen Schlag nicht vorhergesehen, und eingeschläfert durch die Schonung, welche England gegen die Preußischen Handelsschiffe beobachtet, ungestört seinen Handel getrieben.

Es befand sich ein großer Theil der Preußischen Schiffe theils auf der See, theils in englischen Häfen, welche jetzt die Rache der Engländer erfuhren.

Nach der Besetzung von Hanover verließ der englische Prinz Berlin; die bis dahin bewiesene Schonung hörte auf, und alle Preußischen Schiffe, welche in englischen Häfen lagen, oder auf der See angetroffen wurden, wurden mit Beschlag belegt und aufgebracht.

Die Gründe, welche den König zur Besetzung von Hanover veranlaßten, sind noch nicht ganz enthüllt; wahrscheinlich sah er sich zu dieser Maaßregel bewogen, weil Oestreich und Frankreich einen Separat-Frieden zu Lüneville abgeschlossen hatten, der Krieg zwischen Frankreich und England fortdauerte, und er besorgte, daß ersteres die Hanöverschen Lande besetzen möchte, welchem er zuvorkommen und also das Eindringen fremder Völker in das Herz von Nord-Deutschland verhindern wollte. —

Voreilige, und man kann wohl sagen, unverschämte Schriftsteller meinten, (z. B. im politischen Journal,) daß der König Hanover als eine Entschädigung für die jenseits des Rheins abgetretenen Länder hätte behalten wollen. Aber der Glaube an des Königs Rechtlichkeit war zu groß, als daß diese Behauptung nicht sogleich ihre Widerlegung hätte finden sollen.

Ein Kaisermord änderte die Scene. Kaiser Paul war am 24. März von Orlof und seinen Genossen mit seiner Schärpe in seinem Schlafgemach erwürgt worden, und sein Sohn bestieg den Thron. Dieser ergriff sogleich das entgegengesetzte System und suchte die alte freundschaftliche Verbindung mit England wieder anzuknüpfen, welchem Lande nichts willkommener als dies sein konnte. Preußen fand sich hierauf veranlaßt, den nicht weiter gestörten Handel wieder frei zu geben; die Sperre der Weser ward zu Ende des April aufgehoben, und die Besetzung aus dem Ol-

denburgischen Lande im Mai zurück gezogen. Auch Dänemark gab zu Ende Mai Hamburg und Lübeck wieder frei; nur Hanover allein blieb noch besetzt, dessen Räumung Preußen aller Anforderungen ungeachtet, verweigerte.

Unerwartet näherten sich auch Frankreich und England. Am 1. Oktober kamen die Friedens-Präliminarien zu Stande, welchen am 24. März des folgenden Jahres der Friede von Amiens folgte, der dem Seekriege, freilich nur auf kurze Zeit, ein Ende machte. — Jetzt war für Preußen kein Grund mehr vorhanden, Hanover besetzt zu halten, der König ertheilte daher unterm 25. Oktober den Befehl zur Räumung der Hanoverschen Kurlande.

Die Demarcationslinie, welche seit dem Baseler Frieden, also 5 Jahre lang, zur Sicherheit von Nord-Deutschland besetzt gewesen war, hatte mit dem Frieden von Lüneville ihren Zweck verloren, und war am 30. April aufgehoben worden. So schien denn alles auf einen friedlichen Zustand zurück zu kehren, und es kam jetzt nur noch auf die Entschädigungen der Reichsfürsten an, welche ihre überrheinischen Länder an Frankreich hatten abtreten müssen. Die geistlichen Herren sahen ihr Unglück vor Augen, und namentlich hatten die geistlichen Kurfürsten den größten Theil ihrer Besitzungen, da sie jenseits des Rheins lagen, abtreten müssen, aber auch viele der

kleinen weltlichen Fürsten und besonders die Reichsstädte fürchteten, daß die Mächtigern sie verschlingen würden.

In dieser Zeit der Ungewißheit starb der Kurfürst von Köln und Bischof von Münster, Maximilian Franz Xaver Joseph, Erzherzog von Oestreich. Sobald dieser Todesfall bekannt ward, erklärte der König am 15. August 1802 dem Reichstage in Regensburg und dem Hofe in Wien, daß die bevorstehende Veränderung der deutschen Reichsverfassung jetzt nicht gestatte, erledigte Stifte und Bisthümer zu besetzen, und legte eine gleiche Protestation bei den wahlberechtigten Dom-Kapiteln ein; doch letztere säumten nicht und wählten, dieser Protestation ungeachtet, übereilt am 9. September den Erzherzog Anton Victor zum Fürst-Bischof von Münster. Die Wahl fiel auf diesen, einen Bruder des Kaisers, weil sie in der Ernennung eines Prinzen aus einem mächtigen Hause die Bürgschaft für das Bestehen des Domstifts zu finden hofften.

Der König, erzürnt über diesen Widerspruch, erklärte dem Reichstage:

„er wundre sich höchlich über die übereilte Beendigung des Wahlgeschäftes, da man nicht einmal den vierten Theil der gesetzmäßigen Erledigungszeit des bischöflichen Stuhls verstreichen lassen, fast noch mehr befremde ihn die Nichtbeachtung seiner wohlgemeinten Absicht und der geringe Werth, den man auf die Er-

haltung eines friedlichen Einverständnisses mit ihm lege; sein Benehmen werde sich nun nach demjenigen der Glieder des Domstiftes richten; den neuen Bischof anzuerkennen sei er weit entfernt, er protestire vielmehr gegen dessen Ernennung."

Aehnliches und noch Härteres erklärte der an das Kapitel abgeordnete Gesandte von Dohm am 18. September, als er Münster verließ. Dieses widersprach, obwohl demüthig; das Dom-Kapitel des Erzstifts Köln, welches in Arnsberg versammelt war, wählte, diese Protestation aber eben so wenig achtend, unterm 7. Oktober denselben Erzherzog Victor Anton zum Erzbischof von Köln.

Oestreich nahm sich Anfangs seines Erzherzogs an und billigte die Wahl; als aber der König mit kriegerischen Demonstrationen drohte, und Frankreich eine ähnliche mißbilligende Stimme hören ließ, erklärte es durch seinen Gesandten, den Grafen Stadion in Berlin, daß der Erzherzog sein Bisthum nicht antreten und den Entschädigungen der deutschen Fürsten durch geistliche Länder nicht in den Weg treten wolle; der Kaiser beharre nur allein auf das Fortbestehen der drei geistlichen Kurfürsten.

Der König ließ darauf erwiedern, die Wahl des Bischofs, als eines bloß geistlichen Oberhirten, wolle er geschehen lassen, und über das Bestehen der drei geistlichen Kurfürsten, würde man sich schon einigen. So ward denn dieser Streit über die Erz-

und Bischofs=Wahl von Köln und Münster für den Augenblick vertagt.

Inzwischen saß der Reichstag=Ausschuß in Regensburg, welcher die Entschädigungs=Angelegenheiten ordnen sollte, unthätig und rathlos, wußte weder hin noch her, und selbst Oestreich, welches doch das deutsche Reich in dieses Unglück verwickelt hatte, ließ die Fürsten ohne Hilfe; auch war es durch den letzten Krieg zu erschlafft, um kräftig auftreten zu können. Friedrich Wilhelm hielt es daher für nöthig, den gordischen Knoten zu zerhauen. Nachdem er sich mit Frankreich über seine Entschädigung verständigt, und deshalb eine förmliche Uebereinkunft geschlossen, und nachdem er sich im Juni 1802 zu Memel in der bereits erzählten Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander besprochen, eröffnete er, bereits von Königsberg aus, unterm 6. Juni in einer feierlichen Erklärung der Reichs=Deputation seinen Willen, fürs Erste das Bisthum Hildesheim und die Stadt Goslar besetzen zu wollen. Gleichzeitig überreichten Frankreich und Rußland, als Vermittler, der Reichs=Deputation einen förmlichen Entschädigungs=Entwurf. Ohne die weitern sich in die Länge ziehenden Debatten über denselben abzuwarten, schritt der König zur That, und erklärend, daß er die ihm darin zugedachten Lande nur vorläufig besetze, und sich dann erst als ihren rechtmäßigen Herrn betrachten würde, wenn Kaiser und Reich ihn als solchen anerkannten, ließ

er sein Heer vorrücken und allmählig von nachbenannten Ländern Besitz nehmen.

Die Bisthümer Hildesheim und Paderborn gingen als weltliche Fürstenthümer an Preußen über, ferner die Stadt und das Gebiet Erfurt nebst dem Eichfelde, ehemals Kur Mainz gehörig. Dann verloren die freien Reichsstädte Mühlhausen, Nordhausen und Goslar ihre Selbständigkeit, die Reichs-Abteien Quedlinburg, Herford, Elten, Essen, Werden nebst der Probstei Kappenberg mußten den Preußischen Scepter anerkennen, ferner wurden die Stadt Münster und der südliche Theil dieses Bisthums unter Preußens Adler-Fittige genommen. Endlich erhielt Preußen kleinere Theile der Bisthümer Bamberg und Würzburg zur bessern Abrundung und trat dagegen an Baiern einige Aemter im Anspach- und Baireuthschen ab.

Freilich hatte sich Preußen hiebei gut vorgesehen, es hatte vielleicht 42 Geviertmeilen mit 172,000 Einwohnern und einem Einkommen mit Einschluß der auf 300,000 Thaler veranschlagten Rhein- und Maaszölle von 895,749 Thaler abgetreten, und bekam auf 241 Geviertmeilen 600,000 Seelen und 1,430,000 Thaler Einkünfte wieder, so daß es also einen Ueberschuß von 199 Quadratmeilen, 428,000 Einwohner und 534,251 Thaler Einkünfte erlangte, wodurch ihm der Ersatz für die aufgewandten Kriegskosten geleistet werden sollte. — Unter Preußischer Verwaltung gewährte dieser Zuwachs noch ein viel

höheres Einkommen, auch waren diese Länder großer Verbesserungen fähig. Der Reichstag und Oestreich verweigerten noch immer die Genehmigung zu diesen Beschlüssen zu geben, welche ihm Rußland und Frankreich aufdrangen. Dem Könige war dieser rechtlose Zustand unangenehm, und er ließ daher durch seinen Gesandten in Regensburg eine sehr ernste Sprache führen und anrathen, sich in den Willen der vermittelnden Mächte zu fügen, und diesem gemäß den Entschädigungsplan anzunehmen. Diese Vorstellungen wirkten, denn am 25. Februar 1803 kam der Reichs-Deputations-Schluß zu Stande, und erhielt die kaiserliche Genehmigung. Hierdurch ward der Erwerb dieser Lande für Preußen anerkannt, und die Sache war abgethan. —

Bonaparte suchte inzwischen seine Macht immer weiter auszudehnen, er war nicht mehr Ober-Konsul auf zehn Jahre, sondern hatte sich seit dem 2. August 1802 auch auf Lebenszeit wählen lassen, und den 18. Mai 1804 ward er sogar Erb-Kaiser der Franzosen, unter dem Namen Napoleon I. Sein Einfluß beherrschte alle Mächte und griff täglich immer mehr um sich. — Holland konnte sich der Bevormundung Frankreichs nicht überheben, die Schweiz und Ligurien waren nur als französische Provinzen zu betrachten, Spanien wagte nicht seine Stimme gegen den neuen Machthaber geltend zu machen. Von Italien riß er Piemont im Herbst 1802 ab, und vereinigte es mit Frankreich; dabei war eine Rührigkeit im

Lande, die ungeheuer war. Man baute Flotten, man bildete das Heer aus. —

Die Engländer allein standen unantastbar da, aber sie fühlten auch, daß dies nicht lange dauern könne, schon bereuten sie ernsthaft den Frieden von Amiens geschlossen zu haben, der sie um alle Früchte ihrer zehnjährigen Anstrengung brachte, und kaum war ein Jahr vergangen, als die alten Feindseligkeiten zwischen Frankreich und England auch schon wieder ausbrachen. Napoleon sammelte unzählige Böte bei Calais und Boulogne und schien England mit einer Landung bedrohen zu wollen. Dieses Land hatte aber außerdem noch eine verwundbare Stelle, und zwar Hanover, welches, da es zum deutschen Reichs-Verband gehörte, eigentlich als neutral betrachtet werden mußte. Ein Angriff auf dieses Land war eigentlich eine feindselige Handlung gegen Deutschland. Napoleon ließ dennoch eine kleine Armee unter Mortier aufbrechen, um Hanover zu besetzen; die Hanoveraner wandten sich in ihrer Noth an Preußen, und baten um dessen Schutz. Vor acht Jahren hatte Preußen solchen durch die Demarcations-Linie dem Lande verliehen, vor zwei Jahren hatte Preußen es besetzt, damit solches nicht von Frankreich geschehen könne, und man hoffte von dem Könige jetzt eine ähnliche Maßregel. Friedrich Wilhelm war nicht abgeneigt, den Bitten der Hanoveraner nachzukommen, aber er knüpfte daran eine Bedingung.

Noch immer setzten die Engländer nämlich ihre Despotie auf dem Meere fort, und der König erklärte sich bereit, Hanover nur zu schützen, wenn die Engländer seinen Schiffen freie Fahrt gönnen wollten. Letztere lehnten solches ab und nun erfolgte am 4. Juni die Besetzung Hanovers durch die Franzosen; das kleine Hanöversche Heer löste sich auf und das Land ward den Franken Preis gegeben, welche denn auch nicht säumten, es durch alle Arten von Kontributionen und Requisitionen zu Grunde zu richten. — Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn Preußen die Beschirmung Hanovers nicht von dieser so schnöde zurück gewiesenen Bedingung abhängig gemacht, sondern solche auch ohne dieselbe bewirkt hätte. Nun die Bedingung einmal gemacht und zurück gewiesen war, konnte Preußen nicht mehr einschreiten und Hanover besetzen, ohne offenbar feindselig gegen Frankreich zu verfahren.

Die Uneinigkeit zwischen den Mächten hat eigentlich Napoleons Größe befördert, denn er rieb jede Macht nun einzeln auf, was nicht geschehen konnte, wenn treulich alle für einen und einer für alle gestanden, und sich seiner Eroberungssucht gemeinschaftlich entgegen gestellt hätten. Die Folgen der unterlassenen Beschirmung Hanovers, waren für Preußen sehr nachtheilig. — Die Engländer sperrten sofort die Weser und Elbe, und hemmten so den Verkehr Preußens; nicht minder geschah dies von den Franzosen, indem sie kein englisches Gut mehr in

jene Ströme eingehen ließen; vorzüglich erhielt hiedurch der schlesische Leinwandhandel einen großen Stoß. Umsonst unterhandelte der König mit Napoleon und mit dem Hofe von London; der Ober-Konsul gab die Weser und Elbe dem englischen Handel nicht frei, und England machte die Aufhebung der Blokade dieser Ströme wiederum davon abhängig.

Friedrich Wilhelm erfuhr sehr schmerzlich, daß er bei aller Willfährigkeit gegen Napoleon denselben nicht zu einer geringen Erwiederung vermögen konnte. —

Die Besetzung Hanovers hatte eine wichtige Veränderung im Preußischen Kabinet zur Folge. — Haugwitz hatte bis dahin immer gestrebt, daß Frankreich und Preußen sich nähern sollten; die Besetzung Hanovers zeigte dem Könige, welche Gefahr der Neutralität des nördlichen Deutschlands drohte, und daß der Rath des Grafen von Haugwitz nicht ersprießlich gewesen war. — Der König bekam eine andere Ansicht von seiner politischen Lage, wobei der Freiherr von Hardenberg wohl einen großen Einfluß geübt hatte. Seine Bekanntschaft mit allen politischen Verhandlungen, seine Verbindungen und seine Talente gaben der Meinung dieses Mannes ein bedeutendes Uebergewicht. — Haugwitz hingegen, der aus inniger Ueberzeugung für seine Meinung eingenommen war, konnte sie nicht aufgeben, und sein friedlicher Charakter erlaubte ihm kein festes Auftreten gegen Hardenberg. Unter dem Vorgeben,

daß er sich unpäßlich befinde, sich von den Anstrengungen des Königlichen Dienstes erholen müsse, bat er um Urlaub, begab sich auf seine Güter und räumte Hardenberg den Platz ein, der mit dem vollsten Vertrauen seines Monarchen nun Haugwitzens Stelle einnahm.

Hardenberg trat jetzt entscheidend in der Leitung der politischen Angelegenheiten auf, und es ist nöthig, daß wir jetzt diesen ausgezeichneten Staatsmann der neuern Zeit, dem wir so unendlich viel zu danken haben, etwas näher kennen lernen.

Carl August, Freiherr zuletzt Fürst v. Hardenberg, ein unvergänglicher, glänzender Name, von welthistorischer Bedeutung, wie wenige andere; unvergeßlich unserem Vaterlande und allen Völkern, die mit ihm das gleiche Schicksal hatten, unter dem Druck der französischen Tyrannei zu seufzen; theuer und bedeutungsvoll allen, die Preußens Verdienste in jenem Befreiungskampfe anerkennen, und an seine hohe Bestimmung glauben. Hardenberg stammt aus dem alten Hanöverschen Geschlechte der Hardenberge, das seine Ahnen bis ins 11te und 10te Jahrhundert hinaufzählen kann. Die Burg Hardenberg bei Göttingen ist ihr Stammsitz, und immer standen die Edlen v. Hardenberg bei den Herzögen v. Braunschweig in einem großen Ansehen. Er war zu Hanover 1750 den 31. März geboren. — Sein Vater war hanöverischer Feldmarschall, ein Held des siebenjährigen Krieges und Waffengefährte von Ferdinand

von Braunschweig. Wer sein Erzieher in seiner Jugend gewesen, ist unbekannt, aber er muß sich einer sehr sorgfältigen Erziehung und eines höchst verständigen Unterrichs erfreut haben, da er durch Schärfe des Urtheils bei gründlicher Einsicht und reichem Wissen, schon in seiner Jugend, sich auszeichnete, und damit ein höchst feines gemessenes Benehmen ohne Anmaßung und eine edle körperliche Haltung verband.

Seine Studien, bei welchen er sich dem Kameralfach und der Jurisprudenz widmete, begann er in Göttingen, und vollendete sie in Leipzig. Von allen Lehrern zeichnete er den berühmten Pütter aus. Dieser große Lehrer des Staatsrechts legte bei ihm den Grund in seinem Fache, welches er mit aller Liebe bearbeitete und studirte; die Theorie, welche ihm jener vortrug, hat er als Praktiker späterhin zur Bewunderung der Welt ausgeübt. Pütter erkannte seinen Werth schon früh, denn er sagte von ihm, als er noch Student war: wenn Herr v. Hardenberg nicht einmal Minister an einem großen Hofe wird, so kommt er nicht auf seinen rechten Platz.

Von der Academie zurückgekehrt, arbeitete er in seinem Vaterlande im Fache der Justiz und der Verwaltung, und ward bald Kammer-Rath. Indessen war ihm noch das amtliche Leben zu enge, er nahm seinen Abschied und ging im Jahre 1773 auf Reisen. Nachdem er England, Frankreich, Deutschland und Holland gesehen, begab er sich nach Wetzlar. Dort war eben die Visitation des Reichs-Kam-

mer=Gerichts durch Kaiser Joseph angeordnet; eine Menge von jungen geistvollen Männern fand sich daselbst zusammen, und suchte bei den hierher gekommenen großen Juristen Belehrung, und auch hier ließ v. Hardenberg keinen Augenblick vorübergehen, um seine Kenntnisse zu erweitern.

Zu einem gleichen Zwecke begab er sich nach Regensburg, an den Sitz des jetzt hochseligen Reichstags; man betrachtete diesen als die Academie der Geschäftskunde, und von Hardenberg verweilte dort ein Jahr.

Dann ging er nach Berlin, um Friedrichs II. Regenten=Grundsätze und die trefflichen Einrichtungen seiner Verwaltung näher kennen zu lernen.

Im Jahr 1778 ward er Geheimer=Kammer-Rath in Hanover; indessen entstand ein Zwist zwischen ihm und dem Herzoge von Walis, der ihn veranlaßte, im Jahre 1782 die Hanöverschen Dienste für immer zu verlassen.

Der bekannte Herzog Carl Wilhelm von Braunschweig ließ kein Verdienst unbeachtet und nahm ihn daher willig an, indem er ihn zum wirklichen Geheimen=Rath im Ministerio ernannte, und ihn mit seinem vollen Vertrauen beehrte. — Er war es, der das Testament Friedrich II., welches derselbe in Braunschweig niedergelegt hatte, nach Berlin brachte; hier ward er dem Känige Friedrich Wilhelm II. bekannt, und je länger v. Hardenberg, dieser schöne und talentvolle Mann, als Botschafter

sich in Berlin aufhielt, je mehr stieg die Zuneigung des Königs für ihn, die er auch bald bethätigte.

Carl Alexander, der letzte Markgraf von Anspach und Baireuth, wollte, wie wir schon erzählt, im Jahre 1790 die Regierung zu Gunsten Preußens niederlegen, und überließ dem Könige, ihm einen Minister nach seinem Sinn zu senden, welcher das Land regierte, bis der Abtretungs-Vertrag förmlich abgeschlossen sei. Des Königs Wahl fiel auf den Freiherrn v. Hardenberg. Er erbat ihn sich von dem Herzoge von Braunschweig. Als dieser einwilligte, und ersterer die Stelle annahm, sandte der König denselben zu dem Markgrafen, der ihn in seine Dienste nahm. Wenige Monate nur war er dessen erster Geheimer-Rath; schon am 16. Januar 1791 ward der Abtretungs-Vertrag unterzeichnet, und v. Hardenberg im Mai zum Königl. Preuß. wirklichen Geheimen Staats-, Kriegs- und dirigirenden Minister ernannt, in den Staats-Rath eingeführt, und mit der Leitung der Angelegenheiten in den fränkischen Fürstenthümern beauftragt. Im Februar 1792 empfing er Namens des Königs die Erbhuldigung und führte dort die Preußische Verfassung ein. — Bald ward er auch Ritter des rothen Adler-Ordens und Preußischer Kabinets-Minister. — Als der Krieg mit Frankreich ausbrach, rief ihn der König zur Armee, wo er für deren Verpflegung sorgte, und manche politische Angelegenheit bearbeitete.

Im Jahr 1795 als Graf Golz in Basel un-

erwartet mit Tode abging, sandte ihn der König dorthin, wo er mit Barthelemy, dem Gesandten der französischen Republik, die vom ersteren angefangenen Friedens-Unterhandlungen fortsetzte, und unterm 5. April 1795 durch den Abschluß des Baseler Friedens dem Preußischen Staate Ruhe und Hilfe in seinen Finanz-Verlegenheiten schaffte. Der König verlieh ihm als Lohn den schwarzen Adlerorden.

Jetzt setzte er die Verwaltung der fränkischen Fürstenthümer fort, welche um so schwieriger war, als sie dem Kriegsschauplatze nahe lagen, und öfter französische Truppen-Durchmärsche leiden mußten, welche zu gestatten Preußen im Baseler Frieden sich verbindlich gemacht hatte. Dennoch brachte er die Organisation der Länder auf Preußischen Fuß zu Stande, mediatisirte die dortige Reichs-Ritterschaft und beseitigte mit den benachbarten Fürsten eine Unzahl von Grenzstreitigkeiten, so wie er auch mehrere zum Arrondissement des Landes dienende Verträge über Länder-Umtauschungen mit den Nachbarn abschloß. —

Bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. ward er nach Berlin berufen, die verschiedenen Administrations-Departements wurden verschmolzen, und v. Hardenberg leitete von hier aus die Verwaltung der fränkischen Fürstenthümer.

Im Jahre 1800 erweiterte sich sein Wirkungskreis, denn er erhielt nach des Ministers v. Werder Tode, auch noch das Magdeburg-Halberstädtsche De-

partement und nach Heinitzens Ableben das Departement von Westphalen und Neufchatel, und die Kuratel über die Kunst- und Bau-Akademie.

Als im Jahre 1803 v. Haugwitz sich von den Geschäften zurückzog, übernahm v. Hardenberg, der schon längst Kabinets-Minister gewesen war und in dem Kabinet die öffentlichen Landeshoheits-Angelegenheiten neben dem fränkischen Departement bearbeitet hatte, auch die Leitung der politischen Angelegenheiten, welche Stellung um so wichtiger war, als zu jener Zeit Berlin und der Berliner Hof als der Mittelpunkt aller Verhandlungen der europäischen Mächte betrachtet ward. Jetzt neigte sich das Kabinet, der Stimme des Volks nachgebend, welches längst Frankreich haßte, mehr auf die englische Seite, jedoch behielt Hardenberg noch aus Achtung für das System seines Vorgängers, und weil auch der König dafür auf das Höchste gestimmt war, dasjenige der Neutralität bei, bis die rücksichtslose Verletzung des Preußischen Gebiets durch die Franzosen beide nöthigte, mit ihrer wahren Gesinnung hervor zu treten.

Nach dieser Abschweifung, durch welche wir diesen Mann auf den Standpunkt hingeführt haben, auf welchem er zuerst als einflußreich auf die äußern politischen Verhältnisse erscheint, kehren wir zu dem Gange der Begebenheiten zurück.

England sah sich nach Hilfe um, die Möglichkeit einer Landung der Franzosen von Boulogne aus ward immer drohender, und es konnte nur durch ei-

nen-Krieg auf dem festen Lande von diesem nahe bevorstehenden Angriff in dem eigenen Lande gerettet werden. — Es wandte sich an Rußland, da bei Preußen, dem von dem Könige angenommenen System zufolge, nichts zu hoffen stand und Oestreich zu entkräftet schien. —

Der junge feurige Kaiser von Rußland war erbittert über den Eingriff Napoleons in die Rechte des deutschen Reichs, wo Ruhe und Ordnung durch seinen Einfluß wieder hergestellt war; Rußland verlangte gleichfalls die Oeffnung der Weser und Elbe, es begehrte die schon so lange verzögerte Entschädigung des Königs von Sardinien, dem man Piemont abgenommen hatte. — Als aber Napoleon auf eine freche Weise, das Gebiet des Markgrafen von Baden verletzte, dort am 15. März 1804 den Prinzen von Enghien aufheben, und dann bei Vincennes erschießen, als er sich selbst am 18. Mai zum Kaiser ausrufen ließ, da faßte Alexander den höchsten Widerwillen gegen seine ungezähmte Herrschsucht, und der Krieg ward beschlossen.

Auch Schweden ward von England aufgeregt. Sein König Gustav IV. Adolph, ein rechtlicher Mann, aber sonst höchst überspannt, und fast als abentheuerlich zu bezeichnen, noch träumend von der Macht Gustav Adolph's und daher seine und seines Landes Kräfte weit überschätzend, hochfahrend und unbedachtsam, gab sich eine gewaltige Wichtigkeit. Er war nicht minder aufgebracht als Rußland, über den Ueber-

muth Napoleons, und über das Niederschießen des edlen unschuldigen Herzogs von Enghien. Er erklärte dem französischen Botschafter Caillard, daß er außer aller Verbindung mit Frankreich trete, und schloß unterm 3. Dezember 1804 eine Vereinigung mit England, wonach ihm dieses Subsidien bewilligte; er ließ die Festungswerke von Stralsund ausbessern, besetzte es mit Truppen, und eröffnete den Hafen den englischen Handelsfahrzeugen.

Oestreich rüstete sich gleichfalls, denn ihm blühte die Hoffnung auf, die vielfach erlittene Schmach zu rächen. In Böhmen und Mähren zogen sich Armeen zusammen, und näherten sich bald Italiens Bergen.

Preußen behielt noch immer sein abgemessenes Benehmen und war auf die Bewahrung seiner Neutralität bedacht. Diese Gesinnung sprach das Kabinet deutlich aus. Es erklärte namentlich der Freiherr von Hardenberg in einer an den schwedischen Gesandten unterm 24. Dezember übergebenen Note:

„Es sei kaum glaublich, daß ein Bündniß von der Art, wie das Gerücht es sage, zwischen Schweden und Rußland gegen Frankreich bestehe; wie dem aber auch sei, so werde sein König nie zugeben, daß beleidigende Maaßregeln von Pommern aus gegen Frankreich ausgingen.“

Die Noten gingen hin und her, und waren von Seiten Schwedens und Rußlands nicht ohne Bitterkeit abgefaßt. Mit Frankreich schien das Verhältniß

noch immer günstig, Napoleon schickte sieben große Ordensbänder der am 5. Februar gestifteten Ehrenlegion an den König und zur weitern Vertheilung an seine Umgebungen nach Berlin. Friedrich Wilhelm nahm sie an und stellte eine gleiche Anzahl von Bändern des schwarzen und rothen Adler-Ordens zur Disposition des Kaisers, welche demselben in einer feierlichen Audienz von dem Marquis von Luchesini in Mailand überreicht worden, wo sich derselbe gerade befand, um sich als König von Neapel krönen zu lassen. Er trug die Decoration an demselben Tage und nachher bei mehreren feierlichen Gelegenheiten.

Dieses erzürnte Gustav von Schweden, welcher auch Ritter des schwarzen Adler-Ordens war, (Friedrich Wilhelm II. hatte ihm denselben verliehen), und er schickte ihn jetzt mit einem höchst beleidigenden Schreiben zurück, indem er erklärte, daß er es gegen die Ordensgesetze achte, diesen Orden mit dem französischen Kaiser zugleich zu tragen. Hierauf verließ am 29. Mai der Preußische Gesandte Stockholm, und Preußische Truppen rückten an die Grenze von Schwedisch Pommern.

Rußland hegte noch friedliche Gesinnungen gegen Frankreich oder wollte wenigstens sich den äußern Schein geben, daß es der Stimme des Friedens Gehör gebe. Es beabsichtigte, den Kammerherrn Nowosilzof mit Friedens-Anträgen nach Paris zu senden, zu welchem Zweck das Preußische Ka-

binet die nöthigen Pässe bei Napoleon auszuwirken ersucht ward. Diese erfolgten auch sogleich, aber Nowosilzof kam nur bis Berlin, denn hier erfuhr er, daß der Kaiser der Franzosen seine Vergrößerungs-Projecte wiederum ausgedehnt, die ligurische Republik mit Frankreich vereinigt, und sich die Italienische Königskrone aufgesetzt habe, was ihn bewog, die Pässe mit einer nachdrücklichen Note wieder zurück zu geben.

Jetzt ward die fürchterliche Kriegsfackel wiederum angezündet. Oestreich trat unterm 9. August wohlgerüstet dem Bunde Rußlands und Englands bei, die Russen rückten in Galizien ein, die französischen Heere brachen von Boulogne auf und marschirten gegen Oestreich. So ward denn England, welches mit Schrecken einer Landung entgegen gesehen hatte, gerettet.

In dem Preußischen Staate waren zwei Partheien, eine russisch-englische und eine französische. In der Mitte stand der König, der nichts als den Frieden und die Neutralität seines Staates behaupten wollte. Er handelte, so wie überhaupt, so auch in der Politik, stets moralisch und erwartete daher daß auch Napoleon sein Wort, die Neutralität Preußens achten zu wollen, halten werde. — die Armee neigte sich zum Kriege gegen Frankreich, vorzüglich die jungen Offiziere, und an ihrer Spitze Prinz Louis, Sohn des Prinzen Ferdinand. Hardenberg und der größte Theil der Minister hegte eine für England

günstige Stimmung, und wer diese nicht äußerte, entschied sich doch wenigstens dafür, daß Preußen energisch auftreten müsse; der Herzog von Braunschweig, dessen Meinung der König sehr achtete, war nicht kriegerisch gestimmt. Die jungen Beamten wollten das Preußische Staats-Interesse mit dem französischen vereinigen, eben so die alten Staabs-Offiziere, welche die Ruhe liebten.

In einer, in Halberstadt zwischen dem Könige, dem Herzoge von Braunschweig, dem Grafen Schulenburg und dem Minister von Hardenberg gehaltenen Konferenz, ward auch die Beibehaltung des bisherigen Systems beschlossen; denn den König leitete die Ansicht, daß Preußen von Frankreich noch nicht beleidigt sei, daß letzteres vielmehr Preußen bei der Abfindung im Jahre 1803 bestens unterstützt habe. Er habe also keinen Grund zum Kriege, außerdem habe die Verbindung mit Oestreich im Jahre 1793 keinen Segen gebracht, und eben so wenig habe Rußland, bei der zweiten Coalition, von Oestreich Unterstützung gefunden. Gerechtigkeit und Klugheit forderten daher, daß man sich strenge auf die eigene Vertheidigung beschränke, und sich partheilos gegen die kriegführenden Mächte verhalte.

Hätte der König damals eine entscheidende Parthei für England und Rußland, oder für Frankreich genommen, so würde es zu keiner Gefangennehmung der Oestreicher bei Ulm, zu keiner Schlacht von Austerlitz gekommen, und im nächsten Jahr nicht Preu-

ßen an den Rand des Verderbens gebracht worden sein; denn erklärte er sich für Frankreich, so würde Oestreich und Rußland den Frieden gesucht haben, erklärte er sich aber für Rußland, Oestreich und England, so würden die Franzosen nicht haben so tief in Deutschland eindringen können, um das Macksche Corps Oestreicher zu umgehen, ehe die Russen ihnen zu Hilfe eilten. Doch wer weiß, warum es so kommen mußte!

Die Verlegenheiten für den König wurden bei diesem angenommenen System immer größer. Rußland und Schweden wollten von Pommern aus, den Händen der Franzosen Hanover entreißen, da diese das arme Land bis aufs Blut aussogen. Preußen aber hatte sich gegen Frankreich verbindlich gemacht, von dieser Seite keinen Angriff auf Hanover zu dulden, und dafür von Napoleon zu Gunsten des unglücklichen Landes die Verminderung der in demselben aufgestellten französischen Truppen erlangt. — Rußland meinte dagegen, daß es dieses Uebereinkommen nicht zu achten habe, weil es bei der Landung und dem Marsch von Stralsund nach Hanover den Preußischen Boden nicht berührte.

Rußland sandte den General Buxhöwden nach Berlin und verlangte die Erlaubniß des Durchmarsches für seine nach Oestreich eilenden Völker durch Schlesien. Unmöglich wollte man Preußen durch dieses ungebührliche Ansinnen beleidigen oder konnte man es für so schwach halten, daß es diesem Sy-

stem entgegen, eine Verletzung der Neutralität gestattete. Man hielt vielmehr wohl dafür, daß es nur eines Anstoßes bedürfte, um den König zu bewegen, ebenfalls gegen Frankreich aufzubrechen. — Friedrich Wilhelm blieb aber seinem Systeme treu, und indem er diesen Antrag ablehnte, ließ er Truppen an die Grenze rücken, um den Russen den Durchmarsch mit Gewalt zu verwehren, und endlich sogar, um seine Neutralität zu schützen, seine ganze Armee schlagfertig machen.

Aber der Schlag, der sein System vernichtete, kam unerwartet von einer ganz entgegengesetzten Seite her; es war Bernadottes Verletzung der Neutralität Preußens in dem erzwungenen Durchmarsch durch die fränkischen Fürstenthümer. Der König hatte längst eingesehen, daß man diese durchaus abgesonderten Besitzungen bei einem solchen Kriege, wie der bevorstehende, gegen absichtliche oder unabsichtliche Verletzungen nicht schützen könne, und war daher der Meinung gewesen, daß man, um alle Verwickelungen und allen Anlaß zum Hader zu vermeiden, dieselben gerade zu allen kriegführenden Theilen öffnen, und nur verlangen solle, daß sich kein Theil darin festsetze, und Keiner Requisitionen darin ausschreibe, sondern alle Lieferungen baar bezahlt würden. Diese weise Ansicht ward von seinen Rathgebern, welche noch immer der Nimbus, der von Friedrichs Zeiten um Preußens Größe glänzte, verblendete, nicht unterstützt; man

hielt es hier für unmöglich, daß sich jemand unterstehen könne, das Preußische Gebiet zu übertreten, und erklärte es daher für unverletzlich. Der König gab endlich ihrer Meinung nach, um dem Vorwurf der Schwäche zu entgehen. Inzwischen waren die Oestreicher vorgedrungen, hatten Baiern, welches sich mit Frankreich vereinigt hatte, erobert, und standen Ende September bei Ulm und Memmingen die Ankunft der Russen erwartend.

Napoleon stürzte sich auf sie mit Blitzesschnelle, seine Völker eilten in sechs Heerhaufen von Boulogne herbei; das siebente war das Corps von Bernadotte, welches in Hanover stand. — Sein Plan war die Oestreicher zu umgehen, und sie zu vernichten, ehe die Russen herankämen. Zu diesem Zweck mußte Bernadotte, um den Oestreichern in den Rücken zu kommen, den kürzesten Weg wählen, und dieser führte durch die Fürstenthümer Anspach und Baireuth. — Hätte er um die Erlaubniß zum Durchmarsch nachgesucht, die ihm ohnehin abgeschlagen wäre, so wäre der Plan verrathen, und die Zeit versäumt worden; er marschirte also unter Verletzung der ersten Grundsätze des Völkerrechts quer durch die Preußischen in Franken liegenden Staaten; ihm folgten die französischen Heerhaufen von Davoust von Marmont, und die Baiern unter Wrede, so daß über 100,000 Mann durch die Preußischen Staaten, und zwar, nicht ohne Excesse und Plünderungen zu begehen, marschirten. — Der Plan gelang. Die Oestreicher wurden von allen Sei-

ten umgangen, bei Nördlingen geschlagen, bei Ulm eingeschlossen, und gefangen genommen; die herrliche Armee war vernichtet. — Niemals ist wohl ein muthiges und geübtes Heer durch die Unklugheit seines Anführers auf eine schimpflichere Art untergegangen, wie die Oestreicher unter Mack bei Nördlingen und Ulm. So wie die Nachricht von dem Einmarsch des Marschalls Bernadotte in Berlin ankam, war Alles empört. Des Königs rechtlicher Sinn, welcher auf die Versprechungen Napoleons gebaut hatte, war tief verletzt. Hardenberg rieth offen zum Kriege, und die Befehle zum Marschieren der Truppen wurden ertheilt. 50,000 Mann unter dem Herzoge von Braunschweig sollten sich in Niedersachsen, 60,000 Mann unter Hohenlohe in Franken, 20,000 Mann unter dem Kurfürsten von Hessen in Westphalen zusammenziehen, ihnen sollten sich die Sachsen, Hessen und Braunschweiger anschließen, eine Reserve-Armee unter Möllendorf ward bei Berlin gebildet; den Russen ward sofort Schlesien zum Durchmarsch eröffnet, und sie auf Kosten Preußens verpflegt, die Truppen an der Weichsel bewegten sich in Eilmärschen nach Westen.

Man weiß nicht, wie Napoleon diese Gewaltthätigkeit vertheitigt hat. Der König ließ aber am 14. Oktober eine ernsthafte Note dem französischen außerordentlichen Gesandten General Düroc und dem bevollmächtigten Minister Laforest übergeben, des Inhalts:

„Der König wisse nicht, ob er sich mehr über die ausgeübten Gewaltthätigkeiten der Heere Frankreichs, oder über die unbegreiflichen Gründe, womit man sie zu rechtfertigen versuche, verwundern solle; Preußen habe seine Neutralität erklärt, allen seinen Verbindlichkeiten gegen Frankreich, deren ganzer Vortheil auf Seiten des Letztern sei, nachgelebt, hiebei die größten Opfer gebracht, und diese unveränderte Redlichkeit, und treu bewahrten Verhältnisse — wie habe man sie vergolten, u. s. w. Da der Kaiser der Franzosen die zwischen ihm und Preußen stehenden Verpflichtungen als ohne Werth unter den jetzigen Umständen anzusehen scheine, so betrachte sich der König nunmehr ebenfalls, als frei von jeder dem jetzigen Augenblick vorangegangenen Verpflichtung. Nichts desto weniger werde es sein einziger Wunsch sein, aus allen Kräften zur Wiederherstellung des Friedens in Europa auf einem dauerhaften Fuße beizutragen. Allein von allen Seiten in seiner großmüthigen Absicht gestört, könne der König in Zukunft wegen der Sorge für die Sicherheit seines Volkes, sich nur auf sich selbst verlassen. Von nun an ohne Verbindlichkeit aber auch ohne Garantie glaube er seinen Armeen Stellungen einnehmen lassen zu müssen, welche für die Sicherheit des Staats unumgänglich nothwendig seien."

Diese ernste Note ist von Napoleon unbeantwortet geblieben.

Das Volk forderte laut den Krieg, denn es hielt Preußens Ehre verletzt, und fühlte solches tief; man klagte und murrte, daß man sich noch bedenke; im Schauspielhause wurden alle Anspielungen auf den Wunsch des Volkes mit lautem Enthusiasmus aufgenommen, und man vertheilte dort Kriegslieder, welche jubelnd abgesungen wurden. Bei allen Festen, an allen Tafeln trank man auf die Ehre des Vaterlandes, auf den Untergang seiner Feinde; die jungen Offiziere, den Prinzen Louis Ferdinand an der Spitze, sahen sich schon mit Lorbeern geschmückt. Alle meinten, es sei noch wie zu Friedrichs Zeiten, und die Franzosen noch diejenigen von Roßbach. — Wenige dachten an den Feldzug von 1792, an den Aufschwung, den Frankreich seitdem gewonnen hatte, an Napoleon und die kriegserfahrenen Feldherren, die an der Spitze seiner Heere standen, und diese Wenigen wagten es nicht, ihre Besorgnisse zu äußern, aus Furcht, als schlechte Patrioten verschrieen zu werden. Es blieb aber nicht bloß bei einem patriotischen Geschrei, man zeigte auch mit der That, was man wollte.

Die Stände Pommerns, der Marken und Magdeburgs erboten sich von selbst und unaufgefordert, das zur Verpflegung des Heeres nöthige Getreide und Mehl unentgeltlich zu liefern. Alle andere Bürgerklassen schlossen sich diesem Beispiele an und wett-

eiferten mit Anerbietungen von Gaben, um die Lasten der Ausrüstung der Armee zu erleichtern. Sie gingen sogar über ihre Kräfte hinaus, denn die Kurmark allein erbot sich zu einer Lieferung von 250,000 Scheffel Roggen. Dies geschah zu einer Zeit, wo das Land so eben einer Hungersnoth entgangen war. — Aber der König nahm den guten Willen für die That, er lehnte diese Opfer ab, und ließ die Lieferungen zwar auf das ganze Land vertheilen, aber zu angemessenen Preisen bezahlen, damit Niemand zu sehr belästigt werde.

Unter allen Preußen war der König vielleicht der Bedächtigste, und würdigte am richtigsten seine Verhältnisse, sein Heer, seine Bundesgenossen und sein Volk. Daher erklärte er in jener Note noch nicht den Krieg, aber auch er mußte, wie billig, die Stimme seines Volkes berücksichtigen.

Ehe alle angeordnete Maaßregeln ins Leben treten konnten, hatte der Wechsel des Schicksals den Standpunkt der Dinge schon wieder verrückt, denn an dem 14. Oktober, an welchem die oben erwähnte nachdrückliche Note an Duroc und Laforest übergeben ward, erfolgte schon Napoleons Angriff auf Nördlingen, und wenige Tage darauf die Vernichtung des Oestreichischen Heeres.

Inzwischen kam Alexander, welcher die durch die Gewaltthat der Franzosen hervorgebrachte nachtheilige Stimmung des Preußischen Volks und Kabinets nicht unbeachtet ließ, persönlich nach Berlin,

und es erfolgte hier, wie wir in der Darstellung des häuslichen Lebens des Königs erzählt haben, jene Zusammenkunft, in welcher beide das vor drei Jahren in Memel geschlossene persönliche Freundschafts-Bündniß erneuerten. Es ward am 3. November ein Vertrag zu Potsdam unterzeichnet, dessen Inhalt man noch nicht ausführlich kennt, der aber aller Wahrscheinlichkeit nach, den Frieden von Lüneville als Basis der Friedensbedingungen mit Frankreich festsetzte.

Man kam dahin überein, den Kaiser der Franzosen auffordern zu wollen, daß er Sardinien für das entrissene Piemont entschädige, daß er die Schweiz und Holland aus seinen Banden freilasse, und daß Italien einen besondern Fürsten erhielt. Diese Aufforderung sollte der Minister von Haugwitz, welcher aus seiner Zurückgezogenheit hiezu berufen ward, dem Kaiser Napoleon überbringen, denn man hoffte von ihm, da er stets bei demselben in Gunst gestanden hatte, einen großen Einfluß auf seinen Willen. Wenn er diese Vorschläge nicht annehme, so sollte Preußen am 15. Dezember die Feindseligkeiten beginnen. v. Haugwitz reiste wirklich ab, und traf Napoleon bereits bis Brünn vorgerückt, wo sich Alles zur Schlacht rüstete, und er nicht zur Audienz gelangen konnte.

Die Gesandten Frankreichs verließen Berlin. Alexander, nachdem er noch an Friedrichs des Großen Sarge die Freundschafts-Gelübde wiederholt, und den rührendsten Abschied von seinem Königlichen

Freude genommen, ging zur Armee, und der Erzherzog Anton kehrte nach Oestreich, durch frohe Hoffnungen wieder aufgerichtet, zurück.

Sofort gingen die Preußen ins Feld, ein Corps rückte in Hanover ein. Der französische General Bardou, noch ungewiß, ob sie als Freunde oder Feinde kämen, zog sich nach der Festung Hameln zurück. Man rirf das hanöversche Ministerium zurück, und löste die französische Behörde auf. Bald machten die Preußen den Russen Platz, die über Lauenburg verrückten, und diese besetzten unter Tolstoi Hanover. Im Süden rückten die Preußen nach Bauzen vor.

Der König zweifelte noch immer nicht an der Möglichkeit, den Frieden vermitteln zu können, er behandelte die Franzosen mit Schonung, er ließ sogar dem französischen General Bardou, der sich in Hameln eingeschlossen hatte, reichliche Quantitäten von Lebensmitteln liefern.

Aber ein unglücklicher Tag, der 2. Dezember, der Tag von Austerlitz zerstörte alle Hoffnungen des Königs, und zwang ihn, seine Maaßregeln zu ändern. Am 3. November konnte Preußen vielleicht über das Schicksal Europas entscheiden, der 2. Dezember entschied über das Schicksal Preußens. Der Schlag war geschehen, ehe Haugwitz einmal Audienz bei dem Kaiser der Franzosen gehabt hatte, seine Aufträge waren nicht auf den Fall einer Niederlage der Russen gerichtet, an welche Niemand dachte.

Nach der Vernichtung der östreichischen Armee beruhte die ganze Hoffnung der Oestreicher noch auf den Russen, die in hellen Haufen durch Mähren anrückten, eben dahin eilte auch Kutusow, der bereits bis zum Inn vorgerückt gewesen war, und, sich zu schwach fühlend, zurück gehen mußte. Napoleon eilte mit Sturmesgewalt vorwärts, besetzte am 13. November Wien, bemächtigte sich durch eine Kriegslist der Donaubrücke, und folgte den Russen, welche sich bei Olmütz zusammen gezogen hatten. — Drei Kaiser befanden sich bei ihren Heeren, als die Schlacht bei der kleinen Stadt Austerlitz, bis dahin kaum in der Geographie gekannt, und seitdem in der Geschichte unsterblich, begann.

Die Tapferkeit der Russen mußte der Kriegsklugheit Napoleons unterliegen. Umgangen und durchbrochen entgingen ihre Reihen nur durch ihren Heldenmuth der gänzlichen Vernichtung. Der deutsche Kaiser, verzweifelnd daß für sein Reich noch Rettung sei, machte bereits am 4. Dezember Waffenstillstand mit den Franzosen. Alexander, nunmehr ein unnützer Bundesgenosse, kehrte mit seinen Russen zurück, und bald folgte der Preßburger Friede, welcher Oestreich tausend Geviertmeilen und drei Millionen Einwohner kostete.

Noch vom Schlachtfelde kam der Fürst Dolgorucki und der Großfürst Konstantin nach Berlin, und boten dem Könige die noch übrigen russischen Truppen zu sei-

ner Verfügung an, wenn er den Krieg aufnehmen und fortführen wollte.

Nun konnte Napoleon auch die Bedingungen des Friedens für Preußen vorschreiben. Die Preußischen Truppen machten sofort Halt, und wenn gleich noch Haugwitz in einer am 13. Dezember zu Schönbrunn gehabten Audienz von dem Kaiser auf das freundschaftlichste behandelt ward, so war er doch genöthigt, schon am 15. desselben Monats mit dem französischen Minister Talleyrand Verträge abzuschließen, nach welchen zwar das alte Freundschafts-Bündniß erneuert, aber Preußen die Anspachschen Länder an Baiern abtreten, und zum bessern Arrondissement von Bayreuth 20,000 Seelen erhalten sollte. — Außerdem sollte Preußen Kleve, Wesel und Neufchatel an Frankreich zur weitern Disposition überlassen, dagegen aber das Kurfürstenthum Hanover und alle deutschen Lande des Königs von England zur Entschädigung erhalten. — Beide Theile garantirten sich die alten und die neu erworbenen Länder, und die Integrität der ottomanischen Pforte. Der Vertrag ward von dem Minister v. Haugwitz, ohne daß er nähere Instruction einholen konnte, nach seinem eigenen Ermessen abgeschlossen.

Eine Folge desselben war die Berliner Konvention zur Erhaltung der Ruhe im nördlichen Deutschland vom 18. Dezember, ratifizirt zu Paris den 3. Januar 1806.

Beide Verträge sind noch nicht in authentischer

Form zur Oeffentlichkeit gelangt, der Inhalt derselben ergiebt sich nur aus den Angaben derjenigen, welchen tiefere Blicke in die Geheimnisse der Kabinette vergönnt wurden, und aus der Folgereihe der Thatsachen.

Bei der Rückkehr des Ministers v. Haugwitz nahm der König bei seinem, die höchste Moralität auch in politischen Verhandlungen achtenden Sinne Anstand, den Wiener Vertrag vom 18. Dezember 1805, rücksichtlich seiner mit England längst bestandenen und kürzlich neu eingegangenen Verbindungen, zu ratificiren. Hiezu vermochte ihn auch noch die Stimme des Volkes, welches den Krieg mit Frankreich begehrte und sich in einem lauten Tadel über das Benehmen des Ministers von Haugwitz aussprach. Man warf ihm vor, er habe seine Reise absichtlich verzögert, er habe sich von Napoleon hinhalten lassen, bis der Schlag bei Austerlitz geschehen sei. Die Krieger zürnten, daß sie ruhmlos zurückkehren sollten zu ihrem Heerde, — der Bürger beklagte die verlorne Ehre des Vaterlandes. Dagegen hatte aber auch von Haugwitz seine Anhänger in den nächsten Umgebungen des Königs. Wenn es von der einen Seite schmerzlich war, alte treue Unterthanen und Landesgenossen aufzuopfern, so konnte man doch auch nicht übersehen, welche zusammenhängende Grenze, und welche dem Preußischen Staate so nothwendige Abrundung derselbe durch die Einverleibung von Hanover erhielt. — Der König suchte bei diesem

Kampf der Meinungen nach einem Mittelwege und glaubte ihn in folgenden Vorschlägen zu finden: Er wollte Anspach, Kleve und Neufchatel nicht eher räumen, als bis der Friede zwischen England und Frankreich hergestellt wäre, und begehrte, daß Napoleon den König von England zur Abtretung seiner deutschen Erblande im Wege des Vertrages, bei dem Abschluß des Friedens vermögen sollte; bis dahin wollte er sie nur militairisch und provisorisch in Besitz nehmen. Seinem Gefühle widerstrebte es, die Länder eines alten Fürstenhauses an sich zu reißen, mit dem er in gar keiner Feindschaft stand. Mit diesen abgeänderten Bedingungen ging v. Haugwitz abermals nach Paris, indessen fanden sie dort keinen Eingang. Napoleons Zweck war es gerade, Preußen mit England zu entzweien, es sollte feindlich gegen das letztere auftreten, und er wollte sich auf diese Weise einen Bundesgenossen erzwingen.

Napoleon bestand auf der augenblicklichen Erfüllung des Vertrages vom 18. Dezember, und es blieb Haugwitz, wenn er den Krieg mit Frankreich vermeiden wollte, nichts weiter übrig, als am 15. Februar noch einen Anhang zum Vertrage mit dem General Duroc, Groß-Marschall des Pallastes, abzuschließen.

Seitdem ward Napoleon immer verletzender, immer nichtachtender, immer gewaltthätiger. — Baiern ward von ihm, von der Abtretung der 200,000 Seelen, welche es zur bessern Abrundung von Baireuth her-

geben sollte, ohne weiteres frei gesprochen. — Der General Beaumont bestand in Folge des von Napoleon erhaltenen Befehls, auf die unverzügliche Räumung von Wesel bis zum 18. März, und daß alle Magazin-Vorräthe und alles Kriegs-Material zurückgelassen werden sollten; dagegen nahmen die Franzosen aus Hameln alles mit sich fort, was fortzubringen war.

Mit blutendem Herzen entließ der König die treuen Unterthanen von Neufchatel, von Anspach und Kleve ihrer Pflicht; tief erschüttert durch ihre Trennung vom Mutterlande legten die Anspacher ihre Bitten und ihre Klagen an den Thron des Königs nieder, aber er konnte nur durch ein Bedauern antworten, welches ihm tief aus der Seele kam.

Hanover ward am 14. Februar von den Preußen in Besitz genommen; es wurden die Häfen an der Nordsee und die Ströme, welche sich aus diesem Lande in das Meer ergießen, gegen England gesperrt, und somit förmlich feindlich gegen diese Macht verfahren.

England ertheilte nunmehr Kaperbriefe gegen Preußische Schiffe, nahm sie in Beschlag, wo sie sich vorfanden, und fügte dem Preußischen Handel dadurch einen ungeheuren Schaden zu. Die Kaufleute hatten bei dem Kabinets-Ministerio ausdrücklich angefragt, ob Besorgnisse gehegt werden könnten, daß England die Besitznahme von Hanover als eine feindliche Maaßregel betrachten würde. Man hatte sie

aber mit der Erwiederung vertröstet, daß diese Besetzung nur provisorisch sei, und von England keine Feindseligkeiten zu befürchten wären; es ließen daher die Kaufleute ruhig ihre Schiffe ausgehen, und sie befanden sich theils in englischen Häfen, theils auf der See, als die Engländer das Embargo darauf legten, und die Kaperbriefe ertheilten. Die ganze Handelsmarine des Preußischen Staats ward so auf einmal gleichsam vernichtet.

Endlich erfolgte auch am 11. Juni die förmliche Kriegserklärung Englands gegen Preußen, nachdem der König von England schon am 21. Mai ein förmliches Manifest erlassen, worin er geschichtlich die Begebenheiten der letztern Jahre darstellte, und alle Mächte, insbesondere das Reichsoberhaupt aufforderte, nicht die Maaßregeln durch welche die politische Existenz eines Theils Deutschlands, mithin die Konstitution und die Sicherheit des Ganzen bedroht werde, zu dulden, wobei er zugleich erklärte:

„daß er als Kurfürst von Hanover, sich niemals durch eine Kompensation, oder von sonstigen Vortheilen dahin bewegen lassen werde, dasjenige zu vergessen, was er seiner Würde und der musterhaften Treue seiner hanöverschen Unterthanen schuldig sei, und daß er nie und unter keiner Bedingung jemals in die Abtretung seines Kurfürstenthums willigen werde."

Ein neuer Feind erwachte gegen Preußen in dem Könige von Schweden. Dieser zog seine Trup-

pen zwar bis in das Lüneburgsche zurück, wollte aber dieses Land mit störrischem Eigensinn dem Könige von England erhalten. Er ward mehrfach aufgefordert, das Gebiet zu räumen; der Russische Botschafter rieth dazu; man behandelte ihn mit der möglichsten Schonung, aber umsonst. — Nur erst als die Preußen vorrückten, und es zu einem unbedeutenden Gefechte am Schalsee auf der Lüneburger und Meklenburgischen Grenze kam, zogen sich die Schweden durch das ihnen freiwillig geöffnete Defilee von Neu-Kegel nach Schwedisch-Pommern zurück. Der König von Schweden übermüthig, als ob er nirgends anzutasten sei, blockirte nun die Preußischen Ostsee-Häfen, und ertheilte Kaperbriefe gegen die Preußischen Schiffe,

Der König behandelte ihn noch mit Schonung, ließ zwar Truppen an die Grenze von Schwedisch-Pommern rücken, suchte aber den Streit mit der Feder zu schlichten; der König von Schweden wollte jedoch auf keine Bedingungen eingehen, indem er sich noch immer als den mächtigen Garant der deutschen Verfassung, wie zu Gustav Adolphs Zeiten betrachtete.

Ein Brief, welchen Hardenberg an den englischen Minister Lord Harwesbury, außerordentlichen Gesandten in Berlin geschrieben hatte, ward von der englischen Regierung boshafter Weise unter mehreren Aktenstücken bekannt gemacht; die französische Regierung benutzte solches um den Preußischen Minister durch die Journalisten mit so schmachvollen

Druck von F. Kehse & Sohn in Magdeburg.

KLEIST VON NOLLENDORFF.

Druck a. B. Kehse & Sohn Magdbg.

VON GNEISENAU.

Druck von B. Kühne & Sohn in Magdeburg

BÜLOW VON DENNEWITZ.

VON SCHARNHORST.

Vorwürfe überhäufen zu lassen, unter welchen der der Bestechung von Seiten England's nicht der geringste war, daß der Freiherr von Hardenberg unter diesen Umständen nicht glaubte, seinen Standpunkt länger behaupten zu können. Ungeachtet der König und selbst die Königin ihm ihren Wunsch bezeigten, daß er auf seiner Stelle bleiben möchte, forderte er doch den Abschied, welchen er auch erhielt und begab sich, nachdem er noch eine öffentliche Vertheidigung in den Berliner Zeitungen niedergelegt hatte, auf seine Güter. Haugwitz ward sein Nachfolger und übernahm die alleinige Leitung des Departements der auswärtigen Angelegenheiten.

Hardenberg folgte das allgemeine Bedauern, als er aus der Nähe des Königs schied, denn er war seit dem Abschluß des Wiener Vertrages der eigentliche Mann des Volks gewesen. Man brachte ihm rauschende Vivats, und selbst jene Verunglimpfungen in den französischen öffentlichen Blättern wurden ihm als ein Verdienst angerechnet. Eben so entschieden ward der Tadel gegen Haugwitz laut, welcher sich in mannigfachen Beleidigungen aussprach; auf der Bühne wurden Hindeutungen gemacht, die das Publikum lebendig aufnahm, und auf ihn sichtbar bezog.

Der König hatte bereits im Januar seine Armee demobil gemacht, und nur die Truppen, welche Hanover besetzt hielten, und das Corps in Westphalen standen noch auf dem Kriegsfuß. — Eine Pro-

clamation erklärte der Welt, daß es dem Könige gelungen sei, den Frieden zu erhalten, daß mithin der Zweck erfüllt sei, weshalb er die Truppen zusammen berufen. Zugleich dankte er denselben für die bewiesene Treue und Anhänglichkeit. Unerwartet aber kam im Februar ein Gegenbefehl, welcher anordnete, daß die Märkische, Pommersche und Magdeburgische Inspection auf dem Kriegsfuß bleiben sollte, denn der König fühlte es, daß das Verhältniß mit Frankreich sich nicht so gestalten würde, wie er es gehofft hatte, und hielt es für nöthig, schlagfertig zu bleiben, um jeden Angriff zurückweisen zu können.

Bald erlaubte sich Napoleons Vergrößerungssucht solche Eingriffe in die Verhältnisse der Staaten, daß Friedrich Wilhelm seine Neigung, den Frieden zu erhalten, welche er die ganze unruhige Zeit hindurch, mit den größten Opfern erkauft und überall an den Tag gelegt hatte, niederkämpfen und endlich das gezückte Schwerdt erheben mußte.

Napoleon hatte am Rhein aus Kleve, Jülich und Berg, das Großherzogthum Berg gebildet. — Die Abteien Elten, Essen und Werden waren nach dem Lüneviller Frieden durch den Reichs-Deputations-Schluß von 1805 mit Preußen vereinigt worden, in den spätern mit Frankreich geschlossenen Verträgen waren sie keineswegs der Verfügung Napoleons überlassen. Den Großherzog von Berg gelüstete aber nach ihnen und er machte Anstalt, sie mit seinem Gebiete zu vereinigen, ohne darauf zu achten, daß sie

weder zu dem abgetretenen Kleveschen Gebiet gehörten, noch in den Gränzen der abgetretenen Länder lagen. Alle Gegenvorstellungen waren unnütz. Die Franzosen rückten vor, und Blücher, welcher in Westphalen commandirte, musste, um es nicht zu offenbaren Feindseligkeiten kommen zu lassen, sich zurück ziehen. Es beurkundete dieses Verfahren eine solche Nichtachtung der Rechte Preußens, noch mehr aber der Stellung desselben als einer bedeutenden Macht, daß es den König auf das tiefste verwunden musste.

Jetzt ward den Bewohnern der alten Preußischen Landestheile in Westphalen bange; sie wandten sich an den König und baten um Schutz und um die Gnade, daß sie nicht von Preußen abgerissen werden möchten. Vor allen zeichnete sich die Vorstellung dre Bewohner der Grafschaft Mark aus. Diese Männer, welche stets zu den treuesten Unterthanen des Staats gehört hatten, und ihren Werth als solche fühlten, erinnerten ernst an ihre alte Unterthanen-Treue und an die Zusage des großen Kurfürsten, der sie mit Preußen vereinigte, daß sie niemals von seinen Staaten getrennt werden sollten. — Man sagte, sie hätten eine Kabinets-Ordre Friedrich Wilhelm I. beigelegt gehabt, in welcher dieser in seiner heftigen, seine Ausdrücke nicht wählenden Schreibart, bei Gelegenheit einer ähnlichen Bitte der märkischen Stände, ihr Land nicht zu vertauschen, was bei dem damaligen Stande der politischen Verhältnisse vielleicht möglich war, erwiedert hatte:

„ich müſste verrückt sein, wenn ich meine getreuen Stände der Grafſchaft Mark gegen Mammelucken vertauschen wollte.“

Die Festung Wesel, welche der König zur Disposition Napoleons gestellt hatte, um sie einem Fürsten zuzutheilen, behielt er für sich und vereinigte sie mit dem französischen Reiche, dem geschlossenen Vertrage entgegen. Die Schmach ward immer größer. Preußen hatte eine entscheidende Stimme in Deutschland; war doch von ihm der Fürstenbund ausgegangen. Ohne aber dessen Stimme zu hören, riß Napoleon die westlichen und südlichen Reichsstände, und unter diesen die bedeutendsten, nemlich Würtemberg und Baiern, welche nach dem Preßburger Frieden den Königstitel angenommen hatten, von dem Reichsverbande ab und stiftete eine neue Verbindung unter dem Namen des Rheinbundes, an dessen Spitze er sich als Beschützer stellte. Der Kaiser von Oestreich musste nun die Reichs-Krone niederlegen, welches am 6. August 1806 geschah.

Dieser Beweis der Nichtachtung musste den König empören. Zwar forderte Napoleon ihn auf, einen ähnlichen Bund in Nord-Deutschland zu stiften, und wirklich erließ der König schon Aufforderungsschreiben an die Stände. Aber indem der König hieran arbeitete, vereitelte Napoleon seine Bemühungen, denn er forderte Hessen-Kassel, welches stets mit Preußen so enge verbunden war, auf, auch dem Rheinbunde beizutreten, und versprach demselben dafür Fulda,

das Eigenthum des Fürsten von Oranien, eines Schwagers unseres Königs, als ob er über fremdes Eigenthum willkührlich schalten könne. Den Hansestädten Hamburg, Lübek und Bremen verbot er, dem Preußischen Bunde beizutreten und verhieß denselben, sie unter seinen besondern Schutz nehmen zu wollen.

Den höchsten Verrath gegen den König beging Napoleon aber in den Friedens-Unterhandlungen, welche mit England eröffnet wurden. — Pitt, der unversöhnliche Feind Frankreichs war gestorben, und Fox als Premier-Minister an seine Stelle getreten. Dieser wünschte den Frieden und eröffnete deshalb Unterhandlungen. Lange dauerte der Streit um die Grundlage des Friedens, als welche der zeitige Besitzstand angenommen werden sollte. England ließ sich dieses mit der Ausnahme gefallen, daß Hanover und die übrigen deutschen Besitzungen des Königs von Groß-Brittanien seinem angestammten Herrscher zurück gegeben werden müssten und Frankreich, welches doch diese Länder in dem Wiener Vertrage an Preußen überlassen und den Besitz derselben garantirt hatte, versprach jetzt den Engländern, daß sie ihnen wieder zurück gegeben werden sollten.

Obgleich dieses sehr geheim gehalten ward, so brachte es doch der Preußische Gesandte in Paris, Marquis von Luchesini in Erfahrung, und zeigte solches dem Könige an. Gleiche Nachrichten kamen aus England, und noch dazu mit dem Beisatz, daß nach dem zwischen England und Frankreich am 20.

Juli verabredeten Vertrage, Polen als ein selbstständiges Königreich wieder hergestellt werden, und der Großfürst Konstantin es als König erhalten sollte. Oestreich sollte für die Abtretung seines Antheils an Polen Schlesien zur Entschädigung bekommen. Es kam zu Erörterungen; Frankreich leugnete zwar die Wahrheit dieser Pläne und behauptete, daß sich Luchesini habe täuschen lassen. Es verlangte auch dessen Abberufung, welche der König bewilligte und in seine Stelle den General Knobelsdorf nach Paris sandte. Die Sache war aber doch richtig, denn nach der aufgelösten Verbindung, als der König mit Frankreich brach, theilte die Brittische Regierung ihm selbst die Verhandlungen mit.

Der Eindruck, den dieser schwarze Verrath auf den König und das Volk machte, ist kaum zu beschreiben; man wollte ihn nicht glauben, man leugnete die Möglichkeit und konnte sich diese Verachtung, welche gegen Preußen daraus hervorging, nicht denken. — Nun war der Krieg gegen Frankreich beschlossen. — Eilboten gingen ab, um die Truppen zusammen zu berufen, alle Preußische Feldherren, den Herzog von Braunschweig an der Spitze, sammelten sich um den König und beriethen den Plan des Feldzuges. Magdeburg ward in Belagerungszustand erklärt. — Eine schwache Friedenshoffnung lag noch in der Sendung des Herrn v. Knobelsdorf, der, wie schon gesagt, in Luchesinis Stelle nach Paris gegangen war, aber Niemand konnte sich ihr mit

Zutrauen hingeben. Nun änderten sich auch die Verhältnisse mit den übrigen Mächten. General Krusemark ging nach Petersburg, um mit dem Kaiser Alexander nähere Verabredung zu treffen; die Preußen verließen Lüneburg, und die Schweden rückten ein, die Beschlagnahme der Preußischen Schiffe ward englischer Seits aufgehoben, die Ostsee-Häfen von der Blockade befreit und England eröffnete die Schiffahrt auf der Elbe. So wurden auf einmal, angetrieben durch den gemeinschaftlichen Haß, ohne alle förmliche Aussöhnung, aus Feinden Freunde und sogar Bundesgenossen. —

Napoleon eröffnete den Krieg, der bald sehr ernsthaft werden sollte, durch die Journalisten, welche sich in Schmähungen über die Preußen und besonders über die Preußischen Generale ergossen, sie mit dem Don Quixotte verglichen, der ein Bedürfniß nach Abentheuern fühle u. s. w.

Das Preußische Volk, besonders die Bewohner der Hauptstadt, jubelte darüber, daß endlich losgeschlagen werden sollte. Jede Anspielung im Schauspiel auf die Zeitverhältnisse ward mit dem höchsten Frohlocken aufgenommen, namentlich die Verse in der Jungfrau von Orleans:

Für seinen König muß das Volk sich opfern,
Dies ist das Schicksal und Gesetz der Welt,
Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles, freudig setzt an ihre Ehre.

Die Offiziere des Regiments Gensd'armes wetzten am Abend ihre Säbel vor dem Hause des französischen Gesandten Laforest, welcher überhaupt so viele Zeichen des Volks-Unwillens erhielt, daß seine Lage höchst unangenehm ward.

Von allen Seiten zogen die Truppen heran und drängten sich nach der Elbe und nach der Saale, weil die französischen Heere sich von Franken aus, den Preußischen Gränzen näherten.

Der König begann den Krieg unter den ungünstigsten Umständen. Sie gestalteten sich aber doppelt nachtheilig, wenn man sie mit den Verhältnissen vergleicht, in welchen Preußen im Jahre 1805 das Glück der Waffen versuchen konnte. Damals standen die Oestreicher noch wohlgerüstet dem Feinde gegenüber, und die Russen waren zur nahen Hilfe bereit. Jetzt war Preußen allein; ehe die Russen sich nahen konnten, war vielleicht, und wie es sich auch wirklich ereignete, die Niederlage schon vollendet. — Sachsen schloß sich damals mit großer Freiheit dem Preußischen Interesse an. Es wollte jetzt nur dann demselben beitreten, wenn Preußen sich verpflichtete, die sächsischen Länder zu schützen und Dresden nicht als befestigte Stadt zu betrachten. Nur die Furcht vor dem mächtigen Nachbar zwang die Sachsen, ihr Heer mit dem Preußischen zu vereinigen, aufrichtig treu waren sie ihrem Bundesgenossen nicht.

Die Hessen hatten sogar von Napoleon die Neutralität erlangt, sie rüsteten sich zwar heimlich, aber

auf ihre Hilfe war nur dann zu rechnen, wenn die erste Schlacht glücklich gewonnen ward. — Dagegen stand der ganze Rheinbund Napoleon zu Gebot, welcher dessen zahlreiche Kontingente mit seinem Heere vereinigte. An sich hatte Frankreich schon eine bei weitem größere Kriegsmacht wie Preußen, und nun trat noch diese große Hilfe hinzu. Dabei eröffnete sich der Kriegsschauplatz in der Nähe der Hauptstadt, und da man die Schnelligkeit kannte, mit welcher Napoleon seine Siege zu verfolgen gewohnt war, so konnte man überzeugt sein, daß eine verlorne Schlacht ihm auch den Eingang in das Herz des Landes eröffnen würde. Die Zeit war vorüber, wo die Heere wie in den Kriegen Friedrichs II. sich in einem kleinen Kreise umher drehten, und der Gewinn oder Verlust einer Schlacht dem Sieger wenig Quadratmeilen Landes verschaffte, oder dem Besiegten verlieren ließ, der trotz dem bald wieder gerüstet dem Feinde gegenüber treten konnte.

Betrachtete man die Lage des Preußischen Staats, so waren die Aussichten eben so wenig tröstlich. Der Schatz, welchen der König durch seine weise Sparsamkeit nach dem Tode seines Vaters wieder gesammelt hatte, war bereits bei der zweimaligen Ausrüstung des Heeres unnütz zersplittert. — Schon hatte man überall große Anleihen gemacht, z. B. in Danzig, in Kassel und bei der Bank in Franken. Man hatte sogar schon zu den gefährlichen Mitteln Papiergeld zu schaffen, Zuflucht genommen. Es

wurden zuerst nur fünf Millionen Tresorscheine ausgegeben, aber man hatte sich genöthigt gesehen, diese Summe zu verdoppeln. Friedrich der Große sagte einst: „Zum Kriegführen gehören drei nothwendige Dinge, erstens Geld, zweitens Geld, drittens wiederum Geld," und diese drei Erfordernisse fehlten. — Aber auch im Innern war nur auf die alten angestammten Unterthanen zu rechnen; die Polen warteten nur auf die Gelegenheit, sich loszureißen, eben so haßten die Hanoveraner ihre neue Oberherrschaft.

Selbst wenn das Glück die Preußischen Waffen begünstigte, so konnte Preußen mit seinen geringen Hilfsquellen es nicht auf die Länge mit Frankreich aushalten.

Betrachtete man das Heer und verglich es mit dem französischen, so mußte gerechtes Bedenken aufsteigen, ob es sich mit diesem werde messen können. Zwar konnte man nicht daran zweifeln, daß dasselbe muthig sei, auch befand es sich in einem vortrefflichen Zustande, aber es entbehrte gänzlich der Kriegsübung, wogegen die französische Armee seit einer Reihe von Jahren, stets von Siegen zu Siegen geeilt war. Die jungen Preußischen Offiziere und die Soldaten kannten den Krieg nur aus dem Kriegsspiel bei den Revüen und Manövern, die Französischen hatten das Handwerk seit Jahren practisch erlernt. Dabei war das Preußische Heer durch sein ungeheures Gepäck unbeholfen und schwerfällig, das Französische hingegen leicht und beweglich. — Die

Preußen, das Eigenthum der Bürger achtend, kannten nur die Verpflegung aus den Magazinen, der Franzose kehrte sich daran nicht, ob er Magazine hatte oder nicht, er nahm seine Bedürfnisse, wo er sie fand. — Eben so war die Fechtart verschieden, der Franzose war Meister im Tiraillieren, zwei und zwei Mann bildeten eine kleine Armee und diese Art zu fechten ward noch durch die Beweglichkeit und höhere Intelligenz des Volks erleichtert. Die Preußen hatten wenige Scharfschützen bei jeder Kompagnie, die sie ihnen entgegen stellen konnten, sie kannten nur das Gefecht in Massen. Auf solche Weise hatten die Franzosen ein großes Uebergewicht.

Endlich aber die Feldherren. Die Preußischen Heerführer waren ergraute Heldengreise, von den Schwächen des Alters gedrückt, Reliquien aus der frühern großen Zeit. Unter ihnen entstand gleich Anfangs Eifersucht und Mißtrauen. Der Herzog von Braunschweig war Generalissimus und der Fürst von Hohenlohe kammandirte eine Heeres-Abtheilung. Ersterer verlangte die unbedingte Befolgung seiner Befehle, letzterer war nicht gewohnt zu gehorchen, deutete die erhaltenen Befehle nach seiner Weise aus, und suchte sie seinen eigenen Plänen unterzuordnen.

Der König, ein anerkannt tüchtiger Soldat, mißtraute sich selbst und überließ die Leitung seines Heeres dem Herzoge von Braunschweig, zu dem er ein unbegränztes Vertrauen hatte, weil er im Jahre 1794 dessen Kriegskunst und Kriegserfahrung kennen

gelernt hatte. — Ihm gegenüber stand der junge feurige Napoleon, dessen Genie sich in so vielen Feldzügen erprobt hatte, der bisher aus allen Kämpfen als Sieger hervorgegangen war, stets unüberwunden und beinahe für unüberwindlich gehalten. An seiner Seite seine Marschälle, erprobte Krieger, muthvoll und kriegserfahren, aber was mehr als dies war, mit festen Händen hielt er das Regiment, seine Marschälle waren die unbedingten blinden Vollstrekker seines Willens, ein Wink von ihm war genügend für sie, den ganzen Plan, zu dessen Ausführung sie bestimmt waren, zu erkennen.

Dennoch war das Preußen-Volk nicht ohne Hoffnung des Sieges. Noch krönten die Preußischen Fahnen die Lorbeern, welche sie unter Friedrich dem Großen errungen hatten. Zwar blickte man trübe auf den Feldzug in der Champagne zurück, indessen dachte man: damals wurden die Preußen durch fremde Schwäche und durch die Mißgunst der Heerführer gelähmt, jetzt stehen sie frei und auf sich selbst vertrauend da. Und hatten Möllendorf und Braunschweig nicht Kriegskunst genug gezeigt? hatte sich das Heer nicht mit Löwenmuth geschlagen? Damals hatte man für eine fremde Sache gekämpft, jetzt aber galt es den eigenen Heerd und die heiligsten Güter der Menschen: die Freiheit und Selbständigkeit. Man kämpfte nicht um fremden Völkern ein Joch aufzulegen, sondern um das Unrecht von dem eigenen Lande abzuwehren. Man zählte auf die muth-

volle, an Begeisterung grenzende Stimmung, die in dem Heere herrschte. Sollte aber wirklich das Heer in einer Feldschlacht unterliegen, so würde sich dasselbe doch nicht wie das Oestreichische sofort auflösen und Alles verloren sein, man hatte ja das starke Magdeburg und die Reihe der Oderfestungen, welche dem geschlagenen Heer wiederum einen Stützpunkt gewährten, und so werde man im Kriege von dem Sieger selbst lernen, wie man siegen müsse. — Inzwischen rückten die Russen herbei und in Verbindung mit ihnen konnte man wohl dem Feinde widerstehen. Diese Ansichten, die sich überall laut aussprachen, erhielten den Muth des Volks aufrecht, und mit Vertrauen sah es den vorüberziehenden Kriegern nach.

Der König erwog vielleicht das Zweifelhafte seiner Lage am richtigsten. Er war bis zum letzten Augenblick bemüht, den Frieden zu erhalten. Die Preußische Armee stand bereits schlagfertig, als er noch am 1. Oktober durch den General Knobelsdorf in Paris eine Note des Inhalts übergeben ließ:

„Der König sei bereit, das Schwert niederzulegen, wenn die französischen Truppen Deutschland räumten, über den Rhein zurück gingen und ihren Rückmarsch an dem Tage anträten, wo er die Antwort des Kaisers erhalten könne (den 8. Oktober); wenn ferner Frankreich seine Zustimmung zu der Errichtung eines nordischen Deutschen Bundes gebe, zu welcher alle

die Fürsten beitreten sollten, welche in der Rhein-Bundsacte nicht genannt waren, und wenn unverzüglich Unterhandlungen eröffnet würden, um endlich auf eine dauerhafte Weise alle noch obwaltenden Streitigkeiten auszugleichen, wobei man sich die Trennung von Wesel von dem französischen Reiche und die Rückgabe der Abteien Essen, Elten und Werden, welche von französischen Truppen besetzt waren, und von welchen der Herzog von Berg gegen den Widerspruch Preußens behauptet, daß sie zum Herzogthum Kleve gehörten, als sich von selbst verstehend, vorausbedinge."

Diese offizielle Note war noch von einem eigenhändigen Schreiben des Königs an den französischen Kaiser begleitet, worin er ihn auf eine rührende Weise aufforderte, das Blutvergießen und das Elend des Krieges zu vermeiden und der Stimme des Rechts und der Wahrheit Gehör zu geben. — Sie ward Talleyrand übergeben und gleich darauf verließ Knobelsdorf Paris. Napoleon, dem sie nachgeschickt ward, erhielt sie am 7. Oktober zu Bamberg. Statt der Antwort erließ er an seine Armee eine Proclamation voll der heftigsten Ausfälle gegen Preußen und befahl das Vorrücken.

Friedrich Wilhelm III. erließ am 9. Oktober gleichfalls aus seinem Hauptquartier Erfurt ein Kriegs-Manifest gegen Frankreich und eine Proclamation an sein Heer. —

Unbegreiflich und nur allein durch den Wunsch des Königs, den Frieden zu erhalten, erklärbar, ist die Zögerung in den Operationen. Die Preußen waren viel eher schlagfertig, als Napoleon mit seinen Franzosen. Wer Napoleon kannte, der konnte sich darüber nicht täuschen, daß er, ohne das Glück der Waffen versucht zu haben, irgend einen Rückschritt thun werde. Gleichwohl unterhandelte man den ganzen September hindurch in Paris und gab und empfing gegenseitige Freundschafts-Versicherungen, denen doch keiner von beiden Theilen traute. Am 23. August brach das Schlesische Heer auf, und obgleich auch hier Befehle und Gegenbefehle die Märsche um einige Tage verzögerten, so war es doch am 5. September schon bei Bunzlau und Löwenberg, am 7. ging es über den Bober, am 14. und 18. in sechs Kolonnen über die Elbe. — Man glaubte, es würde so forteilen, die umherschwärmenden französischen Heerhaufen einzeln überfallen, und sie aufreiben, ehe sie sich sammeln könnten; allein man rückte endlich am 24. September bis Chemnitz vor und blieb nun stehen. — In einem raschen Vorgehen und Angreifen hätte vielleicht das Heil gefunden werden können.

Eben so rasch hatte sich Rüchel und Blücher mit den Truppen, welche in Westphalen und Hanover standen, heranbewegt und auch die Völker aus dem Magdeburgischen und von Berlin waren in der Nähe. Nur die Sachsen versammelten sich langsam

und zögernd, weil der Kurfürst sich noch nicht über die zu nehmende Partei entschließen konnte.

Es herrschte aber eine Unentschlossenheit und ein Schwanken bei den Anordnungen der Preußischen Heerführer, als ob kein fester Operationsplan gemacht sei. Ueber die Märsche des Feindes schien man keine genaue Nachricht zu haben, denn man verschmähte das Spionir-System, während im Preußischen fast jeder von den vielen französischen Sprachlehrern in dem Solde der Pariser hohen Polizei stand. Schon offenbarte sich der Neid unter den Heerführern, die Berathschlagungen führten zu keinem Ziel; jeder wollte befehlen, keiner gehorchen. — Der Oberbefehlshaber verschloß seinen Plan in sich, ohne ihn kund zu thun; er schien aber auch mit sich selbst nicht einig zu sein, weil er die Märsche und die Richtungen, welche die Truppen nehmen sollten, unaufhörlich abänderte.

Wie anders ging es bei den Franzosen! Alle waren auf einen bestimmten Punkt hingerichtet. Die Garden kamen aus Paris auf Wagen an, und die Truppen aus Franken und Schwaben rückten vor, diejenigen aus dem Innern folgten in forcirten Märschen. Der König von Baiern ward aufgefordert, seine Mannen gegen Preußen zu sammeln; eben so der König von Württemberg und Hessen-Darmstadt ward für die Sache Frankreichs gewonnen. Der Großherzog von Würzburg trat dem Rheinbunde bei; ein neues Armee-Korps ward in Mainz gesammelt

eine Nord-Legion aus Ueberläufern unter dem polnischen General Zajonczeck gebildet; die Festung Forchheim erhielt neue Werke und Würzburg ward stärker befestigt.

Napoleon ging am 25. September aus Paris, und unterm 7. Oktober, wo er sein Manifest und seine Proclamation an die Armee erließ, übernahm er den Oberbefehl.

Am 9. Oktober, als der König seine Kriegserklärung erließ, war die Stellung der Armee folgende. Der linke Flügel unter dem Befehl des Prinzen von Hohenlohe-Ingelfingen, theils aus Preußischen, theils aus Kursächsischen Truppen zusammen gesetzt, hatte sein Hauptquartier in Gera; das Centrum unter dem Könige, oder eigentlich unter dem Herzoge von Braunschweig hatte dasselbe in Erfurt, den Vortrab befehligte der Herzog von Sachsen-Weimar, die Reserve der General Kalkreuth; der rechte Flügel mit dem General Rüchel hatte sein Hauptquartier in Eisenach; die ganze Armee dehnte sich auf einer Strecke von 20 Meilen vom Baireutschen Vogtlande bis in das Werrathal hinter Eisenach aus. Die Truppen, viel zu weit von ihren Magazinen entfernt und sich das Requisitions-System nicht erlauben dürfend, fingen schon damals an, am Nothwendigsten Mangel zu leiden.

An demselben Tage ward das Corps des General Tauenzien, welches sich vor den eindringenden Franzosen von Hoff nach Schleiz zurück zog, von

Murat (Großherzog von Berg) und Bernadotte geschlagen, und mit einem Verluste von 30 Todten und einigen Hundert Gefangenen vertrieben. Von jetzt an folgte Schlag auf Schlag.

Am folgenden Tage verdrängte das Corps des Marschall Lannes den Vortrab des Prinzen von Hohenlohe unter dem Befehl des Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen, nach einem harten mehrstündigen Kampf bei Saalfeld, der einen bedeutenden Verlust an Menschen und Geschütz verursachte. Prinz Ludwig selbst verlor dabei sein Leben.

Dieser Prinz war ein Sohn Ferdinands, des Oheims des Königs. In der Fülle männlicher Kraft brannte er vor Begierde sich auszuzeichnen. Er hatte in Berlin an der Spitze der jungen Offiziere gestanden, welche so lebhaft auf den Krieg drangen, und schon der Wiener Vertrag war seinem Feuer-Eifer unerträglich erschienen; er wäre gerne früher aufgebrochen und drei Tage vor seinem Tode äußerte er, auf dem Markt in Jena auf und abgehend, seine lebhafteste Ungeduld, sich mit den Franzosen zu messen. Nun mußte er das erste große Opfer des Schlachten-Gottes sein! — Mit etwa 6000 Mann eilte er dem heranrückenden Feinde entgegen. Mochte ihn die blinde Wuth oder der Wahn irre geleitet haben, daß er nur mit einer kleinen Schaar zu thun hätte, genug, er griff wider den Willen des Fürsten von Hohenlohe an, und stieß auf das ganze Corps des Marschall Lannes. Hier zeigte sich in dem cou-

pirten Terrain die Ueberlegenheit der Franzosen im Tiraillieren und dies entschied das Loos des Kampfes. Ein Bataillon nach dem andern, immer neue Streitmassen schienen aus dem mit Wald bedeckten Boden hervor zu wachsen. Die Reiterei überflügelte die Preußen, und bald hatte der Feind den vollständigsten Sieg errungen. Der Prinz eben beschäftigt, einen Haufen zersprengter Fußjäger zu ordnen, um den Rückzug zu decken, ward von einem französischen Chasseur, Namens Quindcy, an dem funkelnden Orden und wie er die Befehle rechts und links ertheilte, erkannt. Er sprengte auf ihn zu und forderte ihn auf, sich zu ergeben. Ein Säbelhieb war des Prinzen Antwort, da stürzte jener auf ihn los, versetzte ihm einen Stich in die Brust und einen Säbelhieb über den Kopf, musste aber fliehen, weil Preußische Reiter ihrem Heerführer zu Hilfe eilten. Man versuchte, ihn aus dem Getümmel zu retten, aber vergebens, nach einigen Schritten sank er zusammen und starb. Die Preußischen Reiter mußten seinen Leichnam dem Feinde überlassen. Zwei französische Husaren beraubten ihn seiner Kleider, und der zurückkehrende Quindcy nahm ihm seine Brieftasche und seinen Degen ab, welche er Napoleon übergab. — Dieser ernannte ihn mit den Worten:

> „Mein Freund, du hast dein Vaterland von seinem ärgsten Feinde befreit,"

zum Lieutenant und schmückte ihn mit dem Orden der Ehrenlegion. Der Leichnam des jungen Prinzen

ward in der Stadtkirche zu Saalfeld balsamirt und in der dortigen Fürstengruft beigesetzt; die Herzogin von Koburg ließ sein Haupt mit einem Lorbeerkranz schmücken. — Am 10. Mai 1811 ließ sein Vater die sterblichen Ueberreste wieder von dort abholen und nach Berlin in den Dom bringen. Ein silberner Lorbeerkranz ziert jetzt seinen einfachen Sarg von Mahagoni-Holz. Den Ort, wo er fiel, hat der König mit einem ehrenden Denkmal schmücken lassen.

Der König verlegte am 10. Oktober sein Hauptquartier nach Blankenhain. —

Der Fürst von Hohenlohe, durch das Vordringen der Franzosen auf beiden Ufern der Saale genöthigt sich zurück zu ziehen, um eine gedrängtere Stellung anzunehmen, begab sich am 11. Oktober nach Jena. Hier zeigte sich schon, welchen nachtheiligen Eindruck die erlittenen Unfälle und die rückgängigen Bewegungen auf die Soldaten gemacht hatten. Flüchtige von Saalfeld und Schleiz sprengten das Gerücht aus, der Feind sei da. Plötzlich entstand eine unglaubliche Verwirrung, fast so, wie 1813 bei den Franzosen, wenn der Ruf: „die Kosaken sind da," ertönte. Alles strömte zu den Thoren hinaus, und viele versteckten sich. Erst nach einer Stunde konnte die Ordnung wieder hergestellt werden. Das Feld bedeckten weggeworfene Gewehre und Tornister. Aber die Verwirrung vermehrte noch der ungeheure Troß. Geschütze und Wagen fielen in die Gräben, und Preußen plünderten Sächsische und Sachsen

Preußische Proviantwagen. Ein großer Theil der Wagenburg fiel am andern Tage dem Feinde in die Hände, weil er sich statt nach Weimar, gerade nach der Seite hin, wo der Feind vorrückte, zu retten versucht hatte. — Das Heer hatte noch keinen Feind gesehen und glich schon einem geschlagenen.

Nachdem der Fürst die Ordnung wieder hergestellt hatte, rückte er am 12. Oktober nach Kapellendorf. Hier entstanden neue Verwirrungen bei der Wahl der Lagerstätte; dabei fehlte es an Munition und an Lebensmitteln und Fourage, weil der Feind sich bereits der Magazine bemächtigt hatte, welche den Unterhalt der Truppen liefern sollten.

Die Franzosen drängten sich inzwischen unaufhaltsam zwischen der Saale und Elster in die Höhe, und suchten die Preußen von der Elbe abzuschneiden. Tauenzien, welchem die Vertheidigung Jena's und des Saalthals anvertraut war, mußte, um nicht umgangen zu werden, sich der Haupt-Armee nähern, die Franzosen folgten ihm rasch und besetzten Jena. Sie zwangen ihn, den Landgrafenberg zu verlassen, und sich bis an den Fuß des Dornberges zurück zu ziehen.

Der Fürst von Hohenlohe, erkennend die Wichtigkeit des Postens bei dem Landgrafenberge und die Nothwendigkeit, die Franzosen in das Thal der Saale zurück zu werfen, brach mit dem Heere auf; aber ungeachtet man etwas Entscheidendes erwartete, blieb er wieder unthätig stehen und kehrte ruhig nach Ka-

pellendorf zurück. — Dieser Unthätigkeit ist der Verlust der Schlacht, so weit sie die Armee des Fürsten von Hohelohe betraf, hauptsächlich zuzuschreiben.

Um die Mittagsstunde des 13. Oktobers kehrte sein Chef vom Generalstaabe, welcher nach Weimar an den Herzog von Braunschweig gesandt war, zurück und brachte ihm neue Befehle. Es war im Hauptquartier desselben die Nachricht eingegangen, daß bereits Naumburg mit allen dort befindlichen Magazinen in den Händen der Feinde sich befinde. Jetzt war die größte Eile nöthig, sich der Elbe zu nähern, um von dieser nicht abgeschnitten zu werden, denn bereits hatte die Fronte dergestalt verändert werden müssen, daß sie statt nach dem Rhein, nach der Elbe gerichtet war. Die Armee des Herzogs von Braunschweig, sonst das Centrum, bildete den linken Flügel, Rüchel und Hohenlohe war in das Centrum gekommen.

Der Herzog wollte nun über Auerstädt sich der Unstrut nähern, und am 14. Oktober über diesen Fluß bei Freiburg gehen. Der Fürst von Hohenlohe sollte daher die Stellung um Jena zu behaupten suchen, und eine Abtheilung nach Dornberg senden, um ihm die rechte Seite zu decken; von Allem dem geschah aber nichts.

Ein zweiter Vorwurf wird dem Fürsten noch gemacht! — Man nahm den Kaiserlichen Kammerherrn v. Montesquieu gefangen, und brachte ihn um 4 Uhr zu dem Fürsten. Bei seiner Vernehmung

sagte er, daß er beauftragt sei, wichtige Papiere an den Preußischen Hof zu bringen. Von den bei ihm befindlichen Briefen war einer von Berthier, er enthielt nur Vorschläge zu einer menschenfreundlichen Behandlung der Verwundeten und Gefangenen, die beiden andern waren an den Minister von Haugwitz und an den König selbst gerichtet, und sollen nach dem Inhalt, den französische Blätter davon geben, das Anerbieten des Friedens enthalten haben. Diesen Abgeordneten behielt der Fürst bei sich, und der König bekam jene Briefe erst am andern Morgen um 9 Uhr, mitten im Gefecht. Warum der Fürst den Kammerherrn v. Montesqieu nicht sogleich absandte, ist unbekannt geblieben, vielleicht hielt er ihn für einen Spion, vielleicht ist auch der Inhalt jener Briefe nicht von der Art gewesen, wie es die französischen Journalisten behaupten. Ueber der Sache selbst ruht der Schleier des Geheimnisses.

Die Franzosen hatten die ganze Nacht gearbeitet, um die Wege zu ebnen, auf welchen sie aus dem Saalthale hinaufsteigen wollten. Ihre Truppen hatten in der Nacht die Stellung angenommen, welche Napoleon ihnen angewiesen hatte, und begrüßten den Tages-Anbruch mit Kanonen-Donner. Erst dieser erweckte den Prinzen in Kapellendorf. Im Hauptquartier glaubte man, der Feind sei nach Naumburg gezogen, und es werde der Tag ruhig vorüber ziehn, die fliehenden Vorposten brachten aber andere Nachrichten, und der Fürst sah nun ein, daß die Schlacht

unvermeidlich sei. Er wollte nun bei Vierzehnheiligen von vorne angreifen, General Holzendorf sollte ihm in die linke, der noch einige Stunden entfernte General Rüchel, an welchen Eilboten über Eilboten abgingen, in die rechte Flanke fallen.

Ein dicker Nebel bedeckte die ganze Gegend. — Die zur Deckung des Aufmarsches bestimmte Kavallerie, ward von den Franzosen angegriffen und in das Kartätschen-Feuer ihrer eigenen Kampfgenossen gejagt; zum zweiten Male zum Angriff geführt, mußte sie wieder weichen, weil die Franzosen inzwischen eine zu ihrer Unterstützung bestimmte Batterie genommen hatten. Holzendorf, welcher zur Besetzung des Postens von Dornberg abgeordnet war, welches man am vorigen Tage zu thun verabsäumte, fand diesen Ort schon vom Prinzen von Pontecorvo eingenommen und von hier wälzten sich die Kolonnen die Anhöhen hinauf. Soult griff ihn an und warf ihn zurück nach Stobra.

Bei allen diesen Widerwärtigkeiten ward dennoch der Aufmarsch vollendet, und die Schlacht begann mit der größten Erbitterung. Um 10 Uhr Vormittags schien der Sieg sich auf die Seite der Preußen zu neigen und schon ward Kavallerie vorgeschickt, um ihn zu vollenden, er würde auch sicher errungen sein, wenn der General Rüchel, an den ein Adjutant nach dem andern abgeschickt ward, sich hätte bewegen lassen, seinen Marsch zu beschleunigen und zur Hilfe zu eilen, damit er gerade in diesem günstigen Augen

blick auf dem Schlachtfelde erschien. Alle Augenzeugen gaben ihm die Hauptschuld an den Verlust der Schlacht, so weit sie von dem Heere des Fürsten von Hohenlohe gekämpft ward.

Noch drei Stunden dauerte das Gefecht, aber immer mehr verstärkten sich die Franzosen und begannen wieder Terrain zu gewinnen. Bei den Preußen fing überall an Munition zu fehlen, denn des Prinzen, am vorigen Tage durch den Oberst v. Massenbach dem Herzoge von Braunschweig vorgetragene Bitte um Uebersendung von neuen Vorräthen, war unbeachtet geblieben.

Es war ein Uhr, als die Franzosen ihre Bewegungen vollendet hatten, denn plötzlich erschien eine französische Kolonne in der linken Flanke und eine andere im Rücken der Preußen; der Fürst von Hohenlohe hatte sich umgehen lassen. —

Jetzt befahl der Fürst den Rückzug über Kapellendorf und Liebstadt, unter dem Schutz des Regiments Graf Henkel und des sächsischen Grenadier-Bataillons aus dem Winkel, welches letztere sich an jenem Tage durch seinen unerschütterlichen Muth einen unsterblichen Ruhm erworben hat.

Die Unordnung beim Rückzuge war sehr groß. Nun erschien Rüchel mit 10,000 Mann frischer Truppen, aber auch nicht auf der großen Straße nach Vierzehnheiligen, sondern durch das beschwerliche Defilé bei Kapellendorf. Der Fürst gab ihm den Befehl, den Rückzug zu decken. Er aber wollte das

Gefecht wieder herstellen, um als Retter des Vaterlandes zu erscheinen. Ohne Rücksicht auf das für ihn ungünstige Terrain und die Uebermacht des Feindes griff er an. Der Muth der Preußen ward aber durch das mörderische Kartätschenfeuer der Franzosen gebrochen, die Bataillone wichen und flohen bald in Unordnung, Rüchel selbst ward schwer verwundet.

Bald ward die Flucht allgemein, weil kein bestimmtes Corps mehr den Rückzug deckte. Man war sogar so sorglos gewesen, daß man für den Fall des unglücklichen Ausgangs der Schlacht nicht einmal einen Rückzugs-Plan beredet oder einen gemeinschaftlichen Sammelplatz bestimmt hatte. Daher ging jeder Heerhaufen seinen eignen Weg, einige nach Weimar, einige nach Ulrichshalle, Krohnsdorf und Treffurt; die Einheit im Befehl und das Zusammenwirken der Massen hatte aufgehört.

Während so die Schlacht bei Vierzehnheiligen verloren ging, hatte die Armee des Herzogs von Braunschweig bei Auerstädt kein besseres Schicksal; sie war strategisch schon am 13. Oktober geschlagen, denn sie war umgangen und von der Elbe und ihren Magazinen in Hof, Zwikau, Naumburg und Weißenfels abgeschnitten. In dieser mißlichen Lage wollte der Herzog sich, wie angeführt, zwischen der Unstrut und Saale aufstellen, und sich der bei Halle befindlichen Reserve des Herzogs von Würtemberg nähern. Der Graf Schmettau sollte sich deshalb

des Passes bei Kösen bemächtigen, aber ihm ging es wie Holzendorf bei Dornberg, er fand ihn schon besetzt, weil er zu spät kam. Unbekannt mit der Richtung, welche die französischen Truppen nahmen, hatte man am vorigen Tage unterlassen, solches zu thun.

Jetzt blieb dem Herzog nichts weiter übrig, als sich durchzuschlagen. Als er sich von Auerstädt in Marsch setzte, traf er überall auf den Feind, dessen Bewegungen der dicke Nebel verdeckte; der Herzog war der Meinung, das Fallen des Nebels abzuwarten, ehe man angriff, allein seine Ansicht ging im Kriegsrath nicht durch. Man marschirte in einer Kolonne, die Schmettausche Division voran, ihr folgte die von Wartensleben, endlich die des Fürsten von Oranien, und zuletzt die von Kuhnheim, alle auf Auerstädt ihren Marsch richtend, und es war wohl ein großer Fehler, daß so die Kolonnen immer nach und nach ins Feuer kamen und einzeln aufgerieben wurden.

Die Schmettausche Division ging im Geschwindschritt vor und drängte den Feind nach Hassenhausen zurück. Nun blickte die Sonne blutroth aus dem Nebel hervor, der sich zu theilen anfing. Es kam alles darauf an, Hassenhausen mit Sturm zu nehmen; der Herzog, welcher sich an die Spitze der Angriffs-Kolonne setzte, ward aber in diesem wichtigen Augenblick von einer Kugel getroffen, welche über dem rechten Auge eindrang, ihm das Nasenbein zerschmetterte und das linke Auge aus der Augenhöhle

trieb; er sank erblindet vom Pferde und mußte zurück gebracht werden. Der arme unglückliche Fürst mußte in diesem Zustande sich auf die Flucht begeben, und erreichte endlich nach namenlosen Leiden Ottensen bei Hamburg, wo er 71 Jahre alt an seiner Wunde starb.

Früher war auch schon der General Schmettau an der Spitze seiner Division schwer verwundet worden. Einen Augenblick hatte die Göttin des Sieges auch hier, wie bei Vierzehnheiligen, die Preußen getäuscht; die Würtembergische Division, welche jetzt ins Feuer kam, hatte den Feind geworfen, aber bald änderte sich die Scene. Die Veränderung des Oberfeldherrn, der allein die Pläne kannte, nach welchen er den Kampf ordnen wollte, hätte wohl auch einer siegenden Armee nachtheilig sein können, wie vielmehr dem Heere, welches eben auf dem entscheidenden Punkt stand, von welchem Sieg oder Flucht abhing. Der König übertrug den Oberbefehl dem General von Möllendorf, der sich ohne einen bestimmten Befehl im Hauptquartier des Königs, als dessen Rathgeber aufhielt, welchem aber die Pläne des Herzogs unbekannt waren. Daher wurden die Bataillone einzeln ins Feuer geführt und einzeln aufgerieben. — Schon drängte der französische rechte Flügel den Preußischen linken mit Gewalt zurück, der Widerstand der Schmettauschen Division ward immer schwächer, dagegen behauptete die Würtembergische ihre Stellung. Nun näherte sich die Division Oranien und

so verstärkt ward ein neuer Angriff auf Hassenhausen begonnen, der auch glückte.

Es war jetzt 10 Uhr Vormittags, als die Division Morand sich um den linken Flügel der Preußen herum gezogen hatte, an dem Kirchhofe von Spillberg eine Batterie auffuhr und von hier aus, nicht allein mit dem Geschütz die Preußen im Rükken beschoß, sondern auch ganze Schaaren von Tirallieurs, die sich über die Ebene verbreiteten, dahin absandte. Dies Manöver entschied, die Divisionen Friand und Gudin drangen vor und hatten Blüchers Reiter-Angriffe zurück gewiesen.

Der Prinz Wilhelm wagte noch einen kühnen Reiter-Angriff auf die französischen Quarrées des Davoustschen Korps, allein er konnte sie nicht sprengen. Um diese Zeit sah Blücher den König im tiefsten Schlachtgewühl. Noch waren mehrere Heerhaufen nicht ins Feuer geführt, und die Kavallerie, zurückkehrend von dem mißlungenen Angriff, sammelte sich wieder; Blücher fragte ihn, ob er beide zu einem neuen Angriff heranführen solle. — Der König, welcher Hohenlohe's und Rüchel's Schicksal bei Vierzehnheiligen noch nicht kannte, beschloß den Kampf abzubrechen, noch Verstärkungen heranzuziehen und ihn am folgenden Tage zu erneuern, daher ward der Rückzug befohlen, welcher in Ordnung und wenig von den Franzosen beunruhigt, angetreten ward, aber auch hier hatte man im Gefühl einer unglaublichen Sicherheit nicht daran gedacht, die Rückzugs-

Linie und Sammelplätze im Voraus zu bestimmen. So ward denn der Rückzug verderblicher, als die Schlacht selbst. — An Muth hat es weder den Soldaten, noch den Führern gefehlt, von welchen letztern viele blieben, noch mehrere und selbst der Oberfeldherr schwer verwundet wurden. — Die Schuld der Niederlage war die allzugroße Sicherheit, wodurch man die Besetzung der wichtigsten Pässe verabsäumt hatte; die unrichtige Anwendung der Truppenmassen, welche einzeln in das Gefecht gebracht wurden; die Planlosigkeit der Operationen, nachdem der Herzog von Braunschweig verwundet war, und dagegen die überlegte Anordnung und die Kriegs-Erfahrenheit der feindlichen Heerführer.

Der König eilte jetzt auf der Straße nach Weimar voraus, um Veranstaltungen zu dem neuen Kampf am folgenden Tage zu treffen. Plötzlich bemerkte er auf den Höhen von Apolda Bewegungen von feindlichen Massen; hieraus entnahm er, daß auch Hohenlohe unglücklich gefochten haben mußte, daher wandte er sich mit seinen Garden links nach Sommerda. Unterwegs ging ihm die Kunde von dem ganzen Unglück zu. Hier in dem Hause des Predigers überlegte der unglückliche König seine ganze Lage — nur fünf Tage hatte der Feldzug gedauert, und schon waren seine beiden Armeen geschlagen. — Er entschloß sich, jetzt an den französischen Kaiser zu schreiben, wozu ihn die freundlichen Worte, welche

er durch den vorerwäheten Kammerherrn Montesquieu während der Schlacht erhalten hatte, wohl ermuthigt haben können. Er trug auf einen sechswöchentlichen Waffenstillstand bei ihm an, doch auf jeden Fall gefaßt, setzte er den Rückzug nach Sondershausen fort.

Dieses war die Geschichte des verhängnißvollen 14. Oktobers, der bei Vierzehnheiligen und Auerstadt über Preußens Ruhm entschied, und an welchen sich Tage und Jahre voller Leiden für den König und seine Unterthanen reihten. Schon vor 48 Jahren war derselbe Tag ein Unglückstag für die Preußen bei Hochkirch gewesen, wo sich Friedrich der Große überfallen ließ, aber nur wenige Meilen an Terrain verlor. Nie war ein Heer in einer traurigeren Lage, als jetzt das Preußische. — Es war von allen Seiten umgarnt, und von seiner Heimath abgeschnitten, blieb ihm nur die Flucht nach Norden hin. — Aber weil, wie schon erwähnt, die Führer im Sieges-Traume die Sammelplätze vorher nicht bestimmt hatten, so nahm jedes Bataillon seinen eignen Weg; die Zerstreuten konnten ihre Korps nicht wieder finden und sich ihnen anschließen. Hiezu kam noch, daß die Kolonnen der beiden Heere, da sie in einer Richtung flohen, sich vermischten und so die Unordnung immer größer ward. Dabei wurden die Nächte immer dunkler, Niemand kannte Weg noch Steg, die Soldaten trauten ihren Führern nicht

mehr; die Muthlosigkeit, vergrößert durch die getäuschte Erwartung, raubte ihnen alle Besonnenheit. — Aber auch der Mangel an allen Lebensbedürfnissen, für welche schon vor der Schlacht sehr wenig gesorgt war, gesellte sich zu den übrigen niederdrükkenden Verhältnissen und lösete die Bande der Subordination auf. — Der ungeheure Troß verstopfte die Hauptstraßen, und die Soldaten mußten auf Feldwegen sich ermüdet weiter schleppen. Bald waren nur noch Trümmer von dem schönen Preußischen Heere vorhanden.

Sechster Abschnitt.

Friedrich Wilhelms unglücklichste Lebenszeit, von der Schlacht bei Auerstädt bis zum Schlusse des Jahres 1812.

Die Königin hatte den König bis Naumburg begleitet, und war von dort am 13. Oktober abgereist, weil die Feindseligkeiten anfingen. Sie traf am 17. in Berlin ein und fand die Stadt noch immer in einem Freuden- und Hoffnungstaumel. Den 15. Oktober, Geburtstag des Kronprinzen, hatte man jubelnd gefeiert; die Nachricht von dem Tode des Prinzen Ludwig hatte die Gemüther nur gebeugt, nicht gebrochen, und falsche Gerüchte von erfochtenen Siegen sie wieder aufgerichtet. Kaum war die Königin dort eingetroffen, so folgte ihr auch schon der Major von Dorville, welcher die Nachrichten von den verlornen Schlachten bei Vierzehnheiligen und Auerstädt brachte; sie wurde sogleich durch Anschläge

bekannt gemacht und die Königin begab sich nach der Ruhe von einer Nacht sofort nach Preußen. Napoleon und seine Journalisten haben es dem Könige und der Königin zum Vorwurf gemacht, daß sie ihm ins Feld gefolgt sei; indessen ehrt dieses beide, es zeigt die innige Zuneigung, welche sie gegen einander hegten, und die Geschichte der Brandenburgischen Fürsten hat davon, daß die Fürstinnen ihre Gatten ins Feld geleiteten, mehrere Beispiele. — Elisabeth von Baiern (die schöne Else genannt) warb für ihren Gatten, den Kurfürsten Friedrich I. Hilfsvölker und führte sie ihm selbst zu; der große Kurfürst nahm seine Gattin mit auf dem Zuge gegen die Schweden, als er im Winter über das Eis des curischen Haffs ging.

Dem frechen Uebermuth, welchen die Berliner bis dahin gezeigt hatten, folgte nun auch die kleinmüthigste Niedergeschlagenheit. Die Generale wurden als Feiglinge, wohl sogar als Verräther bezeichnet, das Vaterland, welches sie so hoch gestellt hatten, gaben sie jetzt für verloren. — Was fliehen konnte, nahm die Flucht; Kostbarkeiten, Schriften und auch viele unwesentliche Dinge wurden eingepackt, aber leider vieles Wichtige, z. B. die Vorräthe des Zeughauses, welches für 300,000 Mann Waffen enthielt und die Fortschaffung der ungeheuren Menge von Munition unterlassen. In dieser Zeit, wo jeder thätig handeln und jeder zum öffentlichen Wohl kräftig beitragen sollte, predigte man nur, daß Ruhe die

erste Bürgerpflicht sei, ein Anspruch, der jetzt zum lächerlichsten Sprichwort geworden ist. Der Gouverneur, General Graf v. Schulenburg, der die Fassung ganz verloren hatte, rückte am 19. Oktober mit der Besatzung aus; die versammelte Menge wollte ihn in den Straßen aufhalten, aber mit den Worten: „ich lasse euch meine Kinder hier,“ sprengte er davon. An demselben Tage stellte sich sein Schwiegersohn, der Fürst Hatzfeld als Civil-Gouverneur an die Spitze der städtischen Verwaltung; auch er that nichts für die Rettung der Schätze des Zeughauses.

Die Prinzen und Prinzessinnen waren der Königin gefolgt, nur die Familie des Prinzen Ferdinand und die im Wochenbett sich befindende Prinzessin von Hessen blieben zurück, letztere Nichts fürchtend, weil ihr Gatte nur gezwungen mit Preußen ausgezogen war, und auch jetzt der Gewalt weichen mußte.

Die Vereinigung der geschlagenen Armee mit der Reserve unter dem Prinzen Eugen von Würtemberg, konnte auch nicht bewerkstelligt werden, denn schon am 17. erreichte sie der Prinz von Ponte Corvo. Offenbar hätte Prinz Eugen sofort auf Magdeburg zurück gehen, oder sich hinter die Elbe ziehen müssen, die Uebergänge zerstören und sich so den Rückzug an die Oder sichern sollen, oder wenn er den Kampf wagen wollte, so mußte er die Brücken über die Saale bei Halle zerstören und die Uebergänge gehörig besetzen. Aber wieder in der unglaublichen Sicherheit befangen, welche alle Preußische Heerführer damals auszeichnete,

that er von allem diesem nichts. Die Franzosen drangen in Halle ein; er ward nach einer tapfern aber nutzlosen Gegenwehr geschlagen und floh nach Dessau und von dort nach Magdeburg, wobei er wiederum die Uebergänge über die Elbe zu zerstören unterließ. — So ward denn auch das letzte noch nicht geschlagene Heer des Königs vernichtet, und der Weg nach Berlin dem Feinde völlig geöffnet. — Man hat den Prinzen Eugen der Verrätherei beschuldigt, aber wohl mit Unrecht. Unkunde, Sorglosigkeit und Verzweiflung an der Rettung des Staats, haben wohl sein sonst unbegreifliches Verfahren veranlaßt. —

Jetzt fing auch der Fall der Festungen an. — Diese Uebergaben, welche in der Weltgeschichte unerhört sind, haben ihre Befehlshaber, welche aus Feigheit oder Verrätherei die Thore den Feinden öffneten, für ewige Zeiten gebrandmarkt. — Die erste war Erfurt. Möllendorf, der Prinz von Oranien und mehrere Generale mit 8000 Mann hatten sich dorthin gerettet. Die Festung hatte zwei starke Citadellen, aber obgleich sie schon vier Jahre im Besitz der Preußen war, so war sie doch mit demjenigen, was eine Belagerung erfordert, schlecht versehen. Umsonst versuchte der Herzog von Weimar die Franzosen aufzuhalten, damit sich Möllendorf mit den Versprengten von dort entfernen konnte, allein dieser ließ ihm sagen: seine Leute wären ermattet und hätten bösen Willen, der Herzog wäre umgangen, er möchte

sich nur durchschlagen und ihn seinem Schicksale überlassen. Keinem kam es in den Sinn, die Feste zu vertheidigen, nur wenige Schüsse wurden vom Petersberge gethan, die von Murat, der dort die Franzosen befehligte, beantwortet wurden. Schon am 16. capitulirte Erfurt und die Gefangenen wurden nach Eisenach gesandt. Der Lieutenant Helwig, welcher erfuhr, daß sie nur eine schwache Bedeckung hatten, legte sich in einen Hinterhalt bei Eichenrode und befreite sie, aber keiner von den befreiten Gefangenen stieß wieder zur Armee, sondern sie verliefen sich einzeln in ihre Heimat.

Die zweite Feste, welche fiel, war Spandau. Marschall Lannes erschien davor; auf den Wällen stand kein Geschütz, die Festungswerke waren in einem elenden Zustande, der Ingenieur vom Platz abwesend in Potsdam, und der Oberst von Benkendorf, welcher die Festung befehligte, aufgefordert zur Uebergabe, gab nicht einmal eine dreiste Erwiederung oder erwartete einen Schuß, sondern öffnete die Thore, deren Zugbrücken nicht einmal aufgezogen waren, ohne alle Umstände.

Am 24. Oktober kamen die ersten Franzosen nach Berlin, angeführt vom Marschall Davoust. — Es war gerade der Tag, wo ein Jahr zuvor der Kaiser Alexander unter großem Jubel des Volks seinen Einzug gehalten hatte. Wie hatte sich seitdem alles anders gestaltet! Am 27. kam Napoleon selbst in feierlichem Zuge, von seinen Marschällen umge-

ben, in Berlin an und bezog die stolze, nun verwaisete Königsburg.

Was nur dem Könige gehörte, ward fortgenommen. Man bemächtigte sich der vernachlässigten Vorräthe des Zeughauses, der ungeheuren Magazine von Montirungen, der Artillerie-Werkstatt und alles dessen, was sich darin vorfand. Die Schlösser wurden ihrer schönsten Kunstwerke beraubt, wobei der berühmte Kunstkenner Denon die Auswahl traf. So tief dieser Verlust schmerzen mußte, so kam er doch dem Kummer nicht gleich, den die Fortführung der Siegesgöttin vom Brandenburger Thore, die der Stolz der Berliner war, dem Volke verursachte. Zugleich ward aus den Zimmern Friedrich II. sein Degen, seine Schärpe, sein Ringkragen und Ordensband genommen, und diese nebst allen eroberten Fahnen aus den Zeiten der früheren Kriege, diese Zeugen des Preußischen Waffenruhmes, nach Paris geschickt, wo sie in einem feierlichen Aufzuge, unter dem Donner der Kanonen, in dem Dome der Invaliden niedergelegt wurden.

Bei dem Heere der Preußen nahm die Unordnung immer mehr überhand. Umsonst versuchte der Fürst von Hohenlohe die Ordnung wieder herzustellen. Hunger und Ungemach hatten die Bande des Gehorsams gelöst, man stürmte in Nordhausen die Bäckerläden und plünderte in den Dörfern. Aber auch die Heerführer, welche nicht wußten, welche Truppen-Abtheilungen sich gerettet hatten, vermehr-

ten die Unordnung, indem sie unrichtige Marsch-Direktionen gaben und einzelne Dörfer zu stark und andere gar nicht bequatirten. Bei allen diesen Widerwärtigkeiten erreichte Hohenlohe am 20. Oktober Magdeburg, aber das Schicksal Mak's bei Ulm bedenkend, entließ er die Sachsen, welche bisher noch bei ihm ausgehalten hatten, und wandte seinen Weg zur Oder. Seine Absicht war, bei Schwedt oder Stettin über diesen Strom zu setzen.

Blücher, welcher den weiten Umweg über den Harz gemacht hatte, marschirte westlich von ihm, und die Absicht des Fürsten, dessen Heerhaufen an sich zu ziehen, ließ ihn seinen Marsch verzögern. Aber Blücher stieß nicht zu ihm, weil er, wie er behauptete, seinen Truppen nicht solche forcirte Märsche zumuthen konnte, um ihn zu erreichen. Diese Trennung war die Ursache, daß das Regiment Gensdarmes, eben dasjenige, dessen Offiziere vor dem Ausbruch des Krieges den französischen Gesandten beleidigten, abgeschnitten ward, und capituliren mußte. Nach mehrfachen Verlusten, welche der Fürst erlitten, indem einzelne Abtheilungen bei Zehdenick geschlagen wurden, kam er endlich bis in die Gegend von Prenzlow. Der Weg dorthin war nicht vom Feinde besetzt, wohl aber bemerkte man seitswärts feindliche Truppen. Schon war man bei Prenzlow angelangt, als ein feindlicher Parlamentair, der Hauptmann Hugues, erschien und dem Herzoge eröffnete, er sei von allen Seiten umgangen, der Kaiser sei

in Templin und Luchesini bei ihm, um den Frieden zu unterhandeln, welcher so gut als abgeschlossen sei. — Nur durch eine Kapitulation könne er sich noch retten. —

Der Fürst wies den Antrag mit Würde zurück, er erklärte sich zwar bereit, mit dem Großherzog von Berg in Unterhandlung zu treten, aber er würde sich nimmer entschließen, das Gewehr zu strecken.

Die Preußen drangen nun gegen Prenzlow vor und wurden von den Franzosen mit Granaten beschossen. Eine solche fiel in das Reiter-Regiment Prittwitz, welches gleich in eine solche Bestürzung gerieth, daß es von feindlicher Kavallerie verfolgt, auf die eigene Infanterie stürzte und sie auseinander sprengte. Dieser Vorfall hatte die Folge, daß das Bataillon des Prinzen August Ferdinand abgeschnitten ward und, mit dem Rücken gegen einen Morast gedrängt, der verzweifelten Tapferkeit seines heldenmüthigen Führers ungeachtet, sich endlich ergeben mußte. Die übrigen Preußen zogen sich größtentheils durch Prenzlow glücklich hindurch.

Durch ein verrammeltes, aber vom Feinde bald gesprengtes Thor, erschien ein zweiter Parlamentair mit neuen Anträgen. In diesem Augenblick kam der Oberst von Massenbach, Chef des General-Staabes beim Fürsten, welcher den Hauptmann Hugues begleitet hatte, zurück, glaubte unbegreiflicher Weise auf dem linken Ufer der Ucker von Stettin abgeschnitten zu sein, statt daß er sich auf dem rechten

Ufer des Stromes befand, und nun hielt er die Armee von allen Seiten umstellt. Man hielt einen Kriegs-Rath, in welchem man über die zu nehmende Maßregel sich nicht entschließen konnte. Da erklärte der Artillerie-Oberst Hase, daß er nur noch für jedes Stück Geschütz drei Schüsse habe, und es an Taschen-Muniton für die Infanterie gleichfalls fehle. Dieses, verbunden mit der falschen Ansicht, daß man von Stettin abgeschnitten sei, und der gänzliche Mangel an Kavallerie entschied. Der Fürst ward von Murat zu einer Unterredung eingeladen, worin er ihm eine Kapitulation anbot, nach welcher die Offiziere auf ihr Ehrenwort entlassen, die Gemeinen aber Kriegsgefangene sein sollten. Der Fürst hielt nochmals Kriegs-Rath, und da sich kein entschiedener Widerspruch äußerte, Niemand ein Wort der Kraft sprach, alle an der Möglichkeit das Heer dem Könige zu erhalten, zweifelten, so erklärte der Fürst, daß er die Bedingungen des Herzogs von Berg (Murat) annehme und mit diesem Tage seine kriegerische Laufbahn aufgeben wolle.

Als dies bekannt ward, brach die Wuth bei dem gemeinen Mann aus. — Man schimpfte auf die Offiziere, nannte sie Verräther, warf ihnen laut die Schande vor, die sie über den Preußischen Namen brächten, zerbrach die Waffen, wollte sich durchschlagen, endlich aber mußte das brave Volk rathlos und ohne Führer sich ergeben.

So verlor der unglückliche König am 28. Oktober auch die Reste seines Heeres, eines Heeres, welches einst der Gegenstand der Bewunderung von ganz Europa war. Sic transit gloria mundi! — Es blieb nur noch das Blüchersche Korps übrig, welches sich nach Meklenburg gerettet hatte. Ueber das Verfahren des Fürsten von Hohenlohe sprach sich nur eine tadelnde Stimme aus. Mit einer unglücklichen Sorglosigkeit hatte er von Anfang an gehandelt und den Soldaten Noth leiden lassen, denn wenn es ihm an Magazinen gebrach, so hätte er dort ebenfalls für seine Truppen etwas finden können, wo der Feind es nahm; die Verwechselung der Ufer des Uckerflusses war für einen Feldherrn etwas stark. Die Behauptung des Oberst Häse hatte er gleichfalls bestens angenommen, ohne sie zuvor zu prüfen und Augenzeugen versichern, daß der Mangel an Munition keineswegs so groß war, — man war ja auch nur 7 Meilen von Stettin, wo man sie wieder ergänzen konnte.

Der Fürst ging mit der Verachtung der Preußen beladen, erst nach Oehringen, dann auf seine Güter in Schlesien. Er ward vom Könige keines Andenkens mehr gewürdigt, und starb in der Vergessenheit 1818; die dem Könige eingesandte Vertheidigung seines Verfahrens, konnte ihm so wenig wie irgend einem, der mit der Lage der Sache und dem Terrain bekannt war, genügen.

Sein sauberer Chef vom General-Stabe, Mas-

senbach, ein Würtemberger, bekannt durch seine häufigen Schriften, durch seine lieblosen Urtheile über Preußens Zustände und über den König selbst, und durch die darin ausgesprochene Prahlerei, daß, wenn man ihm gefolgt wäre, alles dieses Unglück nicht über Preußen gekommen sein würde, trieb zuletzt seine Frechheit so weit, daß er durch die Drohung, gewisse Papiere zum Nachtheil Preußens öffentlich bekannt zu machen, den König zwingen wollte, ihm eine Pension zu bewilligen. Er ward aber später in Frankfurt auf Requisition des Preußischen Hofes aufgehoben und hat lange in Küstrin und Glatz gesessen, bis ihn das milde Herz des Königs begnadigte. —

Als der König nämlich im Jahre 1828 den Fuß gebrochen hatte, erließ er unerwartet eine Kabinets-Ordre an den Kommandanten in Glatz, durch welche der Oberst von Massenbach auf freien Fuß gesetzt wurde. Der Kommandant berichtete den Empfang und die Ausführung des Königlichen Befehls an den Kriegs-Minister, welcher von diesem Erlaß nicht unterrichtet war, und eine Verfälschung oder das Unterschieben eines Kabinets-Befehls vermuthete. Er begab sich zum kranken Könige, um hierüber nähere Erkundigungen einzuziehen, indem er ihm den Fall vortrug. Der König entgegnete ihm lächelnd:

„Es hat seine Richtigkeit so; vor einigen Nächten lag ich schlaflos und an Schmerzen durch den kranken Fuß leidend, da dachte Ich,

wer mag Dir wohl im Leben am feindseligsten begegnet sein, und Dich am bittersten gekränkt haben, dem möchtest du wohl vergeben und ihm eine Freude machen! — Da fiel mir Massenbach ein, — und ich befahl, ihn auf freien Fuß zu setzen."

Vielleicht der schönste Zug aus dem Leben des Königs, der noch in seinem Testamente allen seinen Feinden herzliche Verzeihung zusicherte. —

Nachdem das Hauptheer vernichtet war, mußten die abgetheilten Haufen sich auch wohl ergeben. Ein Corps capitulirte am folgenden Tage in Pasewalk; die schimpflichste Kapitulation war die des Bilaschen Corps bei Anklam, welche die beiden Generäle Bila eingingen und von welcher der Verfasser dieses Buches Augenzeuge war. Das Corps bestand aus 19 Schwadronen Kavallerie und einem vollständigen Infanterie-Regiment, nebst einer Menge einzelner Abtheilungen von verschiedenen Regimentern, welche der Kapitulation bei Prenzlow entgangen waren; erstere hatten den Rückzug decken sollen, letztere geleiteten die Kriegskasse. Schon waren sie über die Peene und es hätte keine große Schwierigkeiten gehabt, leichte Fahrzeuge, kleine Böte und mehrere Fähren zusammen zu bringen, auf welchen man nach der Insel Usedom übersetzen und so nach Colberg sich zurückziehen konnte. Nur 1200 Chasseurs unter dem General Becker verfolgten das Bilasche Corps. Die Brücke über die Peene war abgebrochen, der

Strom trennte beide Theile, die Chasseurs saßen ab und schossen mit ihren Karabinern fruchtlos über die Peene; endlich schickten sie einen Parlamentair hinüber und ließen eine Kapitulation antragen. Die Generale Bila nahmen sie an, und o! der Schande! stellten selbst die Brücke wieder her, kamen mit ihrem ganzen Corps über den Fluß zurück und streckten diesseits der Stadt, vor einer Hand voll Franzosen das Gewehr. Nur eine einzige Kompagnie und ihr braver Führer verdient wohl genannt zu werden, es war der Hauptmann Poyda, vom Regiment Grevenitz. Dieser schloß sich eigenmächtig von der Kapitulation aus und setzte seinen Weg über die Inseln Usedom und Wollin nach Kolberg fort. Er war es auch, der die Kriegs-Kasse des Hohenloheschen Corps mit sich nahm und so dieselbe rettete.

Blücher hatte sich mit seinem und dem Corps des Herzogs von Weimar, welcher letztere für seine Person nach Weimar zurückgegangen war, in das Meklenburgische geworfen. Er hatte einen kühnen Plan gefaßt; er sah ein, daß die Armee verloren war und daß der König eine neue bilden müsse; er wollte ihm hierzu Luft verschaffen, indem er die Feinde auf sich zog und sie so weit als möglich von den Preußischen Staaten zu entfernen suchte; er wollte sogar über die Elbe gehen und wenn jedes andere Entkommen unmöglich war, sich nach einer gelieferten Schlacht einschiffen. Unter täglichen Gefechten war er aber nur bis Lübeck gekommen, wollte

sich dort vertheidigen und wo möglich einschiffen, und zu Wasser zu entkommen suchen, da rückte das Müratsche und Soultsche Corps auf ihn von allen Seiten an und stürmten die Stadt. Nach einer heldenmüthigen Gegenwehr, welche bis zum Abend dauerte und bei welcher die Franzosen die friedliche Stadt plünderten, mußte er sich zurückziehen und in Rutkau am 7. November, eben so wie die übrigen Corps capituliren.

An diese Kapitulationen der Truppen im offenen Felde, reihten sich diejenigen der Festungen, welche nur durch die Schlaffheit und Erbärmlichkeit der Kommandanten fielen.

Erfurt und Spandau hatten den Anfang gemacht, diesen folgte Stettin, der Schlüssel von Pommern und Westpreußen. Wenn die Stadt auch nicht ganz in einem wehrhaften Zustande war, so war doch die Besatzung vom besten Willen beseelt, und 160 Stück Geschütz standen auf den Wällen. An Vorräthen aller Art fehlte es nicht, die Garnison hätte noch durch das Bilasche Corps verstärkt werden können, welches sich schon bis auf zwei Meilen genähert hatte und um Aufnahme in die Stadt oder um den Durchzug ansuchte. Der Gouverneur aber hatte beides verweigert und so ging es nach Anclam, wo es, wie erzählt ist, capitulirte.

Man hatte sich auf eine Belagerung von mehreren Monaten gefaßt gemacht. An die Spitze der Civil-Verwaltung hatte sich der Minister Ingersleben

gestellt. — Der General-Lieutenant von Romberg war Gouverneur und General Knobelsdorf Kommandant. Ein unbedeutendes Kavallerie-Streif-Corps unter dem General Lassalle zeigte sich vor den Thoren der Stadt, und forderte sie zur Uebergabe auf. — Der Gouverneur schickte den Lieutenant Eichstädt, der auf den Feind feuern ließ, in Arrest und auf die zweite Aufforderung übergab er die Stadt. — Romberg und Knobelsdorf waren so schamlos, daß sie in der Kapitulation ihren Heldenmuth, mit dem sie der ersten Aufforderung widerstanden hätten, rühmen ließen. Dem Minister Ingersleben macht man mit Recht den Vorwurf, daß er sich der Kapitulation nicht widersetzt, den übrigen höheren Offizieren, welche sich in der Stadt befanden, daß sie nicht jene beiden Verräther sofort verhaftet und sich der älteste nach ihnen des Befehls bemächtigt hatte. Vieles schob man auf die Einwirkung der reichen Kaufleute, welche die Schrecken der Belagerung fürchteten. — Die Haupt-Ursache des Falls von Stettin ist aber der Geiz des Gouverneurs, welcher in Westphalen Güter besaß. Lassalle hatte gedroht, sie verheeren zu lassen, und um diese zu retten, übergab er Stettin; die empörten Soldaten rissen zwar den unwürdigen Knobelsdorf vom Pferde und mißhandelten ihn, aber freilich zu spät.

So fiel Stettin auf die unwürdigste Weise; es war eine der Stützen der zerrütteten Monarchie. So kam der reiche Handelsort, diese Niederlage eines

ungeheuren Vorraths von Kriegsbedürfnissen, der Uebergang über die Oder und die Mündung, durch welche Hilfe von Außen zur See sich nähern und für diese ein Waffenplatz werden konnte, in die Hände eines Haufen Kavallerie ohne Belagerungsgeschütz und andere Belagerungs-Werkzeuge.

Noch schmachvoller war die Uebergabe Küstrins. Hier kommandirte der Oberst Ingersleben. — Auf der Durchreise hatte der tiefbekümmerte König und seine Gemahlin, auf den Wällen umhergehend, den Kommandanten auf das dringendste aufgefordert, diesen wichtigen Ort, so lange es irgend möglich sei, zu halten. Dieser hatte prahlerisch seinen Kopf dem Könige verpfändet, daß er die Stadt nicht eher übergeben werde, bis ihm das Schnupftuch in der Tasche brenne, aber nach wenigen Tagen schon dieses Versprechen und seine heilige Dienstpflicht schändlich vergessen.

Küstrin schützte sich durch seine Lage von selbst; von zwei Seiten durch die zusammenströmenden Flüsse Warthe und Oder gedeckt, umgaben die dritte Seite der Festung unzugängliche Moräste; die Besatzung war für den kleinen Umfang des Orts zahlreich, und an Vorräthen von Munition und Lebensmitteln fehlte es nicht, auch war die Festung selbst in den erforderlichen wehrhaften Stand gesetzt.

Man mußte voraussetzen, daß hier Verrätherei obwaltete, denn kurz nach der Abreise des Königs kam ein französischer Offizier und überlieferte dem

Kommandanten einige gefangene Reiter vom Regimente der Königin — zu welchem Zweck ward nicht offenbar — vermuthlich aber wohl nur, um Gelegenheit zu haben, mit ihm eine Unterhandlung anzuknüpfen. Dennoch ließ er die Oderbrücke anzünden, um dem Feinde die Annäherung an die Stadt zu erschweren. — Am 31. Oktober kam ein kleines Corps auf der Frankfurter Straße, und neckte nicht mit Kanonen, ja nicht einmal mit Gewehrschüssen, sondern mit dem Knall aus einigen Pistolen die Besatzung.

Statt nun die Vorstädte anzuzünden und durch einige Kanonenschüsse die Angreifenden zu vertreiben, fuhr v. Ingersleben selbst in einem Kahne über die Oder, um mit dem Anführer der Franzosen zu unterhandeln; er ward nicht einmal aufgefordert die Stadt zu übergeben, nein, er bat vielmehr selbst die Franzosen, daß sie die Gnade haben möchten, die Festung in Besitz zu nehmen. Gleich nach seiner Rückkehr machte er die Kapitulation bekannt und befahl, daß die Truppen auf dem Markt das Gewehr strecken sollten. Funfzehn hundert Franzosen standen mit Pistolen bewaffnet vor dieser uneinnehmbaren Festung, von welcher 90 Feuerschlünde herunter blickten. Vier Tausend Mann mußten sich ergeben, ohne einen Schuß gethan zu haben, und wurden nach Frankreich abgeführt. Ungeheure Vorräthe erhielten die Sieger, und was das Uebelste war, einen beschützten Uebergang über die Oder.

Die bitterste Strafe erhielt der schändliche In-

gersleben von einem französischen Offizier. — Er hielt sich in Prenzlow bei einer Verwandten auf, bei welcher auf dem Durchmarsch ein Oberst, ein alter Krieger von ritterlichem Sinne, einquartirt ward. Während die Besitzerin des Hauses sich mit der Abendküche beschäftigte, unterhielt sich der Oberst mit dem ihm nicht bekannten Ingersleben, das Gespräch fiel auf das Benehmen der Preußischen Festungs-Kommandanten und der Oberst äußerte sein Bedauern darüber, daß ein so guter König so schlechte Diener habe. Er nannte sie sämmtlich Schurken und Meineidige, jedoch bemerkte er, der ärgste von allen sei der Ingersleben, der Verräther von Küstrin, welcher den Feind selbst in die Stadt geholt habe. Ingersleben entgegnete, es könnte doch Verhältnisse geben, welche auch den Kommandanten von Küstrin entschuldigten; der Franzose ward aber immer heftiger und behauptete, es sey kein Grund denkbar, der eine solche niedrige That auch nur beschönigen könne. — „Halten Sie mit ihrem harten Urtheil ein," sagte Ingersleben: „denn ich bin der unglückliche Kommandant von Küstrin." — „Wie?" entgegnete der Franzose, „mit einem solchen Schurken soll ich unter einem Dache leben? Nimmermehr!" Mit einigen Fußtritten trieb er ihn zur Thür hinaus, eilte zum Einquartirungs-Bureau, machte den Beamten die höchsten Vorwürfe, daß sie ihn in ein Haus einquartirt, wo ein solcher Schuft lebe, mit dem kein ehrliebender Soldat zusammen athmen könne, und verlangte,

und erhielt ein anderes Quartier. So beurtheilte und bestrafte selbst der Feind diese Unthat.

Noch war das Auge auf Magdeburg gerichtet. Die Stadt war mit allem wohl versehen, was eine Belagerung erforderte, nur die Wälle waren, wie die aller Preußischen Festungen, verwahrlost; 800 Stück allerlei Geschütz vertheidigte dieselbe, oder lagen als Vorrath in den Zeughäusern; hiezu waren 10,000 Zentner Pulver vorhanden; die Garnison 20,000 Mann stark, der General-Lieutenant v. Kleist ihr Befehlshaber, ein Mann, der zwar einen berühmten Namen trug, aber sich selbst niemals ausgezeichnet hatte. Er war schon altersschwach und fast der Kindheit nahe. Die Belagerer unter dem Marschall Ney waren nicht halb so stark. — Wie hatte sich Magdeburg mit weit schwächeren Hilfsmitteln und gegen ein bei weitem stärkeres Heer im dreißigjährigen Kriege gewehrt?

Ney hatte kein Belagerungs-Geschütz und v. Kleist schien anfangs sich zu einer ernsten Gegenwehr anzuschicken, indem er die Vorstädte abbrennen und die, die Festungswerke umgebenden Gärten zerstören ließ. Bald war aber auch hier die Verrätherei eingeleitet. Französische Abgeordnete kamen nach der Stadt und unterhandelten mit dem Kommandanten; man stellte die Befestigungsarbeiten ein, nahm den Soldaten die scharfen Patronen ab und am 10. November kam eine Kapitulation zu Stande, die Preußischer Seits der General Renouard und der Oberst Dutrossel ab-

schlossen, in Folge deren die ganze Garnison kriegsgefangen ward, und alle Vorräthe in die Hände der Feinde fielen.

Die Nichtswürdigkeit ging so weit, daß sich Dutrossel in einem Artikel der Kapitulation den Besitz und die Nutzung des von ihm bewohnten Hauses, frei von aller Einquartirung, so lange französische Truppen in der Stadt sein würden, vorbedingte.

Alles Ehr- und Pflichtgefühl schien unter den Preußischen Anführern erstorben zu sein; sonst hätte doch einer den Versuch machen müssen, dem ehrlosen Verfahren der Festungs-Kommandanten ein Ziel zu setzen. Der Soldat war brav, eben so der Subaltern-Offizier, es kam nur darauf an, daß ein hoher Offizier sich an die Spitze stellte und jene Verräther verhaftete. Nur in Hameln versuchten die braven Soldaten etwas dieser Art. — Hameln war in dem besten Zustande, denn die Hanoveraner und Franzosen waren darauf bedacht gewesen, die Festung zu verbessern. Die Garnison unter v. Schöler und Le Cocq war zahlreich, es fehlte nicht an Kanonen, nicht an Munition, noch an Lebensbedürfnissen. So wie die Holländer unter dem General Dumonceau sich näherten, schickte der Kommandant von Schöler zu ihm und ließ ihm die Kapitulation anbieten. Sie wäre schon früher zu Stande gekommen, aber einzelne entschlossene Offiziere ließen, so bald sie merkten, was beabsichtigt wurde, ihren Widerspruch laut werden. Aber am 20. November ritt von Schöler

und Le Cocq selbst zu dem General Dumonceau hinaus, und als sie zurückkehrten, verkündigten sie die bevorstehende Uebergabe der Stadt. — Nun traten die Offiziere niedern Grades zusammen und bestanden darauf, daß der Platz vertheidigt werde. Sie trugen dem Befehlshaber, welcher Schöler und Le Cocq im Range am nächsten stand, das Kommando an und als dieser es zu übernehmen ablehnte, erwählten sie die Obersten Oerthel und Caprini zu ihren Anführern. Aber nun brach auch der Geist der Insubordination unter den Gemeinen aus, sie erstürmten die Vorrathshäuser, berauschten sich, verfluchten ihre Anführer und ihr Schicksal, plünderten und raubten. Schöler wandte sich an den französischen General und bat, die aufgebrachten Krieger durch die Bewilligung von milderen Bedingungen zu besänftigen, was aber dieser ablehnte. Am 21. stillte sich der Aufruhr, die Soldaten zerschlugen die Gewehre und Säbel, und drangen zu den Thoren hinaus, welche die Holländer besetzten; die meisten entkamen und zerstreuten sich, nur diejenigen wurden gefangen, welche dem Feinde geradezu in die Hände liefen. — Schöler hatte noch die Ehrlosigkeit weiter getrieben, als die übrigen, denn er bedingte sich für seine Person und die Oberbefehlshaber Pensionen für den Fall aus, daß das Land nicht wieder an den Preußischen Staat zurückgegeben würde.

Am 25. November ging auch die Bergfestung Plaßenburg mit 700 Mann Besatzung, und an dem-

selben Tage Nienburg mit einer Garnison von 4000 Mann an die Franzosen über.

So waren in vier Wochen alle Preußischen Festungen von der Weser bis zur Oder in feindliche Hände gerathen, bei allen Kapitulationen hatte man das Schicksal der Gemeinen von demjenigen der Offiziere getrennt; jene wanderten nach Frankreich, diese wurden auf ihr Ehrenwort, nicht wieder gegen die Franzosen dienen zu wollen, nach Hause entlassen.

Der König schaute tiefgebeugt auf die Trümmer seiner Herrschaft; wenige Tausende blieben ihm noch, um dem französischen Koloß entgegen zu treten; wenige Festungen in Schlesien, das treue Kolberg, Graudenz und das wehrhafte Danzig konnte er noch sein nennen. — Auf den Schlössern in Berlin und Potsdam hausten Feinde und ertheilten von dort Befehle durch das ganze Land.

Die unermeßlichen Vorräthe an Kriegsbedürfnissen, die Frucht seiner Ersparnisse, waren ihm geraubt und alles dies hatte ein unglücklicher Tag bewirkt. Was ihn aber am tiefsten kränken mußte, war, daß sein Unglück auch nicht einmal eine Großthat bezeichnete, ja daß keiner seiner Heerführer auch nur einmal mit Besonnenheit gehandelt, sondern Schwäche, Unkunde, Feigheit und Verrätherei überall hervorgeleuchtet hatte.

Napoleon fing jetzt an, über die eroberten Länder zu verfügen. — Er theilte die Preußischen Provinzen in vier Departements, welchen er den Gene-

ral-Intendanten Daru, den General-Administrator Esteves und den Haupt-Steuer-Einnehmer La Bouillerie als General-Verwaltung vorsetzte, und in jedem Departement einen Kaiserlichen Kommissarius ernannte; die Behörden bestätigte er auf ihren Stellen, und hielt auch den bisherigen Geschäftsgang aufrecht; dagegen mußten die ihrem Könige so treuen Beamten mit blutendem Herzen den Eid schwören:

„Die ihnen von dem französischen Kaiser anvertraute Gewalt mit der größten Redlichkeit auszuüben, und sie nicht anders als zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung und der öffentlichen Ruhe anzuwenden, auch aus allen Kräften beizutragen um die Maaßregeln und Anordnungen, welche ihnen für den Dienst der französischen Armee vorgeschrieben würden, auszuführen, und weder Briefwechsel noch eine andere Art von Verbindung mit dem Feinde derselben zu unterhalten."

Dafür ward ihnen der Genuß ihres bisherigen Gehalts noch ferner zugesichert.

Schon am 24. Oktober ward Münster, Osnabrück und die Grafschaft Mark von den Holländern in Besitz genommen. Hanover erhielt französische Beamten, um es zu verwalten. Braunschweig ward am 26. Oktober den angestammten Fürsten durch ein Dekret entrissen; Fulda am 27. dem Fürsten von Oranien. Am 29. ward der erste Zankapfel, die Abteien Essen, Werden und Elten, dem Großherzog von

Berg zugesichert. Am meisten ward wohl der Kurfürst von Hessen durch das Dekret des Kaisers vom 31. Oktober überrascht, welches ihn absetzte. Er hatte geglaubt, sich durch die angenommene Neutralität gegen jeden Unfall zu sichern. Mit Mühe entfloh er den Kriegern, die schon am folgenden Tage in Kassel einrückten, die Truppen entwaffneten und das Land als ein erobertes behandelten.

Am 20. November erließ Napoleon das berühmte Berliner Dekret, nach welchem er die Britischen Inseln in Blockade-Zustand erklärte, alle Correspondenz mit denselben aufhob, jeden Engländer, der sich auf dem festen Lande betreffen lassen würde, für kriegsgefangen, und alles englische Eigenthum für gute Prise erklärte, auch jeden Handel mit England untersagte.

Während seine Truppen nach der Weichsel vorrückten, suchte er von Berlin aus die Polen zum Aufruhr gegen den König aufzuregen, von welchem sie so zahllose Wohlthaten empfangen hatten. Sie träumten wie immer von der Wiederherstellung ihres Reiches und ergriffen die sich darbietende Gelegenheit, den erloschenen Glanz ihres Vaterlandes wieder zu gewinnen, mit Eifer; es bedurfte nur eines leisen Anstoßes, um diese so leicht erregbare Nation zu entflammen. — Dombrowsky, Divisions-General der Polnischen, im Dienste Frankreichs stehenden Legion und Wybicky, ehemals Repräsentant der Städte auf dem Reichstage von 1791, wurden

von Napoleon ausersehen, um jenen Anstoß zu geben. Sie erließen aus dem Kaiserlichen Hauptquartier eine Proclamation, welche in der glühendsten Sprache das Volk zu enthusiasmiren suchte und ihnen die glänzendsten Aussichten eröffnete. Zugleich machten sie ein, aber untergeschobenes Schreiben ihres als Heros verehrten General Kosciusko bekannt, worin er den Polen versprach zurück zu kommen, um sie zu befreien und den heiligen Resten seines Vaterlandes ein auf einer glänzenden und dauerhaften Grundlage beruhendes Glück zu verschaffen.

Zwar erließ der König aus Osterode unterm 18. November an sie eine väterliche Ermahnung, in welcher er sie an die ihnen erwiesenen Wohlthaten erinnerte, aber sie waren taub gegen seine Worte, und achteten nicht seiner Drohungen. Kaum näherte sich Napoleon, so erhoben sie sich; die kleinen Preußischen Besatzungen wurden von ihnen entwaffnet, und bald stand ein Heer von Polen schlagfertig zu Napoleons Verfügung, von welchem eine Abtheilung die kleine Festung Lenzicz und das bedeutende Kloster Czenstochau, in welchem sich 600 Mann unter Oberst Hund befanden, eroberte. Auch bis hierher hatte sich das Kapitulationsfieber der Kommandanten schon ausgedehnt.

Am 29. November zogen die Franzosen schon in Warschau ein. Durch diesen Abfall ward nun auch der König von dem getreuen Schlesien getrennt, dessen Hülfsmittel er sonst noch hätte benutzen kön-

nen; er behielt nur die in Preußen zurück gebliebenen Truppen und die Garnison von Warschau, welche, ungefähr 25,000 Mann stark, unter L' Estocq dem russischen Befehlshaber übergeben wurden.

Schmerzlich litt der König! Dennoch ging er im Unglück nicht unter, sondern erhob sich über dasselbe; sein einziges Vertrauen, seine letzte Hoffnung war auf die Russen gerichtet, aber wir müssen berücksichtigen, wie wenig die Hilfe der Russen im Jahre vorher den Oestreichern genutzt hatte, und wie gering daher der Erfolg dieser Hilfe sein konnte.

Wenn er wirklich einen leidlichen Frieden erhielt, so mußte er in steten Besorgnissen gegen Napoleon bleiben, oder sich dergestalt den Russen in die Arme werfen, daß er von ihnen ganz abhängig ward. —

Liebend und tröstend stand ihm allein die Königin zur Seite und richtete ihn in dieser traurigsten Zeit seines Lebens auf, wo jeder Tag einen neuen Schlag des Unglücks brachte, wo sein nur der Pflichttreue und der Wahrheit offenes Herz, welches Niemanden solche Schandthaten zutraute, jeden Tag von der Kunde einer neuen Verrätherei zerrissen ward. Alles was sich ereignet hatte, Alles, was über ihn und sein Land gekommen war, grenzte an das Unbegreifliche; die Masse des Unglücks schien zu groß, als daß ein Gemüth wie das seinige, ohne zu verzweifeln, es ertragen konnte. Was ihn aber am

meisten schmerzen mußte, war der Undank und die absichtliche Entstellung seiner redlichen Absichten. — Die Vorgänge in Berlin, der Druck, den die Einwohner litten, blieb ihm nicht verborgen, aber er erhielt auch Kunde von den Bemühungen elender Pamphlet-Schreiber, welche ihn und die Königin zu verunglimpfen und das Volk gegen ihn aufzuregen versuchten. Vor allen zeichnete sich unter diesen ein getaufter Jude, Lange, Herausgeber des Telegraphen, aus, dessen Blatt täglich mit der Verhöhnung des Unglücks und mit Schmähungen gegen den Thron und seine nächsten Umgebungen, vorzüglich aber gegen die Königin, diese erhabene Zierde des Throns, angefüllt war. Dennoch erreichte er seinen Zweck, das Volk gegen den König zu erbittern, und es demselben zu entfremden, nicht; je mehr er seine Herrschertugenden zu verdunkeln strebte, um so heller flammte die Liebe zu ihm in den Herzen seiner gequälten Unterthanen auf, und kein Pfeil der Bosheit konnte den heiligen Bund verletzen, den Herrscher und Volk geschlossen hatten.

Zu jener Zeit war es, wo auch bei ihr, dieser Dulderin, in ihrem frommen Gemüth der Zweifel aufstieg, ob das, was sie gewollt, das Rechte gewesen, und warum der Lenker der menschlichen Schicksale über sie und ihren Gatten diese Masse der Leiden gesendet, die sie beide nicht verdient hatten. In diesem bedrängten Augenblicke ihres Lebens erinnerte sie sich des rührenden Gesanges aus Göthes „Wil-

helm Meisters Lehrjahren," und schrieb in ihr Tagebuch, welches sie gewissenhaft führte und das nach ihrem Tode in ihrem Nachlaß gefunden worden, die Verse nieder:

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt ins Leben uns hinein
Und laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Ortelsburg, den 5. Dezember 1806.

Göthe. W. M

Erhabene Dulderin, Du und Dein Gatte durften nicht fürchten, daß Eure Schuld sich auf Erden rächen würde, denn es lastete keine auf Euch Beiden.

Schon von Sondershausen aus sandte der König den Kammerherrn von Luchesini und seinen General-Adjutanten von Zastrow, im Vertrauen auf den Liebe zum Frieden athmenden Brief, welchen er durch Montesquieu während der Schlacht erhalten hatte, in das feindliche Lager Napoleons, um den Frieden zu unterhandeln. — Napoleon machte die härtesten Bedingungen, Preußen sollte alle Besitzungen auf dem rechten Ufer der Elbe, mit Ausnahme des Herzogthums Magdeburg und der Altmark verlieren, und eine Kontribution von 25 Millionen Tha-

lern erlegen. — Der König willigte, so hart diese Bedingungen waren, aber ein, um nur seinem Lande die Segnungen des Friedens wieder zu verschaffen, und schon näherten sich am 30. Oktober die Unterhandlungen ihrem Ziele, indem der französische Bevollmächtigte Duroc diese Bedingungen als Grundlage des Friedens annahm.

Aber jetzt geschah täglich das Unglaubliche, jeder Tag offenbarte neue Treulosigkeiten, und eine beispiellose Feigheit von Seiten der Preußischen Heerführer. Nun suchte Napoleon, der wohl selbst auf solche Erfolge nicht gerechnet hatte, die Unterhandlungen zu verzögern. Als nun Blücher überwältigt wurde, Magdeburg fiel, die Oderfestungen sanken, da war nicht weiter von einem Frieden bei ihm die Rede. Einen Waffenstillstand, erklärte er, wolle er eingehen, aber er verlange zum Unterpfand Südpreußen, Thorn, Graudenz und Danzig, das rechte Oderufer in Schlesien, nebst den Festungen Breslau und Glogau. Ost- und Neu-Ostpreußen sollten neutral und von gar keinen Truppen besetzt sein, und die Russen nicht weiter vorschreiten. Hameln und Nienburg, welche beide Festungen sich damals noch hielten, sollten geräumt werden.

Diese Uebereinkunft ward von den Bevollmächtigten beider Theile unterm 16. November zu Charlottenburg unterzeichnet, und dem Könige zur Genehmigung an demselben 21. November durch Duroc überreicht, als Napoleon durch das Berliner Dekret

die Kontinental-Sperre anordnete und öffentlich erklärte, daß er Berlin und Warschau nicht eher räumen werde bis ihm England die französischen, spanischen und holländischen Kolonien zurück geliefert habe. —

Jetzt stieg des Königs Kummer auf das Höchste, er konnte aus diesen Bedingungen entnehmen, daß auf einen einigermaßen billigen Frieden nicht mehr zu rechnen sei. Die Bedingung, daß er die Hilfe der Russen zurückweisen sollte, konnte er nicht erfüllen, alle übrigen Bedingungen lieferten ihn ganz in die Hände des Siegers. Was er bis jetzt noch sein nennen konnte, hörte auf, es zu bleiben, und mit der Abtretung der Länder wuchsen die Hilfsquellen des Feindes immer mehr. Er vollzog die Waffenstillstands-Bedingungen nicht, und überließ seine Rettung Gott und den Russen.

In einer Denkschrift aus Königsberg vom 1. Dezember, setzte er der Welt seine Lage und die Gründe, welche ihn zu diesem Entschluß bestimmt hatten, auseinander; es geschah dies in einer männlichen Sprache, ähnlich derjenigen, die er sieben Jahre später in seinem Aufruf an sein Volk und an sein Heer führte. Er sagte:

„Napoleon habe, der schon am 30. Oktober festgestellten Grundlage des Friedens ungeachtet die wehrlosen Provinzen an der Oder und Warte mit Truppen überschwemmt, Südpreußen zum Aufstande gerufen und erklärt, daß er

die eroberten Provinzen als Ausgleichungs-Gegenstände für die verlorenen Kolonien benutzen wolle; unterdessen sei die französische Armee bis an die Weichsel vorgedrungen, bedrohe die Russen in ihrem eigenen Lande, und so sei er außer Stand gesetzt, die Bedingung wegen des Rückmarsches der Russen zu erfüllen."

Er erklärte ferner:

„Er habe Alles erschöpft, was in seiner Macht gestanden, um dem Blutvergießen ein Ziel zu setzen; jetzt bliebe ihm nichts weiter übrig, als ein neues Heer, so zahlreich als möglich, zusammen zu bringen; hiebei vertraue er auf die Unterstützung der Nation, die den siebenjährigen Krieg gegen fast ganz Europa ruhmvoll bestanden habe und nicht verzweifelte und nicht wankend ward in der Treue gegen ihren König, auch damals nicht, als so wie jetzt, die Hauptstadt und der größte Theil des Reichs in die Gewalt der Feinde gefallen wären. — Jetzt gelte es mehr als damals, denn es gelte den Kampf für die Erhaltung alles dessen, was der Nation ehrwürdig und der Menschheit heilig sei. Nur für die Unabhängigkeit und Selbständigkeit habe er die Waffen ergriffen, dies wisse die Nation, dies wisse die ganze Welt. — In jenem Kampfe hätte Preußen allein gestanden, ohne alle bedeutende Unterstützung; jetzt rechne es auf Rußlands Beistand, dessen Interesse es sich ganz

anschließe. Ausdauer in der Gefahr, nur die allein könne, nach dem ruhmvollen Beispiel der Vorfahren, unfehlbar zum Siege führen!

Diese Schrift zeigt des Königs männlichen Character im Unglück und widerlegt den ihm so oft gemachten ungerechten Vorwurf, daß er von Natur mißtrauisch in sich selbst und seine Kräfte, und einer kühnen Erhebung über die Schläge des Unglücks unfähig gewesen sei. Er ward jetzt groß durch Beharrlichkeit und Ausdauer; er wollte mit Ehren und ganz fallen, wenn es Gottes Wille war. — So mußte der Nachfolger des großen Kurfürsten und Friedrichs II. denken; so mußte er die Achtung seiner Zeitgenossen und der Nachwelt gewinnen.

So weit sein Arm reichte, wurden Rekruten ausgeschrieben und einberufen, man arbeitete an neuen Bekleidungs-Gegenständen, besonders an Mänteln, einem Bekleidungsstück, welches bis dahin die Preußische Armee noch nicht gekannt hatte. Der König entwickelte die höchste Thätigkeit, um die Truppen zu sammeln und zu ordnen, welche ihm nach so vielen Unglücksfällen übrig geblieben waren.

Jetzt fing der Druck der Franzosen und ihre Erpressungen an. Napoleon sog das Land bis auf das Blut aus. Nicht allein daß er die ungeheuren Hilfsquellen benutzte, welche ihm das Recht des Siegers zusprach, nicht allein daß er mit den erbeuteten Pferden seine Regimenter beritten machte, mit den eroberten Waffen aus den Zeughäusern seine

Krieger ausrüstete, mit den vorgefundenen Tuchvorräthen sie bekleidete, sie mußten auch noch auf Kosten der ruhigen Bürger leben, und ihre Anforderungen an ihre Wirthe waren nicht zu sättigen. Ungeheure Kontributionen wurden von ihnen ausgeschrieben, und wider seinen Willen oder mit seiner Zustimmung, von den einzelnen Heerführern zu ihrem eigenen Vortheil beigetrieben. Breslau allein mußte 2,500,000 Thaler zahlen, Magdeburg 380,000 Thlr., das verbündete Sachsen 8,000,000 Thlr. — Napoleons Macht, die zu einer schwindelnden Höhe so schnell herangewachsen war, ließ ihn im Glücke keine Schranken mehr finden, sein Ehrgeiz war grenzenlos, seine Verachtung aller Rechte des Menschen ungezügelt, kein Eigenthum und kein Gefühl war ihm mehr heilig. Im prahlerischen Uebermuthe redete er am 2. Dezember, dem Jahrestage der Schlacht von Austerlitz, seine Soldaten in einer Proclamation an:

„Weder die Oder, noch die Weichsel, weder Polens Wüsten, noch die rauhe Jahreszeit haben euch aufgehalten; Warschau ward fruchtlos vertheidigt; eure Adler schwebten über der Weichsel und die braven Polen glaubten Sobieskys Legion in euch aufleben zu sehen. Wir werden die Waffen nicht eher niederlegen, bis unserm Handel Freiheit, unserm Reiche seine Kolonien wieder gegeben sind. An der Elbe und Oder haben wir unsere Indischen Besitzungen und das

Vorgebirge der guten Hoffnung erobert und die Russen sollten vermögen, des Schicksals Gleichgewicht aufzuhalten? — Seid ihr denn nicht die Krieger von Austerlitz?"

Dagegen stach nun freilich die Bekanntmachung sehr ab, welche der unglückliche König gleichzeitig mit jener pomphaften Proclamation an sein Heer erließ. Er fühlte, daß die Einrichtung desselben der Zeit nicht mehr gemäß gewesen, und diese fehlerhafte Organisation seinen Untergang herbei geführt hatte, und wollte die Mißbräuche abstellen, aber auch diejenigen bestrafen, welche durch ihr beispiellos schlechtes Benehmen, durch Feigheit, Pflichtvergessenheit oder Schwachheit das Vaterland verrathen und es an den Rand des Verderbens geführt hatten. Er deckte in dieser Bekanntmachung die ganze Masse der begangenen Schändlichkeiten auf, und befahl, daß die Gouverneure und Kommandanten, welche die Festungen mit so großer Uebereilung übergeben, und die Generale und Offiziere, welche im Kriegsrathe für die Uebergabe gestimmt hatten, nach dem Maaß ihrer Schuld mit lebenslänglicher oder mehrjähriger Festungsstrafe und Dienstentsetzung bestraft werden sollten. Nur dem einzigen Ingersleben drohte er mit dem Tode, wenn er seiner habhaft würde; die Strafe der Entlassung ohne Abschied sollte auch alle diejenigen Offiziere treffen, welche bei Prenzlau und Pasewalk zu dem Hohenloheschen Corps gehört hatten und vor, während oder nach der Kapitulation in

Stettin angekommen waren, und sich dort hatten gefangen nehmen lassen, ohne ihren Marsch zur Armee in Preußen fortzusetzen; ferner alle Offiziere, welche bei Auerstädt gefangen worden waren.

Die Strenge dieses Urtheils ist nie in ihrem vollen Maaße zur Ausführung gekommen; die Milde des Königs ließ es nicht zu. Die meisten dieser Festungs-Verräther traf aber die Strafe Gottes, durch Wahnsinn oder einen qualvollen Tod. Nur einige wurden später auf die Festung gesandt und nach mehren Jahren entlassen; Ingersleben ging außer Landes und starb in Sachsen.

Ferner bestimmte der König, daß nach hergestellter Ruhe über diejenigen Offiziere, deren Benehmen zweifelhaft gewesen, ein Ehrengericht abgehalten werden sollte, vor welchem sie ihre Unsträflichkeit nachzuweisen hätten.

Um einer ähnlichen Pflichtwidrigkeit vorzubeugen, befahl der König ferner, daß alle Festungsbefehlshaber, welche aus bloßer Besorgniß vor einem Bombardement, oder unter dem Vorwande, daß es ihnen an Mitteln zur Vertheidigung fehle, oder aus sonst einem nichtigen Vorwande, eine Festung übergeben würden und dieselbe nicht auf das Aeußerste vertheidigt hätten, ohne Gnade erschossen werden sollten. Jedes Regiment, welches dem Befehl zum Angriff nicht Folge leisten werde, solle aufgelöst und untergesteckt, jeder Offizier, welcher unverwundet das Schlachtfeld verließe, infam kassirt, jeder Soldat,

welcher auf der Flucht die Waffen wegwerfe, erschossen werden. Auch der Gemeine, den Unerschrokkenheit und Geistesgegenwart auszeichne, sollte so gut wie der Fürst, Offizier werden können, jedoch ward, als ein Beweis, daß man noch nicht von dem Bedürfniß der Zeit durchdrungen war, und den eigentlichen Grund des erlittenen Unheils noch nicht entdeckt hatte, der damals das Volk tief betrübende Zusatz gemacht:

„daß diese Erhebung in den Offizier-Stand „nur für die Dauer des Krieges zugesichert „werde."

Der Minister von Haugwitz, dessen Vorliebe für die Franzosen sich oft gezeigt, bekam jetzt die Erlaubniß auf seine Güter zu gehen; das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten erhielt der General von Zastrow. Der Kabinets-Rath Lombard, welcher, von Haugwitz gehoben, dem Systeme desselben huldigte, ward in Stettin auf Befehl der Königin verhaftet, indessen bald in Freiheit gesetzt, aber von der Person des Königs entfernt, und ihm befohlen, in Pommern zurück zu bleiben. Man beschuldigte ihn, wichtige an den Kaiser von Rußland gerichtete Depeschen verzögert, und so den Marsch der Russen aufgehalten zu haben. General v. Rüchel, von welchem sich das Gerücht verbreitete, daß er an den bei Auerstädt empfangenen Wunden gestorben sei, der aber bloß betäubt zur Erde gestürzt war, hiernächst von einem Müller gastfreundlich auf-

genommen und so lange verborgen gehalten war, bis er Gelegenheit fand, über Magdeburg und Stettin zum Könige zu gelangen, ward jetzt der erste Kriegsminister Preußens und leitete die Armee. Graf Schulenburg, dem der König die Sorglosigkeit nicht vergessen konnte, womit er die Schätze Berlins dem Feinde überließ, und Minister von Stein, der sich mit dem Kabinets-Rath Beyme nicht vertragen konnte, erhielten ihre Entlassung.

Inzwischen hatte sich ein russisches Hilfs-Corps unter General Bennigsen von ungefähr 50,000 Mann genähert, und am 14. November die Weichsel von Warschau herunter bis Plock besetzt. — Die Bestimmung des Corps war, den König zu unterstützen und durch Südpreußen nach Schlesien zu gehen. — Ungeachtet nun der Kaiser von Rußland noch in einem blutigen Kriege mit den Persern begriffen war, und ein zweiter Krieg mit der Ottomanischen Pforte eben auszubrechen drohte, so blieb ihm doch jetzt, da in Preußen die Schutzmauer des Reichs gefallen war, nichts weiter übrig, als den Krieg selbständig aufzunehmen und mit aller Kraft fortzuführen. — Ein Rückschritt war jetzt, da die Franzosen an den Grenzen Rußlands standen, nicht mehr möglich. — Von der andern Seite bewog die persönliche Freundschaft Alexandern, seinen Freund und dessen beinahe vernichtetes Reich nicht hilflos aufzugeben, und König und Königin hielten fest an dem Worte des Freundes, und ihr zu Boden gedrücktes Volk stärkte

sich zur Ertragung des unvermeidlichen Kriegs-Ungemachs, durch die ihm von der Hilfe der Russen entgegenwinkende Hoffnung der Rettung. An alle Gouvernements ergingen Alexanders Befehle, Rekruten-Aushebungen zu veranstalten, und von allen Seiten stürmten Krieger nach der Grenze hin. Den Oberbefehl erhielt Graf Kaminsky, Suvarow's ehemaliger Kampfgenosse, leider ein schwacher Greis von 70 Jahren, dessen Geisteskräfte durch die Macht der Jahre bereits geschwächt waren, und der kaum den immer schüttelnden Kopf noch auf seinen Schultern tragen konnte. Die Wahl fiel auf ihn, weil es darauf ankam, der Eifersucht, die sich zwischen den Feldherren Bennigsen und Burhöwden, welche unter seinen Befehl gestellt wurden, schon entsponnen hatte, durch diesen höher stehenden Anführer ein Gegengewicht zu geben. — Aber konnte seine Kriegs-Erfahrung der sieggewohnten Tactik der jungen, raschen französischen Generäle entgegen gestellt werden? —

Jetzt begann eine Reihe von blutigen Gefechten, welche sich mit der Schlacht von Eilau endeten, nach welcher beide Theile sich so geschwächt fühlten, daß ihnen eine in der winterlichen Jahreszeit so sehr den Truppen erwünschte, aber durch die Umstände abgedrungene Waffenruhe nothwendig ward.

Wir begnügen uns, diese Gefechte nur oberflächlich zu berühren, da ihre genauere Beschreibung zur Aufgabe für die Geschichtsschreiber des Krieges,

aber nicht für die Darstellung von Friedrich Wilhelms Leben, Wirken und Zeit gehört.

Ehe Graf Kaminsky sich mit den gesammelten Truppen nähern konnte, und während die Beschützung von Ostpreußen Benningsen und L' Estocq anvertraut war, erzwangen, Ney bei Thorn am 26. December, und Augereau und Davoust gleichzeitig bei Warschau den Uebergang über die Weichsel, bald auch über den Bug. Brücken wurden über die Flüsse geschlagen, und Brückenköpfe angelegt; bei Warschau die Brücke nach Praga, welche die Russen abgebrannt hatten, wieder hergestellt, und letzteres in einen festen Waffenplatz umgewandelt.

Die Bewegungen Bennigsens waren schwankend, bis Burhöwden und Kaminsky gegen die Mitte des Dezembers bei dem Hauptheere eintrafen. Eine Schlacht war nunmehr unvermeidlich und Napoleon brach am 16. November von Posen auf und ging nach Warschau, um sie selbst zu leiten. Fürchterlich waren die Anstrengungen der beiden sich nähernden Heere, denn Kälte und grundlose Wege erschwerten jede Bewegung. Am Ufer der Wrka und bei Czarnowo trafen sie am 23. Dezember zusammen, aber trotz aller Anstrengungen wurden die Russen zum Rückzuge gezwungen, und eben so ward L' Estocq von Ney von Gurzno auf Soldau und Mlawa zurück gedrängt. Am folgenden Tage ging der Rückzug der Haupt-Armee unter steten Gefechten bis

Pultusk, und L' Estocq mußte bis Neidenburg zurück gehen.

Kaminsky durch diesen ersten Verlust befangen und wohl fühlend, daß er bei seiner Altersschwäche seinem Gegner nicht gewachsen sei, gab den Oberbefehl auf und ging eilig nach Rußland zurück.

Am 26. Dezember kam es zur Schlacht bei Pultusk; blutig war das Gefecht, die höchste Erbitterung herrschte von beiden Seiten; die Russen vereitelten die Pläne der Franzosen und behaupteten ihre Stellung, man kämpfte von Morgens bis Abends 8 Uhr, brennende Dörfer und Leuchtkugeln erhellten Abends das Schlachtfeld, bei deren Scheine man sich gegenseitig aufsuchte und fand und mordete; Sturmwind und Hagelwetter machten die Scene noch schrecklicher. Noch ist es ein Räthsel in der Geschichte, warum das russische Heer, ungeachtet es nicht geschlagen war, um Mitternacht den Befehl zum Rückzuge bekam. Einige Augenzeugen meinen, daß der Mangel an Lebensmitteln denselben veranlaßt hatte, andere, daß die Eifersucht Burhöwden's, der Bennigsen nicht unterstützte, letztern dazu gezwungen hätte. Die Franzosen schrieben auch sich den Sieg zu, und wenn man den Erfolg erwägt, so hatten sie ihn auch errungen. Dennoch verfolgten sie den Feind nicht, ein Zeichen ihrer Erschöpfung nach der Schlacht, oder des Mangels an Lebensmitteln oder der unwegsamen Straßen; denn würde sonst Napoleon, der jederzeit dem geschlagenen Feinde auf

Druck von E. Kaiser's Sohn in Magdeburg

VON NAGLER

KÖNIGL. PREUSS. STAATS-MINISTER

u. GENERAL POST MEISTER.

MÜHLER

KÖNIGL. PREUSS. STAATS u. JUSTIZ MINISTER.

Druck von B. Kaiser Sohn in Magdeburg.

C. TIMM.

GEHEIMER - KÆMMERIER

Druck von B. Kehse & Sohn in Magdeburg

ALEXANDRINE

GROSSHERZOGIN VON MECKLENBURG SCHWERIN

der Ferse folgte, sie nicht beunruhigt habe ziehen lassen. — Die Abneigung der beiden russischen Heerführer trennte auch ihre Heerhaufen, jeder ging seinen eigenen Weg.

Napoleon kehrte nach Warschau zurück und zeigte nun seinen Entschluß, dem Könige auch Südpreußen und Neu-Ostpreußen zu entreißen, indem er die Preußischen Behörden absetzte und eine Regierungs-Kommission für das Preußische Polen verordnete.

Am 30. November brachte ein Kourier nach Königsberg die Nachricht von der angeblich gewonnenen Schlacht bei Pultusk. In der ganzen Stadt herrschte ein Freuden-Taumel, man umarmte sich und wünschte sich Glück, denn endlich schien die bis jetzt behauptete Unüberwindlichkeit der Franzosen gebrochen zu sein. Unter den Fenstern des Königs und der Königin war die Freude am lautesten, welche in immerwährende Vivats ausbrach; aber wenige Tage nachher war der Jubel auch schon verschwunden, denn man erfuhr den Rückzug der Russen.

Die Gesundheit der Königin war allen den niederschlagenden Nachrichten, diesem Kummer, diesem Uebermaß von Leiden erlegen, sie war in ein Nervenfieber verfallen, welches ihrem Leben vierzehn Tage hindurch die höchste Gefahr drohte. Kaum war sie auf dem Wege der Genesung, als sie erst die Freude über die Schlacht von Pultusk, dann die

Nachricht von dem Rückzuge der Russen empfing; es war nicht mehr rathsam, die Kranke in Königsberg zu lassen.

Am 3. Januar 1807, einem feuchten trüben Wintertage, mußte sie in Betten eingehüllt, die Reise über die Nehrung längs der See nach Memel antreten. — Sie unterwarf sich ihrem Schicksal als eine fromme Dulderin, hinauf blickend zu dem, ohne dessen unerforschlichen Willen ihr kein Haar gekrümmt werden konnte.

Die kostbarsten Sachen wurden ebenfalls dahin abgeführt und die Königsberger sahen nun die Gefahr, in welcher sie standen. Am 6. folgten der König und die Königlichen Kinder ihrer Gattin und Mutter. So stand nun Friedrich Wilhelm an der äußersten Grenze seines Reichs und sah Alles dem Feinde hingegeben.

Der König sammelte auch dort noch mit Eifer die kleine Zahl von Kriegern, welche theils zu Wasser, theils auf Umwegen zu ihm kamen, nachdem sie der Gefangenschaft entronnen oder sich aus derselben gerettet hatten. — Oft keimten nicht bloße Wünsche, sondern auch Hoffnungen in seinem Herzen und erhellten die Nacht seines Unglücks. Vorzüglich that dies aber die Kunde, welche er von der treuen Anhänglichkeit der Bewohner des besiegten Preußens erhielt, wie sie auf seine Hilfe hofften, und nur das Unvermeidliche ertrugen. Auch erfuhr er, daß der größte und redlichste Theil

der Nation stets unbestochen und unbescholten geblieben war. Die brave Vertheidigung Danzigs, Kolbergs, und einiger schlesischer Festungen that seinem Herzen wohl. Bei seinen treuen Litthauern lebte das Königspaar wie ein Vater und eine Mutter unter ihren Kindern.

Nach Petersburg gingen Briefe mit Klagen über das Verhältniß der russischen Heerführer, aber auch hier war man über das Mißverhältniß derselben nicht lange im Zweifel; Buxhöwden ward abgerufen und kehrte zu seinem General-Gouvernement zurück, und Benningsen erhielt den Georgen-Orden und den alleinigen Oberbefehl über das Heer.

Jetzt kam (am 11. Januar) mehr Bestimmtheit in die Operationen der Russen. — Benningsen ließ am Narew einen Theil seines Korps zurück, und schien sich nach der Weichsel wenden zu wollen, um Danzig und vielleicht auch Kolberg, welches die Franzosen bereits angegriffen hatten, zu entsetzen; im Besitz der untern Weichsel und in Verbindung mit Danzig und Graudenz hoffte er Napoleon dergestalt für seine Flanken besorgt zu machen, daß er Warschau aufgäbe und zurück ginge, und wirklich drängte er Bernadotte bei Liebstadt und Mohrungen nach der Weichsel hin zurück. Napoleon eilte aber sofort zur Armee, vereinigte Truppen und richtete ihren Marsch nach der Aller und Passarge. In diesen Gegenden wogten die Massen unter blutigen

Gefechten, welche fünf Tage dauerten, hin und her, bis die Russen, ohne ihren Zweck erreicht zu haben, bei Preußisch Eylau standen. Hier mußte es zur Schlacht kommen, oder die Russen mußten sich hinter den Pregel zurückziehen, und Königsberg Preis geben. — Benningsen entschloß sich den entscheidenden Kampf zu wagen. Er besetzte am 27. Februar Preußisch Eylau; vor der Stadt stand der Vortrab unter Fürst Bagration, um sie zu behaupten, jenseits derselben die Hauptmacht; in drei Kolonnen rückten die Franzosen von Braunsberg, Heilsberg und Wormditt an. — Nachmittag um 2 Uhr begann der Kampf. Man schlug sich um die Behauptung der Stellung und um den Besitz der Stadt zuletzt noch in den Straßen, als es bereits ganz dunkel war, denn jeder Theil wollte sie als den Schlüssel der feindlichen Stellung behaupten.

Die Franzosen blieben zuletzt Sieger und der russische Vortrab zog sich auf die Hauptarmee zurück. Die beiden Heere brachten die Nacht auf dem mit Schnee bedeckten Boden ohne Obdach zu, um am folgenden Morgen, den 8. Februar, die eigentliche Hauptschlacht zu liefern. Wohl sahen es die Krieger von beiden Seiten voraus, daß diese Nacht für viele Tausende die letzte, und der kalte Schnee ihr Leichentuch sein werde, und so geschah es denn auch.

Der Morgen brach an, einen trüben schneeigen Tag verkündend; die Natur schien über das zu ver-

gießende Blut zu trauern. Die Franzosen rückten durch Preußisch Eylau und um die Stadt vor, die Division St. Hilaire an der Spitze. Die Schlacht begann mit einem fürchterlichen Kanonenfeuer. Dreihundert Feuerschlünde schleuderten Tod und Verderben auf die Feinde. — Ney bemühte sich den russischen rechten Flügel, Davoust den linken Flügel zu umgehen, ihre Pläne wurden aber vereitelt und der Angriff auf den Mittelpunkt scheiterte gleichfalls an der Tapferkeit der Russen; eben so vergebens bemühten sich aber auch die Russen Preußisch Eylau wieder zu gewinnen.

Augereau wies hier ihre Angriffe mit Kaltblütigkeit zurück. Endlich wankte der russische linke Flügel, die Dörfer Serpallen und Klein Saugard welche die Stellung deckten, wurden verlassen und schon erschien der allgemeine Rückzug der Russen unvermeidlich, schon erscholl das Siegesgeschrei der Franzosen, da waren es die Preußen, welche zum ersten Mal im ganzen Kriege, ihre alte Tapferkeit und Ausdauer bewährend, den zweifelhaft gewordenen Kampf wieder herstellten und Hoffnung gaben, daß der Preußische Muth nicht ganz von dem kleinen Häuflein, welches noch Preußische Armee hieß, gewichen sei. L'Estocq stand zwei Meilen rechts vom Schlachtfelde bei Husseinen, als er in der Nacht vom 7. zum 8. Februar den Befehl erhielt, schleunigst sich der Armee zu nähern und dem rechten Flügel sich anzuschließen. Da ihn der gegenüber stehende

Feind nicht aus den Augen ließ, der Weg fürchterlich und die Ermüdung der Truppen von den Anstrengungen des vorigen Tages sehr groß war, so konnte er erst gegen Abend, gerade als die Schlacht schwankte, und der linke Flügel geworfen war, anlangen. Sofort ging er hinter den rechten Flügel und die Mitte der Armee fort und eilte dem linken Flügel zu Hilfe.

Ungestüm war der Angriff der Preußen, ihre Artillerie schleuderte den Tod in die Reihen der Feinde, die Franzosen mußten das brennende Dorf Kuschitten verlassen. Die Russen faßten jetzt auch wieder Muth und um 9 Uhr waren auch hier wieder die französischen Angriffe abgewiesen.

So endete die Schlacht, von welcher sich beide Theile den Sieg zuschrieben, der aber eigentlich unentschieden blieb. Mit unglaublicher Wuth hatte man gekämpft, oft hüllte der dichtfallende Schnee die Gegend in seinen Schleier, die Haufen vermischten sich und wurden, im eigentlichsten Sinne des Worts, mit den Bajonetten handgemein; Haufen von Todten und Ströme Bluts bezeichneten auf dem weißen Schnee die Stellen, wo am häufigsten gekämpft worden war. — Die höchste Müdigkeit nach einem sechstägigen steten Kampf, und fast eine gänzliche Erschlaffung hatte sich beider Heere bemächtigt, der Hunger peinigte sie auf gleiche Weise; da entschloß sich Benningsen, noch um Mitternacht den Befehl zum Aufbruch nach Königsberg zu geben,

und den Franzosen den Ruhm, den Kampfplatz behauptet zu haben, zu überlassen.

Aber auch sie vermochten wegen großer Erschöpfung und Mangel an Lebensmitteln nicht zu folgen, ihr Verlust war so groß gewesen, daß namentlich der Rest des Augereauschen Korps aufgelöst und untergesteckt werden mußte. — Am 12. Februar traten auch sie den Rückzug an.

Die Heere blieben, mit Ausnahme von kleinen Gefechten, z. B. um den Besitz von Braunsberg, die Wintertage hindurch, drohend sich gegenüber stehen, und suchten sich wieder zu ergänzen. Man bemühte sich Munition, Kleidungsstücke und Lebensmittel aus weiter Ferne herbei zu schaffen, da das unglückliche Preußen völlig ausgesogen war.

Aus Schlesien hätte der König noch Truppen, Geld und Lebensmittel ziehen können; er war aber von diesem Lande getrennt; dagegen konnte von dort aus eine Diversion in dem Rücken der Franzosen zu Gunsten des Königs geschehen, deren Ausführung nur allein davon abhing, daß sich ein kräftiger Mann an der Spitze der Verwaltung befand; Schlesien war mit allem wohl versehen, eine Menge von Festungen deckte das Land, eine große Anzahl von Kriegern, sogar ganze Bataillone mit Ober- und Unter-Anführern hatten sich von Jena hieher geflüchtet und waren bereits wieder unter die Fahne getreten;

es fehlte weder an Geld noch an Munition und Waffen, die Nation war dem Könige treu und ergeben, und der Wille des Volks gut, denn freiwillig folgten die Neugeworbenen dem Rufe der Behörden. Alle Hilfsquellen hatte das Land im Ueberfluß; vor allem aber ward es so spät vom Feinde berührt, daß man Zeit gewann, sich von dem panischen Schrecken, welcher das Land überfallen hatte, zu erholen und die geeignetsten Maaßregeln zum Schutz und zur Rettung zu ergreifen. Aber auch hier wurden die Hoffnungen des Königs durch die Schlaffheit und Gleichgiltigkeit der oberen Beamten getäuscht.

Die Civil-Verwaltung leitete seit vielen Jahren der Minister von Hoym; aber so vorzüglich sie gewesen, so war er doch wohl nicht mehr kräftig genug, um in Gefahren mit Energie zu handeln. Von dem General Thiele, welchem der König die Vertheidigung Breslaus anvertraut hatte, erwartete man mehr, als von Ersterem. Beide setzten sich nicht mit dem Könige in Verbindung und entließen die geworbenen Rekruten, statt aus ihnen im Lande neue Bataillone zu bilden, angeblich aus Geldmangel. Auch hier ward Ruhe, als erste Bürgerpflicht, eben so wie in Berlin empfohlen, statt daß es kräftiges Handeln hätte sein sollen.

Ein Mann, Graf Friedrich August Erdmann von Pückler trat auf, er machte dem Könige Vorschläge über dasjenige, was Noth that; er wollte,

daß man eine Landwehr bildete, aus den herrschaftlichen Förstern und Inspectoren wollte er ein Schützen-Korps machen; die Ranzionirten (so nannte man diejenigen, welche der Gefangenschaft entronnen oder aus derselben entwichen waren) wollte er sammeln, ihnen sollten sich Freiwillige und Neugeworbene anschließen, und so ein neues Heer geschaffen werden. Der König übersandte den Vorschlag an den Minister Hoym mit folgendem Kabinets-Schreiben:

„Der in der Anlage enthaltene Vorschlag des Grafen v. Pückler, die Garnisonen der schlesischen Festungen zu verstärken, verdient die ernsthafteste und schleunigste Rücksicht, weshalb ich Euch befehle, denselben ohne allen Verzug in Ausübung zu bringen und kein Geld dabei zu sparen; die Festungen müssen, es koste was es wolle, bis auf den letzten Mann vertheidigt werden, und ich werde jedem Kommandanten, der seine Schuldigkeit nicht beobachtet, den Kopf vor die Füße legen lassen.

Schneidemühl, den 2. November 1806.

Friedrich Wilhelm.

Schnelligkeit war die Hauptbedingung, aber der Vorschlag trat nicht in's Leben, weil die höchste Landesbehörde nicht mit gleichem Eifer darauf einging, wie v. Pückler ihn erdacht hatte. Thiele lehnte die Sache ab, weil er er nicht dazu beauf-

tragt sei. Hoym meinte, ungeachtet des ausdrücklichen Königlichen Befehls, die Bildung eines Heeres gehöre nicht zu seinem Ressort. — v. Pückler wandte Alles an, um diese kalten vom Schlendian befangenen Seelen zu entflammen, allein umsonst. — Nachdem er so an den Erfolg seiner Bemühungen verzweifeln mußte, glaubte er den Untergang seines Vaterlandes nicht überleben zu können und endete am 11. November in Breslau freiwillig sein Leben, welches einer kräftigeren Zeit und einer edlern Theilnahme an seinen Absichten wohl würdig gewesen wäre.

Inzwischen hatte der König unterm 22. November von Osterrode aus den Fürsten von Anhalt-Pleß zum interimistischen General-Gouverneur von ganz Schlesien ernannt, und ihm den Flügel-Adjutanten, Grafen Golz zum Beistande zugeordnet; er hatte ihnen unumschränkte Vollmacht ertheilt, alle Vertheidigungsanstalten zu leiten, die Festungs-Kommandanten an diese beiden verwiesen und sie dringend aufgefordert, die ihnen anvertrauten Festungen zu vertheidigen. An den Obersten von Haake in Schweidnitz schrieb er:

„Euer Eifer im Dienst und Eure Vaterlandsliebe berechtigen mich zwar zu der Erwartung, daß Ihr die Festung Schweidnitz, wenn sie vom Feinde angegriffen werden sollte, nachdrücklichst vertheidigen werdet; da es mir aber schlechterdings nicht gelingen will,

den französischen Kaiser zur Annahme des ihm angetragenen Waffenstillstandes zu bewegen, und demnächst den Frieden unterhandeln zu können, die französischen Truppen vielmehr die Feindseligkeiten ununterbrochen fortsetzen, so wird es um so nothwendiger, die Festung Schweidnitz bis auf das Aeußerste zu vertheidigen, da ich die Hoffnung habe, daß die künftigen Operationen der mir zum Beistand herbeieilenden russischen Armee, der bedrängten Lage meiner jenseits der Weichsel liegenden Provinzen bald abhelfen werden. — Ich trage Euch wiederholentlich auf, im Fall eines feindlichen Angriffs die Euch anvertraute Festung auf Ehre und Pflicht auf's hartnäckigste zu vertheidigen, bis sie durch Hülfe der russischen Operationen entsetzt werde, und müßt Ihr bei Verlust Eures Kopfes alle Euch zu diesem Zweck zu Gebot stehenden Mittel so benutzen und verwenden, daß Ihr die Festung nicht übergeben dürft, oder im Fall eines Unglücks Euch deshalb nach wiederhergestelltem Frieden, dem strengsten Kriegs-Gericht unterwerfen könnt."

Osterode, den 22. November 1806.

Friedrich Wilhelm.

In ähnlicher Art hatte er die übrigen Kommandanten der schlesischen Festungen zur Pflichttreue

dringend und ernsthaft ermahnt; aber freilich auch hier meist tauben Ohren gepredigt.

Die Eroberung Schlesiens hatte Napoleon seinem Bruder Hieronymus, unter Beistand des General Vandamme, verdammungswürdigen Andenkens, übertragen. Am 7. November erschienen diese mit einem Korps Baiern und Würtemberger vor Glogau, in welcher Festung der General-Lieutenant von Reinhard als Gouverneur, den der König von Küstrin aus hingesandt hatte, weil er ihn seines besondern Vertrauens würdigte, und General-Major von Marwitz als Kommandant befehligte; am 13. November fing man an, es zu beschießen, und am 2. Dezember capitulirte es bereits. — Glogau war mit Allem versehen, was eine Belagerung erfordert; seit dem 21. Oktober hatten nicht allein die hiezu Aufgebotenen, sondern Freiwillige aller Art, Juden, Schüler aus dem Jesuiten-Kollegio, Offizianten, sich die Hände wund gearbeitet, um sie in den gehörigen Stand zu setzen.

Die Stadt war zwar beschädigt, aber die Uebergabe noch nicht nöthig, da es an keinem Bedürfniß fehlte; 200 Stücke Geschütz und 300,000 Pfund Pulver und höchst ansehnliche Magazine von allen Gegenständen fielen dem Feinde in die Hände, der jetzt den Schlüssel zu Schlesien gewonnen hatte; v. Reinhard hatte schlecht das Vertrauen des Königs gerechtfertigt.

Die zweite Stadt, welche fiel, war die Haupt-

stadt selbst. Breslau gehörte zu den stärksten Festungen schon zur Zeit des siebenjährigen Krieges und ward seitdem noch immer mehr befestigt. Bereits am 16. November kamen einige Haufen Baiern von Glogau her, warfen einige Granaten in die Stadt und glaubten sie zu überraschen, allein sie wurden zurückgewiesen. Am 3. Dezember erschien der Abgeordnete des Königs, Graf Golz, und machte öffentlich bekannt, daß der Fürst von Anhalt-Pleß vom Könige ernannt sei, die allgemeine Landesbewaffnung zu leiten, und ermahnte zum Widerstand; leider war es aber schon zu spät, da das Land bereits mit fremden Völkern überzogen und Glogau gefallen war.

Am 6. Dezember ward Breslau berannt, am folgenden Tage zerstörte man die Vorstädte; das Schweigen der Uhr-Glocken, nach Kriegsgebrauch, zeigte an, daß die Belagerung eröffnet sei; um 10 Uhr fing das Bombardement an. Zwar versuchte der Fürst von Anhalt-Pleß mit den in Eil zusammen gerafften Völkern sich heimlich der Stadt zu nähern und sie zu entsetzen, aber Vandamme stellte ihm eine überlegene Zahl von Baiern und Würtembergern entgegen, und diese warfen ihn in das Gebirge zurück. Sein Rückzug veranlaßte aber hauptsächlich die Treulosigkeit der Polen in dem Regiment Korf, welche die Gewehre wegwarfen und davon liefen.

Schon eröffneten sich Unterhandlungen wegen Uebergabe der Stadt und der Gouverneur v. Thiele,

gedrängt von den reichen Kaufleuten mit ihrem Anliegen die Stadt keinen Sturm auszusetzen, war schon hiezu geneigt, als die Erinnerung der Mittelklasse der Bürger an das königliche Gebot, und die Erklärung der übrigen höheren Offiziere, besonders von der Artillerie, daß die Mannschaft noch keinen bedeutenden Verlust erlitten habe und die Festungswerke nicht im mindesten beschädigt wären, die Oberhand behielt und von neuem die Kanonen donnerten. Der Jubel war allgemein, Offiziere, Soldaten, Bürger, Kaufleute, Gelehrte brachten dem Gouverneur gemeinschaftlich ein lautes Vivat. Aber auch von Neuem erschien die Hoffnung für die Belagerten, befreit zu werden, denn der Fürst von Anhalt-Pleß machte einen neuen Versuch, die Stadt zu entsetzen. Er griff, von Neiße kommend, die Belagerer an, hoffend daß die Belagerten ihm durch einen Ausfall ihrerseits zu Hilfe kommen würden. Ungeachtet er den ganzen Tag im Feuer stand, und bedeutende Fortschritte machte, so blieben diese dennoch ruhig, und der Fürst mußte sich endlich, von der Uebermacht gedrängt, wieder nach den Gebirgen zurückziehen. Es ist unbekannt, ob es Feigheit oder böser Wille war, was den Gouverneur auch dies Mal abhielt, die dargebotene Gelegenheit zu benutzen, um die Stadt zu befreien; er selbst soll behauptet haben, das Gefecht, welches er von den Wällen selbst mit ansah, sei ein von dem Feinde, um die Garnison aus der Festung zu locken, ange-

stelltes Scheingefecht; genug er that Nichts zu seiner Rettung.

Aber die Feinde, welche nach diesem zweiten Vorfall einsahen, daß es ihm mit der Vertheidigung der Stadt nicht Ernst sei, eröffneten von Neuem Unterhandlungen, welchen sie durch die Verdoppelung des Bombardements Nachdruck gaben, und auch die Bürgerschaft ward nun muthlos, da man die Gelegenheit, sie zu befreien, nicht benutzt hatte. Am 3. Januar schwieg das Geschütz, am 5. unterzeichnete man die Uebergabe.

v. Thielen trifft der Vorwurf des Mangels an aller Einsicht bei der unterlassenen Benutzung der Mittel, um seine Besatzung zu verstärken. Er vernichtete die Vorstädte und opferte Millionen um einer kurzen Vertheidigung willen; er wagte keinen Ausfall, wie er sagte, um der treulosen Polen willen, und übergab diese Stadt doch wenige Tage später den Franzosen freiwillig. Er kam dem Fürsten von Anhalt, der Alles that um Breslau zu entsetzen, nicht entgegen. Er wollte nur den Schein retten, um die Erhaltung Breslaus war es ihm aber nicht ernstlich zu thun.

So wie der Feind Breslau besetzt hatte, wurden auch ungeheure Requisitionen ausgeschrieben. Was aber am tiefsten gefühlt ward, man fing auch sofort an, die Festungswerke in die Luft zu sprengen. Breslau ist seitdem keine Festung mehr.

Das Belagerungsheer theilte sich in zwei Theile

und zog auf Brieg und Schweidnitz. Brieg war an sich eine schwache Festung und ergab sich nach dreitägigem Beschießen, und auch hier ward der Wall sofort der Erde gleich gemacht.

Auf die Festung Schweidnitz stützte sich noch die Hoffnung der Patrioten. — Seit dem siebenjährigen Kriege waren keine Kosten gescheut, ihre Werke zu vervollkommnen; die Besatzung bestand aus 7000 Mann, es fehlte nicht an Lebensmitteln und Schießbedarf, und der Geist, welcher die Bürgerschaft beseelte, war der Geist der Treue gegen den König. Aber auch hier fehlte den beiden Oberbefehlshabern v. Haake und Humbold, Einsicht und Kraft; letztere konnten auch nicht die Befehle des Königs erheben, welche wir oben mitgetheilt haben.

Auch hier wiederholt sich das Spiel von Breslau, der Feind erschien am 10. Januar, am 3. Februar fing das Beschießen der Stadt an; am 6. Februar erschien ein Prinz von Hohenzollern als Abgesandter des Feindes, und stellte dem Oberst Haake vor, daß der König gleichsam in der Verbannung zu Memel lebe, Danzig sich kaum noch halte, Graudenz belagert sei und an russische Hilfe nicht zu denken wäre. Er verlangte die Uebergabe der Stadt. — Seit dieser Verhandlung fiel kein Schuß mehr. Haake bedingte sich eine Frist bis zum 16. Februar aus, und versprach die Thore zu öffnen, wenn bis dahin kein Entsatz käme, dieser blieb aus, und Haake erfüllte an diesem Tage sein Versprechen.

Dem Könige berichtete er, daß es ihm unmöglich gewesen, die Festung zu halten. Aber dies wiederlegte sich durch die That, denn alle Bedürfnisse zur Vertheidigung waren im reichsten Maaße vorhanden, die Werke vortrefflich, so daß deren Zerstörung selbst den Feind schmerzte. Nur die Desertion unter den Truppen war eingerissen, wozu aber die Härte und Rohheit der Befehlshaber selbst die meiste Veranlassung gegeben hatte.

Des Königs ganze Macht in Schlesien beruhte jetzt nur noch auf den Gebirgsfestungen Kosel, Silberberg, Glatz und Neiße, und auf dem kleinen Haufen des Fürsten von Anhalt-Pleß. Bald ward letzterer nach einem tapfern Widerstande durch die Uebermacht erdrückt und zerstreute sich. Der Fürst, wohl einsehend, daß seine Mittel zu geringe wären, um Schlesien wieder zu erkämpfen, ging nach Wien.

Kosel, unter dem braven Oberst v. Neumann und als dieser starb, unter dem Oberst von Puttkammer, ward am 4. Februar zuerst beschossen, vertheidigte sich bis zum 18. Juni, wo die Desertion, der Mangel an Lebensmitteln, besonders aber eingerissene Krankheiten, wobei es an Medizin fehlte, und die Zerstörung der einzigen vorhandenen Mühle, ihn zwangen zu capituliren und die Stadt zu übergeben, wenn nicht binnen vier Wochen Entsatz erschiene; der geschlossene Friede erhielt die Festung dem Könige. —

Neiße vertheidigte sich nicht minder tapfer. Am 2. März wurden gegen diese Festung die Laufgräben eröffnet; es fehlte in der Stadt an einer hinreichenden Garnison, die meistentheils aus Invaliden und Rekruten bestand; selbst die Vorkehrungen, um das Wasser aufzustauen, waren mangelhaft; dennoch vertheidigte der Oberst von Stensen sie drei Monate lang; am 1. Juni zwang ihn der Mangel zu capituliren, er versprach die Stadt am 16. Juni zu übergeben, wenn bis dahin keine Hilfe käme, welches auch, da sie ausblieb, geschah; 160,000 Schüsse waren hinaus, und 8000 hineingefallen und wenige Häuser unbeschädigt geblieben.

Glatz, auch bereits nahe daran sich zu ergeben, und Silberberg rettete der Waffenstillstand und der Tilsiter Friede.

Während dieser Zeit sammelte sich nun von Neuem ein kleiner Haufen Preußen und that dem Feinde Abbruch. Noch einmal übertrug der König dem Grafen Golz den Oberbefehl über ganz Schlesien; er versuchte die Festungen zu entsetzen, beabsichtigte sogar einmal, sich des schwach besetzten Breslaus zu bemächtigen; jedoch waren die Anstrengungen umsonst. Bei Canth und Frankenstein zurückgeworfen, blieb ihm allein noch Glatz als Rückzugspunkt, als der Waffenstillstand eintrat.

In Pommern war Kolberg unbesiegt; die Festung wie alle in einem verwahrlosten Zustande, ward von einem schwachen Kommandanten, dem

Oberst Loucadou befehligt; aber die Treue der Bürger, an deren Spitze der alte Nettelbeck stand, welcher den schlaffen Loucadou bewog, die nöthigen Anstalten zum Schutz des Orts zu treffen, war der Feste beste Mauer; hiezu kam Schill's Hilfe. — Schill, Lieutenant vom Dragoner-Regiment der Königin, welcher sich im Frieden wenig bemerkbar gemacht hatte, und bei welchem wohl überhaupt mehr der Muth und der gute Wille, wie tiefe Einsicht vorherrschte, ward bei Auerstädt verwundet und hatte sich nach Kolberg geflüchtet. Als er von seinen Wunden einigermaßen wieder hergestellt war, sammelte er einige Muthige um sich, durchstreifte das Land, zog Nachrichten vom Feinde ein, hob die Kassen auf und brachte Geld und Lebensmittel und andere Kriegsbedürfnisse zur Stadt. Jetzt ertheilte ihm der König unterm 12. Januar die Erlaubniß, ein förmliches Frei-Korps zu errichten; ihm strömten die Selbst-Ranzionirten in Menge zu, und bald hatte er einen Haufen von mehr als 1000 Mann um sich; er holte Tuch und Leder herbei und bekleidete die Halbnackten.

Die von den Zersprengten weggeworfenen, aber von Bürgern und Bauern sorgsam aufbewahrten Gewehre und Waffen, besonders des Hohenloheschen und Bilaschen Korps, dienten zu seiner Bewaffnung. Eine kleine Schaar von Zersprengten, welche sich über Arnswalde zu Schill nach Kolberg begeben wollte, traf dort den General Victor, der von Stet-

tin zur französischen Armee reiste, hob ihn auf und brachte ihn nach Kolberg, von wo er demnächst gegen unsern braven Blücher ausgewechselt ward, wodurch dieser wieder in die Reihen der Kämpfenden treten konnte. Schills kleine Unternehmungen belebten den Muth und erleichterten die Versorgung der Stadt mit den nöthigsten Bedürfnissen aus der umliegenden Gegend. Bald näherten sich aber die Franzosen unter dem General Teullé und schlossen Kolberg ein.

Schill verschanzte sein kleines Heer in der Maikuhle, einem Thal an den Dünen der See, von wo aus er den Feind beunruhigte, und Geld, Lebensmittel und Soldaten, deren sich immer mehr nach Kolberg drängten, zur Stadt beförderte. Die Maikuhle und die Münde sicherten die Verbindung der Stadt mit der See, und vor den Augen der Franzosen liefen die Schiffe aus England, Schweden und Preußen in den Hafen aus und ein, alles bringend, was die Stadt bedurfte.

Noch war die eigentliche Belagerung nicht anfangen, sondern die Stadt bloß umstellt, als die Hoffnung der Rettung beinahe zur Gewißheit ward. Die Schweden machten von Stralsund einen Angriff auf die Franzosen, und trieben sie bis gegen Stettin zurück. Schon glaubte man Stettin wieder eingenommen, als der Marschall Mortier sich auf die Schweden warf, die sich zu weit ausgedehnt hatten, und sie wieder über Anklam zurück trieb. Jetzt

ward aber Kolberg enge eingeschlossen, die Laufgräben wurden eröffnet und das Beschießen der Stadt begann.

Die Bürgerschaft, welche fest entschlossen war, daß die Stadt eher in Trümmer geschossen, als dem Feinde übergeben werden sollte, mißtraute der Beharrlichkeit ihres Befehlshabers, und ihr Freund Schill war nach Schwedisch-Pommern gegangen, um dort eine Landung Blüchers, den der König aus Preußen dorthin senden wollte, damit er mit den Schweden gemeinschaftlich die Franzosen im Rücken angreifen sollte, zu unterstützen. — Schon verzagten sie, als der König auf ihre vielfältigen Bitten, ihnen einen andern Kommandanten an die Stelle des Obersten von Lucadou zu senden, den Oberst-Lieutenant von Gneisenau als Befehlshaber sandte, dessen Muth und Beharrlichkeit und dessen vorzüglichen Anordnungen der König die Erhaltung der Stadt, und die Bürgerschaft die Rettung von der Schmach, die die übrigen Festungen erduldeten, zu verdanken hat.

Gneisenau, der am 29. April den Befehl von Kolberg übernahm, tritt jetzt als ein hellleuchtender Stern in Friedrich Wilhelms Lebens- und Regierungs-Geschichte ein, und verdient wohl, daß man sich näher mit ihm bekannt mache.

Neidhard von Gneisenau, im Jahre 1760 von einer Offizierfrau auf der Durchreise in Schilda geboren, ein Sohn des Kriegs, ward von seinen El-

tern in Würzburg für den Militairstand erzogen, wohin ihn seine ganze Neigung zog. Ein Jüngling von 20 Jahren, ging er mit den Anspachschen Truppen nach Amerika. Als Anspach Preußisch wurde, trat er in Preußische Dienste. Er wandte nun die Ruhe des Friedens dazu an, sich durch das Studium der Militair-Wissenschaften immer mehr für sein Fach vorzubereiten, und galt bald für den gelehrtesten Offizier des Regiments, wozu freilich, wie er selbst scherzhaft sagte, nicht viel gehört haben soll, da er der einzige war, der den pythagoräischen Lehrsatz beweisen konnte. Im Jahre 1802 ward er Hauptmann in der schlesischen Füselier-Brigade und erst in den Jahren 1806 und 1807 hatte er Gelegenheit sich auszuzeichnen.

Die Wahl des Königs fiel auf ihn, und er sandte ihn in Loucadou's Stelle nach Kolberg, dessen Vertheidigung ihm anvertraut ward. Durch seinen Muth, denn er war überall wo es galt, durch seinen unermüdeten Diensteifer, durch sein festes und bestimmtes Benehmen, durch seine Leutseligkeit, erwarb er sich sofort die Liebe und das Vertrauen der Bürgerschaft, so wie der Truppen, und wahrscheinlich würde er in Verbindung mit Schill und Nettelbeck, dem Feinde weit verderblicher geworden sein, wenn er von Anfang statt des untauglichen Loucadou die Vertheidigung geleitet hätte. — Dennoch erhielt er die Festung dem Könige, bis, nachdem die feindlichen Bomben ungeheure Verheerungen ange-

richtet, nachdem die Maikuhle vom Feinde genommen und die Verbindung mit der See unterbrochen war, der Tilsiter Friede diejenige Rettung brachte, an welche die hart bedrängten Belagerten fast schon verzweifelten.

6000 Mann hatten sich vier Monate, zuletzt als Danzig gefallen war gegen 24,000 Feinde, gewehrt und gezeigt, daß es noch brave Preußen gab, 10,000 getödtet, verwundet und gefangen genommen; die Garnison hatte selbst 2000 Mann verloren, und viele Bürger waren getödtet oder schwer verwundet worden, indem sie die Geschütze auf den Wällen bedienten oder das Feuer in der Stadt löschen wollten. Zum Lohn für ihre Treue erließ der König den auf die Stadt repartirten Beitrag zu der auf Pommern ausgeschriebenen Kriegs-Kontribution mit 108,216 Thaler, und befahl, daß sie vom ganzen Lande übertragen werden solle. Aus den braven Vertheidigern Kolbergs wurden zwei Regimenter gebildet, von welchen der König eins zu seinem Leibregimente erhob, und dem zweiten den ausgezeichneten Namen des Kolbergschen ertheilte, welchen es auch bisher behalten hat.

Was Gneisenau hiernächst bei der Reorganisation der Armee leistete, wie er als Chef von Blüchers General-Stabe die Seele seiner Unternehmungen in dem Kriege von 1813 bis 1815 war, werden wir weiter unten erfahren.

Graudenz in Westpreußen hat Friedrich der

Große selbst angelegt, er hatte mit seinem Stock den Mittelpunkt der Feste bezeichnet. Es war ein vorzügliches Werk, aber leider mit einer schlechten Besatzung, größtentheils aus Polen bestehend, jedoch mit ausreichendem Vorrath versehen, und von einem alten Eisenfresser, dem General von Courbière bewacht. Wenige Tage nach der Abreise des Königs ward es am 16. November von den Franzosen aufgefordert, diese Aufforderung jedoch zurück gewiesen. Erst im Februar ward es berennt und die Stadt Graudenz zwei Mal vom Feinde und dann wieder von Courbière genommen. Recht ernstlich konnte die Belagerung nicht verfolgt werden, weil diejenige von Danzig zu sehr die Kräfte des Feindes in Anspruch nahm; der alte Courbière hatte daher hauptsächlich seine Plage mit der Garnison, bei welcher die Desertion und offenbare Widersetzlichkeit einrissen, die er oft nur mit großer Strenge bekämpfen konnte. Trotzend auf seine guten Wälle, behandelte er die Franzosen mit Scherzen.

Es sandte ein Mal der Anführer der Belagerer einen Parlamentair, und ließ eine Kapitulation anbieten. Courbière lehnte sie höflich ab, schickte aber wenige Stunden darauf einen Parlamentair von der Feste hinab, und ließ sich den Scharfrichter der Stadt mit dem Bemerken ausbitten, daß vor Kurzem ein Schurke von Kapitulation gesprochen habe, und er beabsichtige, wenn es wieder geschehe, einem solchen Unwürdigen den Kopf vor die Füße legen zu lassen.

Bekannt ist die Antwort, welche er gab, als man ihm anzeigte: der ganze Preußische Staat sei den Franzosen unterworfen, der König vertrieben und man ihn daher aufforderte, die Festung, deren Vertheidigung jetzt unnütz sei, den Franzosen einzuräumen und er darauf im gebrochenen Deutsch entgegnete:

„Wenn sick mein allergnädigster König und Herr nicht mehr is König von Preuß', so erlaub' die Herr Franzos, daß ick bleib König von Gaudenz."

Schon hatten sich die Belagerer bis auf 400 Schritt mit ihren Laufgräben der Festung genähert, und ein heftiges Kartätschenfeuer suchte sie daraus zu vertreiben, als am 30. Juni die Nachricht von dem Waffenstillstande ankam, und den Feindseligkeiten ein Ende machte. So ward Graudenz durch die Treue eines Ausländers dem Könige erhalten.

Endlich möge auch Danzigs Schicksal hier berichtet werden. Danzig befand sich seit der Zeit, als es im Jahr 1793 von den Preußen besetzt ward, in der glücklichsten Lage; sein Handel blühte, seine Einwohnerzahl nahm zu, zahllose Schiffe gingen ein und aus. Die reichsten Ladungen kamen aus Polen und wurden in fremde Länder versandt. Danzig war der Edelstein in dem Kranze der Preußischen Ostsee-Häfen. Wenn nun schon der Reichthum der Stadt die Begehrlichkeit des nimmer zu sättigenden Feindes reizte, so war es noch mehr die

Lage der französischen Armee; denn dem linken Flügel fehlte ein Stützpunkt, so lange diese Feste in seinem Rücken lag. Gegen die Mitte des Februar sandte Napoleon, der die Festung bis dahin in der Ferne beobachten ließ, größere Massen ab, um Danzig einzuschließen, und alle Anstalten deuteten darauf hin, daß der Angriff mit Kraft ausgeführt werden sollte. — Von der andern Seite hatte Danzig Zeit genug gehabt, sich in den gehörigen Vertheidigungszustand zu setzen; doch war nur das Gewöhnliche geschehen, d. h. man hatte die alten aus dem sechszehnten Jahrhundert herrührenden und 1734 zuletzt im ernsten Kampf benutzten Wälle ausgebessert, Pallisaden gesetzt und die Vorstädte abgebrochen; aber das genügte nicht. Danzig an sich wird zwar von der einen Seite durch die künstliche Ueberschwemmung, welche aber auch jedes Mal den Wohlstand von vielen Tausenden zerstört, vertheidigt, würde aber von der andern Seite höchst unbedeutend sein, wenn nicht die, dasselbe und die umliegende Gegend beherrschenden beiden Berge, der Bischofs- und Hagelsberg es schützten. — Dieses sind die eigentlichen Schutzwehren oder Citadellen der Stadt und ist eine von diesen genommen, so ist Danzig verloren. An diesen war aber wenig gethan, und um so mehr ist es zu bewundern, daß der Hagelsberg so hartnäckigen Angriffen widerstand. Die verschanzte Insel, der Holm, gebildet durch die Weichsel und einen gegrabenen Kanal, unterstützte das am Ausfluß der

Weichsel gelegene Fort Weichselmünde, und beide sicherten die Wasserverbindung mit der See. An Lebensmitteln fehlte es nicht, wohl aber, wie sich nachher ergab, an Pulver. Die Besatzung von 16,000 Mann, war auch nicht genügend, um die weitläuftigen Werke zu beschützen und zu vertheidigen.

Der Befehlshaber, General Manstein, wie die Kommandanten in allen übrigen Festungen, ein bejahrter schwacher Mann, hatte auch nicht ein Mal die nöthige Kraft angewandt, um den Feind durch Ausfälle abzuhalten, und fiel ganz in Unthätigkeit, als er am 24. Februar das Bein brach. Die Besorgniß, daß Danzig sich nicht lange halten würde, stieg auf das Höchste. Da sandte der König zur rechten Zeit den Feldmarschall von Kalkreuth, welcher nun den Oberbefehl übernahm. — Er war zwar auch ein alter, aber kräftiger Mann, von Umsicht und Erfahrung. Bald gewann er das Vertrauen des Heers und der Bürgerschaft, die, dem Könige höchst ergeben, in ihm ihre Stütze zu finden hoffte. — Sein Einzug am 11. März war ein förmlicher Triumphzug, und Soldat und Bürger hielten die Stadt nun für gerettet.

Die Vertheidigung gewann jetzt einen andern Schwung. Kalkreuth erkannte bald, woran es fehlte, und suchte den Mängeln abzuhelfen. Die Ueberschwemmung auf der Ostseite ward vervollständigt, die schädlichen Vorstädte abgebrochen. Die Mühlengänge, welche, indem der die Belagerer be-

fehligende General Lefebre den sie treibenden Fluß, die Redaune, abgeleitet, nicht mehr anwendbar waren, wurden durch andere Mittel ersetzt. Der gute Wille der Bürger wurde dadurch rege gehalten und die Ordnung überall festgestellt.

Bei der Schwäche der Garnison erbat und hoffte er auf russische Hilfe, aber ehe sie eintraf, hatte sich der General Roquette, welcher die Nehrung befehligte, von den Franzosen überfallen lassen; die Preußen wurden versprengt, und dieser Landstrich von dem Feinde besetzt. Man beschuldigte den General Roquette öffentlich des Verraths, und wenn er diesen auch nicht geübt, so war er von einer großen Sorglosigkeit nicht frei zu sprechen. Dieser Unfall, durch welchen nun die Verbindung mit Königsberg unterbrochen wurde, ereignete sich am 20. März. — Dennoch kam zur See russische Verstärkung, und die Garnison ward hierdurch auf 21,000 Mann gebracht. Den Russen ward die Vertheidigung des Holms anvertraut.

So wie Kalkreuth immer neue Werke aufrichten ließ und die alten verstärkte, so suchte der Feind sich durch Laufgräben und Schanzen der Stadt zu nähern. Durch häufige Ausfälle wurden dieselben sehr oft zwar wieder zerstört, aber der Verlust der Nehrung zeigte sich immer fühlbarer, da von dort aus die Verbindung mit der See erschwert ward. Doch ahnte man noch nicht, daß die Stadt beschossen werden könne, ungeachtet der Fe=

stungskommandant die Bürger ermahnte auf ihrer Hut zu sein. —

Am 22. April Abends fing das Bombardement der Stadt an. Mehr als 1800 Bomben und Kugeln wurden in die Stadt geworfen und thaten ungeheuern Schaden; die Bürgerschaft floh in die wenigen außer dem Bereich der Bomben befindlichen Theile der Stadt, in Gewölbe und Keller.

Der Hauptangriff des Feindes war aber auf den Hagelsberg gerichtet, dessen Werke sehr litten.

Am 25. schickte der General Lefebre einen Parlamentair in die Stadt, um sie zur Uebergabe aufzufordern. Kalkreuth wollte ihn nicht annehmen, indessen versicherte ihn dieser, daß der Brief, den er bei sich habe, die Uebergabe der Stadt nicht berühre.

Wie erstaunte jedoch Kalkreuth, als das ganze Schreiben nur diesen Gegenstand betraf. Er erwiederte in dem Tone des entschlossenen Mannes und treuen Dieners seines Königs:

> „Der Marschall Lefebre wisse so gut wie er, daß ein tüchtiger Soldat dergleichen Vorschläge nicht eher annehme, als bis eine Bresche geschossen sei, welche den Eingang von 12 Rotten gestatte, er könne also nicht glauben, daß der Marschall von einem Manne von Ehre, dessen Ruf er Gerechtigkeit wiederfahren lassen zu wollen scheine, eine Nichtswürdigkeit erwarte.“—

Das Feuer der Belagerer dauerte hierauf unaufhörlich fort, eben so die Ausfälle der Belagerten, welche die feindlichen Werke, wie schon gesagt, oft zerstörten.

In der für Danzig unglücklichen Nacht vom 6. zum 7. Mai ging der Holm verloren. Dieser Posten war von der höchsten Wichtigkeit, und schien in jeder Hinsicht geschützt zu sein, da er vor sich die Münde, hinter sich die Stadt hatte und von allen Seiten von Wasser umgeben war. Von hier aus hielt man den Feind sowohl auf der Nehrung, wie auf der entgegengesetzten Seite in der gehörigen Entfernung von der Stadt. Funfzehnhundert Russen mit 14 Kanonen vertheidigten ihn; aber es war ein russischer Feiertag eingetreten, der Befehlshaber befand sich in der Stadt, und die ganze Besatzung war zu Ehren ihres Heiligen trunken. — Die Franzosen hiermit bekannt, näherten sich von der Seite der Nehrung, setzten über die schmale Schuten-Lake mit kleinen Böten, überfielen die Russen, tödteten den größten Theil derselben, und nahmen den Rest gefangen. — Hierdurch ward der Stadt die Verbindung mit der See abgeschnitten; der Fürst Tscherbatof wollte zwar in folgender Nacht den Holm wieder erobern, aber Kalkreuth konnte es nicht gestatten, weil die Garnison schon zu sehr geschwächt war.

Die Strafe des Befehlshabers, welcher vom Fürsten zum Tambour degradirt ward, konnte den Holm nicht wieder verschaffen.

Inzwischen hatte der König, welcher fühlte, welches Gewicht Danzig in der Wagschale der Preußischen Verhältnisse hatte, mochte der Krieg fortgesetzt oder ein Friede geschlossen werden, einen Heerhaufen Russen und Preußen von 7000 Mann unter Kaminsky II., über die See nach dem Ausfluß der Weichsel gesandt, welcher bei der Festung Weichselmünde landete, und einen Versuch machen sollte, vor allen Dingen den Holm wieder zu nehmen und sich in die Stadt zu werfen.

Wäre der Holm noch in den Händen der Belagerten gewesen, so konnte letzteres ohne Schwierigkeiten geschehen, jetzt waren aber blutige Kämpfe nöthig, um solches zu bewirken. Von Pillau aus setzte sich ein Preußisches Korps unter Bülow in Bewegung, um in Verbindung mit den Russen vorzudringen, und drei englische Schiffe sollten den Angriff auf der Weichsel unterstützen. In Danzig war man voller Freude über diese Hilfe, aber leider scheiterte auch dieser Versuch, die Stadt zu retten.

Die Franzosen waren von Allem was man unternahm, wohl unterrichtet, auch hatte man ihnen zu lange Zeit gelassen, sie hatten Verstärkung von Marienburg an sich gezogen, und warfen Bülow zurück; die englischen Schiffe konnten wegen widrigen Windes und wegen des flachen Wassers nicht in die Weichsel einlaufen und den General Kaminsky unterstützen. Dieser drang zwar auf der Nehrung vor, um den Holm zu umgehen, nahm auch den

Franzosen einige im Munder Walde belegene Schanzen fort, ward aber dennoch gezwungen, sich unter die Kanonen von Weichselmünde zurück zu ziehen.

Jetzt empfand man erst recht schmerzlich, wie leichtsinnig der Besitz der Nehrung und des Holms aufgeopfert war, und überzeugte sich, daß man die Stadt ihrem Schicksal und der mannhaften Vertheidigung ihrer Garnison überlassen müsse. — Es fehlte hauptsächlich an Pulver, und es ward noch ein letzter Versuch gemacht, ihr dieses nothwendige Kriegsbedürfniß zuzuführen. Der Kapitain einer englischen Korvette übernahm es, die Weichsel hinauf zu segeln, die Brücke, welche die Franzosen um die Verbindung des Holms mit dem festen Lande zu bewirken, errichtet hatten, zu zertrümmern und der Stadt 300 Zentner Pulver und 500 Scheffel Hafer, womit das Schiff beladen war, zu bringen. — Ganz Danzig befand sich auf den Wällen, um dieses kühne Unternehmen zu beobachten. Rechts und links vom Strome waren Schanzen mit Kanonen bespickt, und durch dieses Kreuzfeuer wollte das Schiff durchdringen. Majestätisch kam es angesegelt und spie rechts und links Feuer auf die Feinde, welche mit gleichem Eifer solches erwiederten. In Feuer und Rauchwolken eingehüllt, drang es immer weiter vor. Tausend Segenswünsche der bedrängten Danziger begleiteten es auf seinem gefahrvollen Wege. Auf einmal ward der Wind still, es konnte nicht weiter, noch war die Flagge von Zeit zu Zeit

durch den sich zertheilenden Qualm sichtbar, aber auf einmal hörte das Feuern auf und die Flagge sank, das Schiff stand wie angemauert und mußte sich den Franzosen, die sich vom Holm und von der Landseite auf Böten näherten, ergeben. Jetzt war das Schicksal Danzigs entschieden; die Angriffe auf den Hagelsberg wurden immer heftiger, seine stärksten Gewölbe waren schon zerstört, und das Feuer des Feindes konnte nicht ein Mal so, wie es die Vertheidigung erforderte, beantwortet werden, weil man das wenige Pulver, welches noch vorhanden war, schonen mußte. — In seiner Noth sandte Kalkreuth den Lieutenant v. Eichstedt an den König, um ihm die Lage der Stadt zu schildern. Dieser schlich sich in Bauernkleidern durch die feindlichen Läger, und kam in dieser Tracht zum Könige.

Als einziges Zeichen seines Standes hatte er den Orden pour le merite, den er sich dafür erworben, daß er bei Neuenburg einem Haufen Polen, der ihn überfallen wollte, muthig entgegen ging, ihm dasselbe Loos bereitete, das ihm zugedacht war, und dabei den General Komirowsky nieder hieb, auf der bloßen Brust verborgen, damit er, wenn er vom Feinde entdeckt ward, sich als Offizier ausweisen und man ihn nicht als Spion behandeln konnte. — In seiner Bauernkleidung erschien er vor dem Könige, dieser befragte ihn über alle Verhältnisse der Stadt, und erklärte seufzend, daß er selbst an der Möglichkeit die Stadt retten zu können, verzweifle und nur

den General bitten lasse, die Stadt so lange, als er es vermöge, zu vertheidigen.

In den Verwirrungen der Zeit hatte der König ungeachtet seines ausgezeichneten Gedächtnisses, vergessen, daß er dem Lieutenant von Eichstedt den Orden pour le merite bereits verliehen. Er wollte ihm solchen jetzt als Belohnung für seine Entschlossenheit selbst umhängen, als dieser unter seinem Bauernkittel das Ehrenzeichen hervorzog, und ihm voller Rührung anzeigte, daß er es schon besäße; der König entgegnete hierauf, daß er, wenn ihm das Glück wieder lachte, sich eine andere Belohnung ausbitten solle. (Im Jahre 1809 erinnerte er sich an dieses Versprechen, und schenkte ihm das erledigte Lehngut Priemen in Pommern, um welches sich viele hochgestellte Männer beworben hatten.) — Eichstedt kehrte eben so verkleidet zurück, und überbrachte dem Feldmarschall v. Kalkreuth die Antwort des Königs wiederum mündlich.

In Danzig war das Ungemach auf das höchste gestiegen, der Sturm auf den Hagelsberg war stündlich zu erwarten, und die Hoffnung des Entsatzes verschwunden. Der Feind bot noch einmal eine ehrenvolle Kapitulation an, und der Mangel an Pulver zwang Kalkreuth, sie anzunehmen. — Am 26. März ward die Stadt übergeben und die Garnison zog unter der Bedingung, ein Jahr lang nicht gegen Frankreich zu dienen, mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen durch die Nehrung nach Pillau

ab. Eben dieselbe Kapitulation hatte Kalkreuth im Jahre 1793 der Besatzung von Mainz bewilligt. — Die Russen unter Kaminsky hatten zeitig genug, von der bevorstehenden Uebergabe der Stadt benachrichtigt, sich eingeschifft und waren zurück nach Königsberg gesegelt. So endete die ruhmvolle Vertheidigung Danzigs. Die Belagerung hatte seit der Eröffnung der Laufgräben funfzig Tage gedauert, der Feind 30,000 Kugeln auf die Stadt geschleudert und die Garnison war von 21,000 bis auf 7000 wehrhafte Männer geschmolzen. Der Feind fand auf den Wällen und in den Zeughäusern 980 Kanonen, an Lebensmitteln wenig und an Pulver gar nichts.

Der Ruhm der Preußen ward nur durch die häufig eingerissene Desertion befleckt, welche am Tage der Uebergabe so überhand nahm, daß die Soldaten rottenweise die Waffen fortwarfen und entflohen. Jetzt begann das siebenjährige Elend Danzigs unter französischer Herrschaft, welches seinen Wohlstand gänzlich zerrüttete.

Während so eine Festung nach der andern fiel, herrschte das Elend in den von den Franzosen besetzten Preußischen Ländern in einem furchtbaren Grade. Das baare Geld verschwand, der Werth der Tresorscheine sank fast auf Nichts herab; der Handel und jedes Gewerbe lag zu Boden, und Einquar-

tirungen und Requisitionen aller Art, so wie stete Zwangsfuhren raubten den Bürgern und Bauern den letzten Pfennig. Diejenigen Provinzen oder Korporationen, welche die Lieferungen aus ihren eigenen Mitteln in Natura zusammen brachten, handelten noch am vorsichtigsten, aber die meisten nahmen Lieferanten an, und diese, Christen und Juden, von welchen viele aus fernen Gegenden der Armee nachgezogen waren und welche mit den französischen Beamten im Einverständniß waren, bereicherten sich mit dem Mark des Landes. Die französischen Behörden spiegelten den Domainen-Pächtern vor, daß ihr Pacht heruntergesetzt werden sollte, und veranlaßten sie hierdurch den Pachtzins von mehreren Terminen als Bedingung der Herabsetzung voraus zu bezahlen. — Wo die Bürger die Kontribution und willkührliche Erpressungen nicht zahlen konnten, da steckte man die Wohlhabendsten ein, bis die Zahlung erfolgte.

Hatten sich die Kommandanten der Festungen schlecht benommen, so fanden sich auch unter den Bürgern Verräther genug, welche in der Hoffnung, der König würde nimmer zurückkehren, sich bei der neuen Regierung einschmeicheln wollten, und daher den Franzosen noch das hie und da verborgene Königliche Eigenthum anzeigten und Staats-Abgaben entdeckten, von welchen ihre Machthaber keine Ahnung hatten. Ersteres war z. B. der Fall mit dem Lager der Nutzholz-Administration, welches in der

Spree versenkt war, und letzteres mit der sogenannten Uebertrags-Accise. Als dem französischen Kommandanten, General Hulin, einem strengen, aber zum Glück für Berlin höchst achtungswerthen Manne, die Anzeige von jenem Holzlager gemacht ward, antwortete er, entrüstet über diese Niederträchtigkeit den Denuncianten: er sei davon unterrichtet, habe das Holz aber nicht in Beschlag nehmen lassen wollen, damit der König noch Holz übrig behalte, von welchem er Galgen für alle diejenigen Schurken, welche so schändlich gegen ihn gehandelt, könne bauen lassen.

Doch gab es auch Redliche genug, und besonders unter den Beamten, die ihr Gewissen bewahrten und dem Könige zu retten suchten, was sie vermochten. In Pommern und in Schlesien namentlich, wurden dem Staate nicht allein große Steuersummen erhalten, sondern auch bedeutende Vorräthe an Waffen verborgen, und dem Könige zurückgeliefert; der Anklamsche Kreis kaufte z. B. viele hundert Pferde von dem General Becker nach der Kapitulation der Generale Gebrüder Bila und vertheilten sie an die Landleute mit der Bedingung, sie dem Könige zurück zu liefern. — Der Pächter Dunker in Stolpe hatte eine Anzahl Kanonen vergraben, und als er verrathen war, konnte ihn die Drohung des Todtschießens nicht bewegen, anzuzeigen, wo sie sich befanden. Den braven Kämmerer Schütz in Pyritz erschoß man wirklich wegen seiner patrioti-

schen Gesinnungen. Dem Könige gingen auf directem oder indirectem Wege die sprechendsten Beweise von der treuen Anhänglichkeit der Bessern des Volks zu, daß diese den größern Theil ausmachten, und unbestochen und unbescholten geblieben waren. Diese Nachrichten waren die einzigen Lichtpunkte in der Nacht seines Lebens.

Das französische Geld erhielt doppelten Werth bei der allgemeinen Noth welche herrschte, und welche Manchen dahin brachte, gewissenlos zu handeln. Besonders bediente sich des Geldes die französische Polizei, welche selbst viele, früher vielleicht in der öffentlichen Achtung gestandene Männer verleitete, ihr zu dienen. Es ist schade, daß der Polizei-Intendant Garris, welcher versprochen hatte, das Verzeichniß seiner Agenten gegen eine Belohnung von 100 Friedrichsd'ors auszuhändigen, im Dezember 1808 zu schnell abreisen mußte, ehe das Geschäft zu Stande zu bringen war; man würde sonst wahrscheinlich über manchen Namen erstaunt sein, welchen sie enthalten hätte. Die Scheu war so groß, daß man selbst in Gegenwart des Gesindes nicht ein freies Wort wagte, weil man fürchten mußte, daß solches im Dienst der französischen geheimen Polizei stehen konnte; der Besuch öffentlicher Orte hörte fast ganz auf, sie blieben nur den fremden Kriegern hingegeben, jeder Familienvater und treuer Patriot zog sich in den Kreis der Seinigen zurück, trauernd über die trübe Zeit, beweinend das harte Schicksal

des besten Monarchen, sich stärkend in der treuen Liebe und Anhänglichkeit an den König, und täglich hoffend, das Glück werde ihm wieder lächeln und der schöne Augenblick sich nahen, wo er in der Mitte seines guten Volkes erscheinen werde, um die alte gute Ordnung der Dinge von neuem herzustellen. Indessen war die schöne Zeit noch weit hinausgestellt, und es wurden noch viele frische Wunden geschlagen, ehe sie eintreten konnte.

Die Presse war gänzlich unterdrückt, und wehe dem, der ein freies Wort, um die Vaterlandsliebe zu erhalten, Tugend und Sittlichkeit zu befördern, den Muth des Volks zu beleben, und auf eine bessere Zukunft hinzuweisen, hätte wollen drucken lassen. — Nur solchen Schriften, welche den Preußischen Namen besudelten, z. B. den Feuerbränden, den vertrauten Briefen, der Gallerie Preußischer Charaktere und vor allen dem verächtlichen Telegraphen, der mit den schändlichsten Schmähungen sich über den König, die Königin und über Alles, was den braven Preußen ehrwürdig war, ergoß, war die Preßfreiheit vergönnt. Das letztere Blatt ward, wie früher bemerkt, von einem getauften Juden, Lange, aus dem Baireuthschen, redigirt, welcher eine Anstellung in Berlin erhalten hatte, und nun zum Dank seine Feder dem Feinde verschacherte. Er war von jedem rechtlich gesinnten verachtet, und verließ, die Folgen seiner Unthaten fürchtend, im Jahre 1808 mit den Franzosen zugleich die Hauptstadt.

Wir wenden uns wieder zu den beiden Armeen in Ostpreußen, welche nach der blutigen Schlacht bei Preuß. Eylau sich zurückgezogen hatten, und die Erholung suchten, die ihnen nach einem solchen Kampfe und besonders bei der Jahreszeit, welche den militairischen Operationen so ungünstig war, Noth that. —. Benningsen ging am Morgen nach der Schlacht zum Erstaunen der Franzosen zurück, und nahm eine Stellung an, die sich von Königsberg über Heilsberg, Seeburg, Wartenberg, Passenheim bis Ortelsburg erstreckte, das Haupt-Quartier kam nach Bartenstein. Die Franzosen zogen sich hinter die Passarge zurück; Napoleon nahm sein Haupt-Quartier anfangs in Osterode, hiernächst in Finkenstein. Der Krieg beschränkte sich den März und April hindurch auf kleinere Gefechte zwischen den Vortruppen, und auf die Belagerung und Vertheidigung der Festungen.

Die ersten Nachrichten von der Schlacht bei Eylau hatten frohe Hoffnungen in Königsberg erregt, es herrschte ein allgemeiner Freuden-Taumel; aber als die Russen in einzelnen Abtheilungen zurückkehrten, da ergriff der Schrecken von neuem die Gemüther. Der König und die Königliche Familie gingen wiederum nach Memel, und was aus Königsberg und der Umgegend flüchten konnte, folgte ihnen. —

Inzwischen kam der General Bertrand Anfangs März nach Memel und brachte neue Friedensvor=

schläge von Seiten Napoleons; der König wies aber dieselben, so leidlich sie auch sonst wohl sein mochten, zurück, denn die Hauptbedingung war, daß Preußen seine Verbindung mit Rußland aufgeben sollte. Der König, mit seinem hohen Sinn für Rechtlichkeit, konnte es nicht über sich gewinnen, gegen seinen Bundesgenossen und persönlichen Freund wort- und bundbrüchig zu werden. — Sein Königliches Herz hat hiebei gewiß geblutet, indem er an sein schönes Land und seine ihn so innig liebende Unterthanen dachte, aber dennoch blieb er entschlossen, sein Interesse von demjenigen Englands und Rußlands nicht zu trennen. — Die Unterhandlungen dauerten inzwischen bis zum Mai noch immer fort. —

Die Heere behaupteten bis zum April dieselbe Stellung. Die Zeit der Waffenruhe benutzte der König, um aus der in Lithauen ausgehobenen jungen Mannschaft, und aus den vielen Ranzionirten, die sich auf allen Wegen zu ihm durchstahlen, oder von Kolberg zu Schiffe hergesandt wurden, Reserve-Bataillons zu bilden, bei welchen er eine neue einfachere, prunklosere Kleidung einführte, als die früheren Regimenter gehabt hatten. Ihre Ausbildung ging unglaublich schnell vor sich. — Am 5. April kamen die russischen Garden an, gingen über den noch zugefrornen Niemen, und mit ihnen erschien auch der Kaiser von Rußland persönlich beim Heere. Am 1. April hatte ihn der König voll tie-

sen Schmerz und niedergedrückt von Gram und Kummer in Polangen begrüßt, am folgenden Tage empfing ihn mit heißen Thränen die Königin. Wohl mußte der Rückblick auf die Zeit, wo sie sich zum ersten Male in Memel sahen, ihr Auge feuchten; wie war es jetzt so anders als vor fünf Jahren, wo sie in Memel zum ersten Male sich begrüßten.

So wie sich die Russen verstärkten, eben so stürmten auch immer neue Schaaren, gebildet in den Depots von Frankreich und den Ländern der deutschen Fürsten zu Napoleons Heer, um die durch das Schwerdt und durch Krankheit gelichteten Reihen zu ergänzen, und es stand im Frühjahr völlig gerüstet, mit allem Nöthigen versehen, wieder schlagfertig den Russen gegenüber.

Es ist unbegreiflich, was Benningsen veranlaßte, ungeachtet sein Heer auch wieder vollzählig gemacht und die Jahreszeit milder geworden war, keine ernsteren Schritte zu thun, um Danzig aus seiner Noth zu retten. Die Wichtigkeit des Orts mußte ihm einleuchten! Oder war er auch so befangen wie Rüchel, welcher in der Königsberger Zeitung vom 28. Mai äußerte, die Behauptung Danzigs sei unwichtig? —

Nur ein Mal, am 12. Mai gerade wie Kaminsky bei Weichselmünde landete, sammelte er sein Heer und schien auf Gutstadt vordringen zu wollen. Selbst der König und der Kaiser fanden sich dort ein, und man rechnete bestimmt auf eine entschei-

dende, zum Besten Danzigs zu unternehmende Bewegung; aber schon am 14. Mai kehrte die Armee in ihre alte Stellung zurück. Der König und Kaiser verließen wieder das Heer. Ersterer schmerzlich bewegt, daß seinen Anordnungen, den Feind anzugreifen, nicht nachgegeben ward; aber selbst die russischen Generale waren entrüstet, und Benningsen entschuldigte sich nur mit der festen Stellung der Franzosen bei Gutstadt. Hier empfing der König die Nachricht von dem Fall Danzigs. In diesen Tagen hatte der König, um eine neue Diversion von Pommern aus in den Rücken des Feindes zu machen, den General Blücher nach Stralsund gesandt. Dieser nahm den Brief der Königin an ihren Vater mit, welchen wir hier folgen lassen, da er ein treues Bild der damaligen Hoffnungen und der Stimmung des Königs giebt.

Geliebter Vater.

„Die Abreise des Generals Blücher giebt mir Gottlob ein Mal eine sichere Gelegenheit, offenherzig mit Ihnen zu reden. Gott, wie lange entbehrte ich dieses Glück, und wie viel habe ich Ihnen zu sagen? Bis zur dritten Woche meines Krankenlagers war jeder Tag durch neues Unglück bezeichnet.

Die Sendung des vortrefflichen Blüchers nach Pommern, der Patriotismus, der jetzt in jeder Brust sich regt, und von welchem die Reserve-

Bataillons, die erst seit Monaten organisirt sind, und theils schon vorgehen, theils schon gut gefochten haben, ein neuer Beweis sind — alles dies belebt mit neuen Hoffnungen. Ja, bester Vater, ich bin es überzeugt, es wird noch einmal alles gut gehen, und wir werden uns noch einmal glücklich wieder sehen. Die Belagerung von Danzig geht gut, die Bewohner benehmen sich außerordentlich; sie erleichtern den Soldaten die großen Lasten, indem sie ihnen Wein und Fleisch im Ueberfluß reichen, sie wollen von keiner Uebergabe sprechen hören, sie wollen lieber unter dem Schutt begraben werden, als untreu an dem Könige handeln; eben so halten sich Kolberg und Graudenz. Wäre es mit allen Festungen so gewesen — — — Doch genug von den vergangenen Uebeln; wenden wir unsere Blicke zu Gott, zu ihm, der unsre Schicksale lenkt, der uns nie verläßt, wenn wir ihn nicht verlassen!

Der König ist mit dem Kaiser Alexander bei der Armee. Er bleibt bei derselben, so lange der Kaiser bleibt. — Diese herzliche Einigkeit, durch unerschütterliche Standhaftigkeit im Unglück begründet, giebt die schönste Hoffnung zur Ausdauer. Nur durch Beharrlichkeit wird man siegen, früh oder spät, davon bin ich überzeugt!"

Luise.

Jetzt am 4. Juni, nachdem er den Verlust Danzigs ruhig abgewartet, schien den russischen General Benningsen ein anderer Geist zu beseelen, und nun brach er mit dem ganzen Heere auf, um dem Feinde entgegen zu gehen. Der Hauptangriff, welcher auch am 5. erfolgte, war gegen den Marschall Ney gerichtet, welcher bei Gutstadt stand. Ney ward nach einem heldenmüthigen Widerstand zwar zum Rückzuge über die Passarge genöthigt, welchen er mit der höchsten Kaltblütigkeit vollführte; auch an andern Stellen waren die Angriffe der Russen nicht erfolglos gewesen, und nur die Brückenköpfe bei Spanden und Lomitten konnten nicht überwältigt werden; aber am 8. Juni traf Napoleon bei der Armee ein und nun änderte sich die Scene. — Sorglosigkeit und Langsamkeit in den Bewegungen hatten auch bei diesem Vorrücken die Russen begleitet. Einige kühne Bewegungen, durch welche Napoleon die Russen von Königsberg abzuschneiden drohte, zwangen Benningsen zum Rückzuge. — Am 10. ließ ersterer ihre Verschanzungen bei Heilsberg angreifen, der Kampf fing Mittags an, die Nacht machte ihm ein Ende; aber die Russen behaupteten ihre Stellung, die Franzosen mußten sich zurück ziehen. Jedoch am folgenden Tage sah Benningsen auch ein, daß er in der rechten Flanke vom Feinde umgangen und von Königsberg abgeschnitten war. In möglichster Eile zog er sich nun zurück.

Napoleon drang wieder nach Eylau vor, eben

dort wo er vor 4 Monaten geschlagen hatte, und von hier mit seiner gewohnten Schnelligkeit bis Friedland, worauf Davoust, Soult und der Großherzog von Berg sich bemühten, Königsberg zu erreichen.

Es war den 14. Juni, am Jahrestage der Schlacht von Marengo, als die Schlacht bei Friedland, die letzte in diesem Kriege, geschlagen ward. — Napoleon benutzte diesen Umstand, um seine Truppen durch die Erinnerung an jenen Sieg anzufeuern. Benningsen hatte sein Heer so geordnet, daß es vor Friedland einen Bogen bildete, mit beiden Flügeln an den Allefluß gelehnt, welcher in weiter Krümmung von Südosten herkommend nach Nordosten abfließt, der rechte Flügel stand am Damerauer Walde und erstreckte sich bis zum Mühlenfluß. Auf der andern Seite desselben bis wieder an die Alle, stand der linke Flügel; Friedland lag im Rücken, die beiden Ufer der Alle verbanden außer der Stadtbrücke noch drei Schiffsbrücken, damit beide Flügel sich unterstützen konnten. — Bei ersterem befehligte General Uwarow das Ganze, Fürst Gallizin die Kavallerie und Fürst Gortschakow die Infanterie; bei dem letzteren Fürst Bagration die Reiter, und General-Lieutenant Kollogribow das Fußvolk. Die Russen drangen vor, jedoch ohne einen wesentlichen Erfolg, die Franzosen hielten sich mehr vertheidigungsweise.

Schon hielt man den Kampf auf heute für

unentschieden, und glaubte, daß er sich am folgenden Tage erneuen werde, als Abends 6 Uhr zwanzig Kanonenschüsse das Zeichen zum allgemeinen Angriff gaben und Napoleon seine ganze Schlachtordnung änderte. Plötzlich brach aus einem auf der linken Flanke der Russen liegenden Wald das Neysche Korps hervor, und drückte die Russen zurück, welche sich, eingeengt zwischen dem Mühlenfluß und der Alle, nicht gehörig entwickeln konnten. Noch einmal drangen die russischen Garden unter dem Großfürsten Konstantin aus Friedland hervor und brachten den Feind zum Weichen, aber auch sie wurden in ihre rechte Flanke genommen, und unaufhaltsam nach Friedland zurückgedrängt. Zuletzt förmlich aufgerollt flohen sie nebst dem linken Flügel durch Friedland und steckten die Brücken in Brand. Dieses Unglück des linken Flügels zwang auch den rechten, der bis dahin noch immer mit Glück gegen Mortier und Lannes gefochten hatte, zum Rückzuge.

Gortschakow eilte auch der Stadt zu, und nun bereitete sich eine gräßliche Scene. Die Franzosen hatten bereits Friedland besetzt, und es galt sich durchzuschlagen. Es entspann sich ein fürchterlicher Kampf, das Feuer hatte sich den Häusern mitgetheilt, die geschlagenen Brücken krachten und sanken, und es blieb den unglücklichen Russen nichts anders übrig, als sich in die Alle zu stürzen. Tausende ertranken oder wurden im Wasser von feindlichen Kugeln getroffen.

Wenn auch die Russen diese Schlacht verloren, so haben sie sich doch mit grenzenloser Tapferkeit geschlagen; die Franzosen waren 80,000, sie höchstens 60,000 Mann stark; erstere hatten eine durch Dörfer und Waldungen gedeckte Stellung, diese waren auf freiem Felde dem Feuer ausgesetzt. Als der Kampf sich entschied, legte das steile Ufer der Alle und die brennende Stadt ihnen so große Hindernisse bei dem Rückzuge in den Weg, daß jedes andere Heer sich ergeben, oder in ungeregelter Flucht sich zerstreut hätte, aber Nichts brach ihren Muth. Sie blieben geschlossen und nur schwer Verwundete fielen dem Feinde in die Hände, so wie 16 Kanonen, die man nicht retten konnte Achttausend Todte deckten das Schlachtfeld oder füllten den Strom, 12,000 waren verwundet, neunzehn Stunden hatte der Kampf gedauert. Der Verlust der Franzosen, von ihnen als unbedeutend angegeben, war aber nicht viel geringer, als der russische gewesen.

Schweigend und düster gingen jene die Nacht bis Wehlau, das Feuer des brennenden Friedlands und der helle Mondschein beleuchteten den traurigen Zug. — Am folgenden Tage gingen sie über den Pregel, brachen die Brücken ab und gelangten endlich am 18. an den Memelstrom bei Tilsit, über welcheu sie an diesem und dem folgenden Tage setzten. Napoleon rückte an demselben Tage in Tilsit ein.

Inzwischen hatte sich auch das Schicksal Königsbergs entschieden. L'Estocq und Kaminsky wollten

es vertheidigen, der Gouverneur General Rüchel ließ die Vorstadt Nassengarten und die holländischen Mühlen abbrennen, ein Verfahren das ihm häufig zum großen Vorwurf gemacht ist, da diese Zerstörung zu Nichts führen konnte. Am 15. Juni kam die Nachricht von Napoleons Siege, und nun war Königsberg nicht zu halten, wenn L'Estocq und Kaminsky nicht abgeschnitten sein wollten. Nur in Eilmärschen konnten sie die Haupt-Armee erreichen.

Soult rückte am 16. Juni in Königsberg ein, und legte der Stadt eine Contribution von 8 Millionen Franken auf. Ungeheure Magazine fielen den Franzosen in die Hände.

Nur das kleine Pillau that noch einen heldenmüthigen Widerstand. Hier befehligte der 75 Jahr alte Oberst Herrmann. Aufgefordert zur Uebergabe lehnte er solche ab, versammelte die kleine Besatzung, ließ sie einen Kreis schließen, und in dessen Mitte sein vorher bestelltes Sarg bringen, hinter welches er sich stellte: „Kameraden," sprach er nun, „lebendig übergebe ich die Festung nicht, hier ist mein „Sarg, wer mich überlebt, wird meine Ueberreste „wohl hinein legen; wer ein braver Preuße ist, „wiederhole mit mir den Schwur: Preußen oder „Tod!" — Alle schwuren! Weder das feindliche Feuer, noch alle Vorstellungen, daß der Widerstand unnütz sei, konnten ihn bewegen, die im schlechten Zustande befindliche Festung zu übergeben, und sie hielt sich bis die Nachricht von dem Waffenstillstande

ihnen die Erfüllung des gegebenen Worts, sich unter den Trümmern von Pillau begraben zu lassen, ersparte. Sein Name glänzt in jener Zeit der Treulosigkeit und muthlosen Schwäche, neben Courbière Neumann, Gneisenau, Schill, Strensen und andern in strahlenreichem Glanze.

Nun war Preußens letzte Hoffnung vernichtet. Es war dem Könige von seinem weiten Reiche fast Nichts mehr geblieben. Welche bangen Gefühle und welche Ergebung, welch' ein Gottvertrauen damals das Herrscher-Paar beseelte, mögen folgende Briefe der Königin zeigen, welche sie an ihren Vater schrieb.

Memel, den 17. Juni 1807.

„Mit der innigsten Rührung und unter Thränen d.. dankbarsten Zärtlichkeit habe ich Ihren Brief vom Monat April gelesen. Wie soll ich ihnen danken, bester, zärtlichster Vater, für die vielen Beweise Ihrer Liebe, Ihrer Huld, Ihrer unbeschreiblichen Vatergüte! Welcher Trost ist dieses nicht für mich in meinen Leiden, und welche Stärkung! Wenn man so geliebt wird, kann man nicht ganz unglücklich sein. Es ist wieder auf's Neue ein ungeheures Ungemach über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkt, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei zu Muthe ist; doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie

ja nicht, daß Kleinmuth mein Haupt beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über Alles erheben. Der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns. Der zweite: wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat er es bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will. Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volk ein Verräther zu werden. Wie dieses stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt. — Doch zur Sache." —

„Durch die unglückliche Schlacht von Friedland kam Königsberg in französische Hände. Wir sind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr nur etwas näher rückt, so bin ich in die Nothwendigkeit versetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. — Der König wird sich wieder mit dem Kaiser vereinigen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga. Gott wird mir helfen den Augenblick überstehen, wo ich über die Grenzen des Reichs muß, da wird es Kraft erfordern; aber ich richte meinen Blick gen Himmel, von wo alles Gute und Böse kömmt, und mein fester Glaube ist, er schickt nicht mehr, als wir tra-

gen können. Noch ein Mal, bester Vater, wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen. Wie beruhigend dieser Gedanke ist, läßt sich nicht sagen. Ich ertrage Alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur Ruhe des Gewissens und reine Zuversicht geben kann. Deswegen seien Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können, und daß Mancher, mit Kronen und Glück bedacht, nicht so froh ist, als wir es sind. — Gott schenke jedem Guten den Frieden in seiner Brust, und er wird noch immer Ursach zur Freude haben. — Noch eins zu Ihrem Trost, daß nie etwas von unserer Seite geschehen wird, das nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist und was mit dem Ganzen gehet. Denken Sie nicht an einzelne Erbärmlichkeiten. Auch Sie wird das trösten, das weiß ich, so wie alle, die mir angehören. Ich bin auf ewig Ihre treue, gehorsame, Sie innig liebende Tochter, und Gottlob daß ich es sagen kann, da Ihre Gnade mich dazu berechtigt — Ihre Freundin

Luise.

Den 24. Juni.

„Noch immer sind meine Briefe hier, weil nicht nur Wind, sondern Stürme alles Auslaufen der Schiffe unmöglich machten. — Nun schicke ich Ihnen einen sichern Menschen und fahre deshalb fort, Ihnen Nachricht von hier mitzutheilen. — Die Armee ist genöthigt gewesen, sich immer mehr und mehr zurück zu ziehen, und es ist von russischer Seite ein Waffenstillstand auf 4 Wochen abgeschlossen worden. Oftmals klärt sich der Himmel auf, wenn man trübes Wetter vermuthet; es kann auch hier sein; Niemand wünscht es so, wie ich; doch Wünsche sind nur Wünsche und noch keine feste Basen. Also Alles von Dir. dort oben, Du Vater der Güte! — Mein Glaube soll nicht wanken, aber hoffen kann ich nicht mehr. — Ich berufe mich demnach auf meinen Brief, er ist aus der Tiefe meiner Seele geschrieben. Sie kennen mich ganz, wenn Sie ihn gelesen haben, bester Vater. — Auf dem Wege des Rechts leben, sterben und, wenn es sein muß, Brod und Salz essen; nie werde ich ganz unglücklich sein; nur hoffen kann ich nicht mehr. Wer so von seinem Himmel heruntergestürzt ist, kann nicht mehr hoffen. — Kommt das Gute — o! kein Mensch kann es dankbarer empfinden, als ich es empfinden werde — aber erwarten thue ich es nicht mehr.

Kommt das Unglück, so wird es mich auf Augenblicke in Verwunderung setzen, aber beugen kann es mich nie, sobald es nicht verdient ist. — Nur Unrecht unsrer Seits würde mich zu Grabe bringen, da komme ich nicht hin, denn wir stehen hoch. — Sehen Sie, bester Vater, so kann der Feind der Menschen nichts über mich. Der König ist seit dem 19. mit dem Kaiser vereint; seit gestern sind wir in Tauroggen, nur ein Paar Meilen von Tilsit, wo der französische Kaiser ist. — Ich bin zu Ihren Füßen ganz die Ihrige.

Luise.

Das höhere Feldherrn-Talent Napoleons hatte sich in den letzten Schlachten gegen das untergeordnete der russischen Heerführer so klar gezeigt, daß Alexander wohl an einen glücklichen Erfolg nicht mehr denken konnte. Zwar ward es Napoleon immer schwieriger, den Krieg zu führen, je mehr er sich von seinen Hilfsquellen entfernte, aber eben so waren auch die russischen Heere geschwächt, deren Ergänzung bei der Weitläuftigkeit des russischen Reichs eben so schwierig war. Die Festungen waren unvorbereitet, die schöne Jahreszeit begünstigte die schnellen Bewegungen der Franzosen, worin sie Meister waren. Der Weg ging gerade auf Petersburg los, auch schien es nicht gerathen, jetzt noch den Krieg für ein fremdes Interesse fortzuführen, dem Rußland schon so viele blutige Opfer gebracht

hatte. Diese Gründe erwägend, beschloß Alexander einen Waffenstillstand nachzusuchen. Am 19. Juni eröffnete Benningsen dem Fürsten Bagration, welcher die Vorposten kommandirte, den Wunsch des Kaisers, und dieser theilte ihn den ihm gegenüberstehenden Großherzog von Berg mit. Napoleon war geneigt darauf einzugehen und bald trat Berthier, Herzog von Neufchatel, von Französischer, Fürst Labanow-Rostowsky von Rußischer und Graf Kalkreuth von Preußischer Seite zusammen, um den Waffenstillstand zu verabreden, der denn auch abgeschlossen und von Alexander in Tauroggen am 21. Juni, von Friedrich Wilhelm in Pictupönen am 25. Juni unterzeichnet ward. Nach diesem Vertrage blieben beide Heere in ihrer Stellung, und die kriegführenden Mächte versprachen, wenn der Friede wider Vermuthen nicht zu Stande kommen sollte, die Feindseligkeiten nur nach einer einmonatlichen Aufkündigung des Waffenstillstandes wieder anzufangen. Zugleich ward beschlossen, daß während der Ruhe in den nicht eroberten Preußischen Festungen weder neue Werke aufgeführt, noch Mund- und Kriegs-Vorrath angeschafft werden dürfe. Blücher, welcher, wie bereits erzählt, nach Stralsund eingeschifft war, dort sich als Führer aller Preußischen Völker angekündigt, und alle braven Preußen eingeladen hatte, sich unter seinen Fahnen zu versammeln, sollte sich dort bis zur ausgemachten Sache unthätig verhalten.

Dem Norden war gewehrt, der erste Schritt zur Versöhnung war gethan; Boten eilten nach allen Festungen, wo noch gekämpft ward, um die Waffenruhe und die Hoffnung des Friedens zu verkünden; aber das Herz des Königs mußte die tiefsten Kränkungen noch durch den Frieden selbst leiden, der ihm die treuesten Provinzen raubte, und ihn, den mächtigen König, um dessen Freundschaft einst die Welt buhlte, und der den Ausschlag in die politische Wagschaale legte, zu einem Fürsten untergeordneten Ranges machte.

Das kleine Tilsit ward jetzt ein Ort, welcher welthistorische Bedeutung erhielt und behalten wird. Um alle Förmlichkeiten zu vermeiden, ward ein Floß auf dem Niemen gezimmert, und auf diesem ein prächtiges Zelt errichtet. Hier wollten die beiden Kaiser, Napoleon und Alexander, zusammenkommen. Zu gleicher Zeit stießen sie vom Ufer ab, umgeben von den Großen und Mächtigen ihres Heeres; die Krieger standen zu beiden Seiten des Flusses und frohlockten; denn aus der gegenseitigen Vertraulichkeit der beiden Herrscher schöpften auch sie gute Vorbedeutungen für den baldigen Frieden und für die baldige Rückkehr in ihr Vaterland. Am folgenden Tage nachdem der König den Waffenstillstand genehmigt hatte, begleitete er seinen Waffengefährten zu einer zweiten Zusammenkunft, welche Alexander und Napoleon auf dem verhängnißvollen Floß hielten. — Friedrich Wilhelm, in dem tiefen Gefühl,

daß er hier an dem Grabe der politischen Größe seines Reiches stehe, daß sein Schicksal ganz in den Händen der beiden Kaiser sich befinde, und das namenlose Leid betrachtend, welches der Krieg über ihn, sein Haus und seine treuen Unterthanen gebracht hatte, war in einer trüben und ernsten Stimmung, und dies schien dem Sieger zu mißfallen, welcher, nicht fähig die Lage des unglücklichen Fürsten zu begreifen, und sich dessen Gefühle zu denken, von ihm dieselbe Heiterkeit zu verlangen schien, mit welcher Alexander jede seiner Forderungen bewilligte. — Diese Nachgiebigkeit desjenigen, auf welchem allein das Vertrauen und die Hoffnung des Königs beruhte, konnte wohl seine Stimmung nicht erheben. Freilich entsprang die Willfährigkeit aus dem leichten Sinn und Charakter Alexanders, auch brachte er keine Opfer, die ihn selbst betrafen, sondern Rußland sollte nur gewinnen.

Unterdessen gingen die Friedensunterhandlungen ihren Gang; Napoleon lud den Kaiser und König nach Tilsit ein, wo sie beide ihr Hauptquartier nahmen und sich oft sahen. Der König fand bald, daß Napoleons Erbitterung allein gegen ihn gerichtet war. So empörend der verhöhnende Uebermuth desselben war, mit welchem er seine Macht fühlbar werden ließ und sein Glück bezeichnete, so konnte dieser doch nicht ihn beugen; er vermochte aber nicht über sich, dem Kaiser der Franzosen, der sich von Schmeicheleien nährte, zu huldigen. Er blieb sich

gleich, voll edlem Stolz, der dem Unglück so wohl ansteht. Napoleon hingegen fühlte sich beleidigt und verbarg seine Empfindlichkeit nicht.

Die Getreuen des Königs glaubten, daß die Gegenwart der Königin, ihre Milde, der Anblick ihres Unglücks und ihre versöhnende Rede, die Unterhandlungen erleichtern, den Uebermuth Napoleons besänftigen und vielleicht einen minder nachtheiligen Frieden bewirken könnten; sie flehten, daß sie ins Hauptquartier kommen solle, und sie kam. Mit der Ergebung eines frommen Gemüths trat sie vielleicht die bitterste Reise in ihrem Leben an. Eine Frau, die nicht so hoch stand wie Luise, hätte es vielleicht unter ihrer Würde gehalten, beinahe bittend vor einem Manne zu erscheinen, der sie nicht allein um Reich, Glanz und Hoheit gebracht, sondern sie oft persönlich geschmäht hatte. — Aber sie hatte bei der Reinheit ihres Characters das Recht, zu glauben, daß ihr Anblick den Feind entwaffnen müsse, und er sich selbst eingestehen würde, daß er sie verkannt habe. Sie konnte es theils nicht voraussetzen, daß sie, die bis dahin durch ihre Anmuth alle Herzen gewonnen hatte, von einem Manne zurückgewiesen werden würde, der freilich nicht Edelmuth genug besaß, um das Opfer anzuerkennen, welches sie ihrem Gatten und ihrem Volke dadurch brachte, daß sie sich vor dem Sieger gewissermaßen demüthigte. So schwer ihr die Reise ward, so trat sie sie doch an. — Als sie in Tilsit das für sie bereitete Quartier

eingenommen hatte, besuchte sie Napoleon, welcher den Schein einer äußern Höflichkeit heuchelte. — Jetzt galt es, die Feinheit des Verstandes zu zeigen, welche einem großen Gemüthe eigen ist. — Nach einigen gleichgültigen Redensarten, über die Art und Weise, wie er den Winter in diesem rauhen Klima ertragen hätte, nachdem sie ihr Bedauern geäußert, daß er sich auf einer so schlechten Treppe zu ihr hinauf bemühen müsse, machte sie ihn mit dem Zweck ihrer Reise bekannt, nemlich ihn zu bewegen, daß er Preußen einen leidlichen Frieden bewillige. Leider hat der Erfolg gezeigt, wie wenig diese Bitte angenommen wurde. Einen ritterlichen Sinn hatte Napoleon nicht, also mußte wohl von ihm die Bitte einer edeln Frau unbeachtet bleiben.

Uebrigens zeigte seine ganze Unterhaltung, daß er die Königin nur verlegen machen wolle; seine Aeußerungen drückten einen Uebermuth aus, welcher nur die Niedrigkeit seiner Seele und seinen gänzlichen Mangel an sittlicher Würde an den Tag legte. — So fragte er unter andern mit geringschätzigem Ton und Miene: „aber wie konnten sie einen Krieg mit mir anfangen?" — Die Königin antwortete edel: „Sire, dem Ruhme Friedrichs II. war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben."

Am folgenden Tage speiste sie mit ihrem Gemahl, mit dem Kaiser Alexander, dem Großfürsten Konstantin, dem Prinzen Heinrich von Preußen und

dem Kronprinzen von Baiern bei Napoleon, unter äußeren Beweisen einer konventionellen Höflichkeit, und nach drei Tagen kehrte sie, schwereren Herzens, als sie vielleicht gekommen war, nach Memel zurück. — Ihre Gefühle drückte sie in einem Schreiben an ihre Schwester, die Fürstin Solms aus; sie sagt darin:

„Was für Schritte ich gethan habe, um Preußens Schicksal zu mildern, und wie wenig sie mir gelungen sind, das weiß die Welt; aber ich war sie als liebende Gattin dem Könige, als zärtliche Mutter meinen Kindern, als Königin dem Volke schuldig; das Gefühl, meine Pflicht erfüllt zu haben, ist mein einziger Lohn."

Am 7. Juli kam der Friede zwischen Rußland und Frankreich zu Stande, dessen Bedingungen gewissermaßen nicht auf den Grund gegenseitigen Uebereinkommens festgesetzt, sondern von den Franzosen dictirt zu seien schienen, und es ist unbegreiflich, wie sich der russische Unterhändler, Fürst Kurakin, eine solche Fassung des Vertrags gefallen lassen konnte. Unter andern heißt es darin, rücksichtlich Preußens:

„Aus Achtung für Sr. Majestät den Kaiser aller Reußen, und um einen Beweis zu geben von des Kaisers Napoleon aufrichtigem Wunsche, daß sich ein unauflösliches Band um beide Nationen schlingen möge, will der Kaiser Napoleon dem Könige von Preußen einen Theil der eroberten Länder zurückgeben."

Die Auswechselung des von beiden Monarchen ratificirten Friedens-Schlusses erfolgte am 9. Juli. — Obgleich nun in diesem Tractat das traurige Schicksal Preußens bereits entschieden war, so ward doch zwischen Talleyrand, Fürsten von Benevent und dem Feldmarschall Kalkreuth an demselben Tage ein besonderer Friedens-Tractat, Preußen betreffend, geschlossen. Der Inhalt desselben, welcher um seiner großen Wichtigkeit willen hier wohl angeführt werden muß, ist im Kurzen folgender:

In dem zweiten Artikel dieses Vertrages werden zuvörderst die Provinzen namentlich genannt, welche dem Könige von Preußen zurückgegeben werden sollen; im dritten, vierten und sechsten erkennt der König die Könige von Neapel und Holland, Joseph und Ludwig Napoleon und den Prinzen Hieronimus Napoleon als König von Westphalen, imgleichen den Rheinbund an; im fünften wird festgesetzt, daß der Friedens-Vertrag auch für die Könige von Neapel und Holland und für die Rheinbundsfürsten gelten solle. Weiter heißt es wörtlich:

„Siebentes: Sr. Majestät der König von Preußen tritt mit allem Eigenthumsrecht und aller Souveränität den Königen, Großherzogen und Fürsten, welche von Sr. Maj. dem Kaiser der Franzosen, Könige von Italien, werden bezeichnet werden, alle die Herzogthümer, Markgrafschaften, Fürstenthümer, Grafschaften und Herrschaften, überhaupt alle Gebiete und

Bestandtheile, wie auch alle Domainen und alles Grund-Eigenthum aller Art ab, welches gedachte Se. Maj. von Preußen, unter was immer für Titeln, zwischen dem Rhein und der Elbe beim Ausbruch des gegenwärtigen Krieges besaßen."

„Achtens: das Königreich Westphalen wird aus den von Sr. Maj. dem Könige von Preußen abgetretenen Provinzen und aus andern Staaten bestehen, welche sich gegenwärtig im Besitz des Kaisers Napoleon befinden.

„Neuntens: die Verfügungen, welche letzterer mit den in beiden vorhergehenden Artikeln bezeichneten Ländern treffen wird, und die Besitznahme derselben von jenen Souveränen, zu deren Vortheil die erwähnte Verfügung lautet, werden von Sr. Maj. dem Könige von Preußen gerade so anerkannt werden, als wenn sie schon im gegenwärtigen Vertrage festgesetzt und enthalten wären."

„Zehntens: Se. Maj. der König von Preußen leistet für sich, seine Erben und Nachfolger Verzicht auf alle wirklichen oder künftigen Rechte, welche er haben oder vorwenden könnte:

a) auf alle Gebiete ohne Ausnahme, welche sich zwischen dem Rheine und der Elbe befinden, und überhaupt auf alle, welche nicht im zweiten Artikel angeführt sind;

b) auf alle Besitzungen Sr. Maj. des Königs

von Sachsen, und des Hauses Anhalt, welche auf dem rechten Elbufer liegen.

Hingegen werden auch alle wirklichen oder künftigen Rechte und Ansprüche der zwischen dem Rheine und der Elbe liegenden Staaten auf die Besitzung Sr. Maj. des Königs von Preußen, so wie sie zufolge gegenwärtigen Tractats bestimmt worden, auf ewig erloschen sein und bleiben."

„Eilftens: alle Verhandlungen, Uebereinkünfte und Verträge, welche öffentlich oder im Geheimen zwischen Preußen und einem auf dem linken Elbufer gelegenen Staate haben geschlossen sein können, und welche der gegenwärtige Krieg noch nicht gebrochen hat, sollen ohne Wirkung bleiben und für null und nichtig angesehen werden."

„Zwölftens: Se. Maj. der König von Preußen tritt mit Eigenthumsrecht und Souveränität Sr. Maj. dem Könige von Sachsen, den Kottbusser Kreis in der Niederlausitz ab."

„Dreizehntens: Se. Maj. der König von Preußen entsagt für immer dem Besitze aller Provinzen, welche, als vormalige Bestandtheile des Königreichs Polen, nach dem 1. Januar 1772, zu verschiedenen Zeiten unter die Herrschaft von Preußen gekommen sind, mit Ausschluß des Ermelands und des Landes im Westen von Altpreußen, im Osten von Pommern

und der Neumark, im Norden des Kulmer Kreises und einer Linie, welche über Waldau nach Schneidemühl geht, und längs den Grenzen des Bromberger Kreises und der Straße von Schneidemühl nach Driesen hinläuft, welche Provinzen nebst der Stadt und Festung Graudenz und den Dörfern Neudorf, Poschken und Swierknozy auch in Zukunft mit allem Eigenthumsrecht und Souveränität von Sr. Maj. dem Könige von Preußen werden besessen werden."

„Vierzehntens: gedachte Se. Maj. entsagt zugleich auf ewig dem Besitz der Stadt Danzig."

„Funfzehntens: die im dreizehnten Artikel erwähnten Provinzen, mit Ausschluß der im achtzehnten Artikel angeführten Gebiete, werden mit Eigenthumsrecht und Souveränität, von Sr. Maj. dem Könige von Sachsen, unter dem Titel eines Herzogthums Warschau, besessen, und nach einer Verfassung regiert werden, welche die Freiheit und Privilegien der Völker dieses Herzogthums sichert, und sich mit der Ruhe der Nachbarstaaten verträgt."

„Sechzehntens: um zwischen dem Königreich Sachsen und dem Herzogthum Warschau eine Verbindung herzustellen, wird Sr. Maj. dem Könige von Sachsen der freie Gebrauch einer Militairstraße durch die Staaten Sr. Maj. des Königs von Preußen zustehen. Diese Straße, die Zahl der Truppen, welche auf ein Mal wird durchziehen

können, und die Etappen-Orte sollen durch eine besondere Uebereinkunft zwischen den beiden Majestäten unter Frankreichs Vermittelung festgesetzt werden."

„Sechszehntens: die Schiffahrt auf dem Netzflusse und dem Bromberger Kanal von Driesen bis an die Weichsel und zurück, soll von jedem Zoll frei bleiben."

„Achtzehntens, neunzehntens und zwanzigstens: die Stadt Danzig mit einem Gebiete von zwei französischen Meilen im Umkreise, wird in ihrer frühern Unabhängigkeit unter Preußens und Sachsens Schutz wieder hergestellt."

„Einundzwanzigstens: Stadt, Hafen und Gebiet von Danzig werden, während der Dauer des gegenwärtigen Seekrieges, dem Handel und der Schiffahrt Englands verschlossen."

Der zwei und zwanzigste Artikel enthält die Bestimmungen wegen Nichtverfolgung derer, welche Einwohner der abgetretenen Ländertheile sind, Güter rc. in den an Preußen verbliebenen Provinzen besitzen, und politisch oder militairisch an dem beendigten Kriege Theil genommen haben."

Hierauf heißt es weiter: „dreiundzwanzigstens: auf gleiche Weise soll kein Individuum, gebürtig, wohnhaft oder angesessen in den Ländern, welche dem Könige von Preußen vor dem

1. Januar 1772 zugehörten, und demselben jetzt, kraft des vorangegangenen zweiten Artikels zurückgestellt werden sollen, und insbesondere kein Individuum der Berliner Bürgergarde oder der Gensd'armerie, welche die Waffen ergriffen haben, um die öffentliche Sicherheit aufrecht zu erhalten, in seiner Person, seinen Gütern, Renten, Pensionen oder was immer für Einkünften, oder endlich in seinem Range oder Grad, weder angegriffen noch auf irgend eine Weise und wegen irgend einer Art von Theilnahme an den Ereignissen des gegenwärtigen Krieges, verfolgt oder zur Untersuchung gezogen werden."

„Vierundzwanzigstens: die Verpflichtungen, Schulden und Verbindlichkeiten, von was immer für Art, welche Se. Maj. der König von Preußen vor dem gegenwärtigen Kriege hat machen oder eingehen können, als Besitzer der Länder, Gebiete, Domainen, Güter und Einkünfte, welche gedachte Se. Maj. abtritt, oder welchen sie in dem gegenwärtigen Vertrag entsagt, werden den neuen Besitzern zur Last fallen, und von ihnen ohne irgend eine Ausnahme, Einschränkung oder einen Vorbehalt befriedigt werden."

„Fünfundzwanzigstens: die Fonds und Kapitalien, welche entweder Privatpersonen oder öffentlichen, religiösen, bürgerlichen oder militai-

rischen Anstalten der Länder angehören, welche Se. Maj. von Preußen abtritt, oder denen sie im gegenwärtigen Vertrag entsagt — die Kapitalien mögen nun in der Berliner Bank, oder in der Kasse der Seehandlungs-Gesellschaft, oder auf irgend eine andere Art, in den Staaten Sr. Maj. des Königs von Preußen untergebracht worden seien — sollen weder in Beschlag genommen noch konfiscirt werden können, sondern die Eigenthümer besagter Fonds und Kapitalien sollen freie Macht haben, darüber zu verfügen, den Genuß und die Interessen davon zu ziehen, sie mögen schon verfallen sein, oder zu den Fristen der Verträge und Obligationen erst verfallen. Ein gleiches soll gegenseitig beobachtet werden in Hinsicht aller Fonds und Kapitalien, welche Unterthanen oder was immer für öffentliche Anstalten der Preußischen Monarchie in den Ländern untergebracht haben, welche Se. Maj. der König von Preußen abtritt, oder denen er im gegenwärtigen Vertrag entsagt."

„Sechsundzwanzigstens: die Archive, welche die Eigenthumstitel, Dokumente oder überhaupt was immer für Papiere enthalten, welche auf die von Sr. Maj. dem Könige von Preußen im gegenwärtigen Vertrage abgetretenen oder aufgegebenen Länder, Gebiete, Domainen und Güter Bezug haben, so wie Karten und Pläne

der festen Städte und Citadellen, Schlösser und Forts, welche in besagten Ländern liegen, werden durch Kommissaire genannter Sr. Maj. in Frist von drei Monaten, von Auswechselung der Ratification an, übergeben werden, und zwar an Kommissaire Sr. Maj. des Kaisers Napoleon in Hinsicht auf die am linken Elbufer abgetretenen Länder, und an Kommissaire Sr. Maj. des Kaisers von Rußland, Sr. Maj. des Königs von Sachsen und der Stadt Danzig in Hinsicht aller Länder, welche besagte Majestäten und die Stadt Danzig, in Folge gewärtigen Vertrages besitzen sollen."

„Siebenundzwanzigstens: bis zum Tage der Auswechselung der Ratificationen des künftigen endlichen Friedens zwischen Frankreich und England werden alle Länder unter der Herrschaft Sr. Maj. des Konigs von Preußen, ohne Ausnahme, der Schiffahrt und dem Handel der Engländer verschlossen sein. Keine Absendung wird aus den Preußischen Häfen nach den brittischen Inseln gemacht, noch ein von England oder seinen Kolonien kommendes Schiff in die genannten Häfen zugelassen werden können."

„Achtundzwanzigstens: es wird unmittelbar eine Uebereinkunft entworfen werden, um Alles in Richtigkeit zu bringen, was die Art und die Zeit der Uebergabe der Plätze, welche Sr. Maj. dem Könige von Preußen zurückgestellt werden

sollen, und die Details der Civil- und Militair-Verwaltung der ebenfalls zurück zu gebenden Länder betrifft."

„Neunundzwanzigstes: Die Kriegsgefangenen werden ohne Auswechselung in Masse zurückgegeben."

Die Ratificationen dieses Friedens-Tractats wurden in Königsberg am 12. Juli ausgewechselt. — Es erschütterte dieser Friedensschluß alle Gemüther, denn er entriß dem Könige die Hälfte und, zählte man Hanover hinzu, mehr als die Hälfte seiner Besitzungen. — Preußen verlor 2693 Quadrat-Meilen Landes mit 4,805,000 Menschen, mehr als die Hälfte seines Einkommens, und seinen Rang unter den ersten Mächten Europas. Aber noch tiefer betrübend war es, wenn man beachtete, daß von dem alten Stamme der Kurmark ein Theil, die Altmark, abgezweigt war, daß Preußens Vormauer, Magdeburg, verloren ging, seine herrlichen Festungen Brieg und Schweidnitz, Schlesiens Bollwerke gegen Oestreich, in Schutt und Graus lagen, daß die Hauptstadt in 24 Stunden von der Grenze erreicht werden konnte und selbst in seinem Lande der König nicht mehr Herr war, da fremde Krieger nach Belieben Schlesien durchziehen konnten. Der einzige Trost blieb nur, daß Preußen noch immer um 720 Quadrat-Meilen größer und 4 Millionen volkreicher blieb, wie zu der Zeit, als Friedrich II. den Thron bestieg, und so blinkte noch immer ein schwacher

Hoffnungsschein, daß Preußen dasjenige wieder werden könne, was es gewesen war.

Wie hoch der König in seinem Unglücke stand, zeigt ein Brief der Königin, welchen sie kurz nach dem Abschluß des Friedens an ihren Vater schrieb, Es heißt darin:

„Der Friede ist geschlossen, aber um einen schmerzhaften Preis; unsere Grenzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen, dennoch ist der König größer, als sein Widersacher. Nach Eylau hätte er einen vortheilhaften Frieden machen können, aber da hätte er freiwillig mit dem bösen Prinzip unterhandeln, sich mit ihm verbünden müssen — jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Noth und wird sich nicht mit ihm verbinden, das wird Preußen einst Segen bringen. Auch hätte er nach Eylau einen treuen Alliirten verlassen müssen, das wollte er nicht; noch ein Mal, diese Handlungsweise des Königs wird Preußen Glück bringen, das ist mein fester Glaube."

Ja, Louise! Dein fester Glaube ist erfüllt worden, die Handlungsweise des Königs hat Preußen Seegen und Glück gebracht. —

Es kam jetzt noch auf die Räumung des Landes an. Auch hierüber ward am 12. Juli zwischen Talleyrand und Kalkreuth eine besondere Convention geschlossen, deren Inhalte man es gleich an-

sieht, daß sie nicht erfüllt werden sollte; es ward darin bestimmt:

Die Stadt Tilsit wird am 20. Juli, Königsberg am 25. Juli und bis zum 1. August das Land bis zur Passarge, welche die alte Stellung der Armee bezeichnet, übergeben; Altpreußen bis zur Weichsel am 20. August und der Rest bis zur Oder am 5. September geräumt werden.

Die Grenzen des Gebiets von Danzig werden, in einem Umkreise von zwei Stunden um die Stadt gezogen und durch Grenzpfähle mit den Wappen von Frankreich, Danzig, Sachsen und Preußen bezeichnet. Am 1. October sollen die gesammten Preußischen Staaten bis zur Elbe geräumt und an demselben Tage auch Schlesien zurückgegeben werden, so daß in zwei und einem halben Monat die vollständige Räumung des Königreichs Preußen geschehen sein wird, mit Ausschluß des Theils der Provinz Magdeburg, welcher auf dem rechten Elbufer liegt, und der Provinzen von Prenzlau und Pasewalk, welche am 1. November verlassen werden. Es wird jedoch eine Grenzlinie gezogen, über welche hinaus sich keine Truppen Berlin nähern sollten. — Die Räumung von Stettin soll von Bevollmächtigten noch näher bestimmt werden; 6000 Franzosen werden bis zu deren Räumung in dieser Stadt bleiben. Spandau, Küstrin und alle schlesischen Plätze werden am 1. October den Preußischen Truppen übergeben. In Pillau, Kolberg und Grau-

denz sollen die Artillerie, Kriegsvorräthe und überhaupt alles in dem Stande verbleiben, in welchem sie sich gegenwärtig befinden und dasselbe soll von Kosel und Glatz gelten, wenn die französischen Truppen von diesen Plätzen noch nicht Besitz genommen haben. Die oben erwähnten Verfügungen werden zu den bestimmten Fristen in Erfüllung gehen, wenn die dem Lande auferlegten Kontributionen werden bezahlt sein. — Wohl verstanden, daß die Kontributionen für bezahlt werden angesehen werden, wenn hinreichende Sicherheit dafür geleistet und diese von dem General-Intendanten der Armee (dem herzlosen Daru) für gültig angenommen worden ist. Es versteht sich ebenfalls, daß jede Kontribution, welche vor Auswechselung der Ratifikationen nicht öffentlich bekannt war, null und nichtig sei.

Alle Einkünfte des Königreichs Preußen werden, vom Tage der Auswechselung der Ratification, an die Kassen des Königs, und auf Rechnung Sr. Maj. abgeliefert werden, wenn die vom 1. November 1806 bis zum Tage der Auswechselung zahlbaren und fälligen Kontributionen abgetragen sind. Von beiden Theilen werden Kommissarien ernannt werden, um über alle streitigen Punkte sich freundschaftlich auszugleichen. Sie werden sich dem zu Folge am 25. Juli nach Berlin begeben, um der Räumung kein Hinderniß in den Weg zu legen; die französischen Truppen und Kriegsgefangenen werden bis zum Tage der Räumung im Lande und aus

Druck von B. Kohwoski in Magdeburg.

FREIHERR von STEIN

KÖNIGL. PREUSS. STAATS MINISTER

Druck von A. Kehse & Sohn in Magdbg.

CARL ALBERT VON KAMPTZ.

KÖN. PREUSS. STAATS u. JUSTIZ MINISTER.

Druck von E. Lichse & Sohn in Magdeburg.

FÜRST VON HARDENBERG

KÖNIGL. PREUSS. STAATSKANZLER.

Druck von B. Keiser Sohn in Magdeburg

LOUISE

PRINZESSIN FRIEDRICH DER NIEDERLANDE

den Magazinen leben, welche sich daselbst befinden können. Wenn die Spitäler zur Zeit, wo sich die Truppen zurückziehen sollen, noch nicht geräumt sind, so werden die französischen Kranken in den Spitälern verpflegt und von den Administratoren des Königs mit allem Nothwendigen versehen werden, ohne deshalb aufzuhören, französische Gesundheits-Beamte um sich zu haben. Gegenwärtige Uebereinkunft soll ihre ganze und vollständige Wirsamkeit haben.

Napoleon wollte Preußen besetzt behalten, und machte daher die Räumung von Bedingungen abhängig, deren Erfüllung unmöglich war. — Es sollte von seinen Plagegeistern befreit werden, wenn es die ungeheure Kontribution von 146 Millionen Franken bezahlte, wozu weder die Mittel an Gelde, noch ein hinreichender Kredit vorhanden war. Aber außerdem suchte Napoleon auf den Inhalt des Vertrages selbst neue Bedrückungen zu stützen, um einen Scheingrund für sich zu haben, daß er das Land noch länger besetzt behalten könne; so geschah es denn auch, daß die Räumung des Landes erst nach länger wie Jahresfrist erfolgte, und die Festungen Stettin, Küstrin und Glogau gar nicht geräumt wurden. Nur das Land zwischen der Weichsel und Memel ward dem Könige zurückgegeben, in den übrigen Provinzen lebten 200,000 Franzosen immer fort auf der Einwohner Kosten und dachten nicht an den Aufbruch.

Der König erfüllte endlich inzwischen seine Verbindlichkeiten, mit der Treue die ihm stets beiwohnte. Er entließ zuvörderst mit blutendem Herzen die Bewohner der abgetretenen Provinzen ihrer Unterthanen-Pflicht, in folgendem Abschieds-Schreiben vom 24. Juli 1807.

„Ihr kennt, geliebte Bewohner treuer Provinzen, Gebiete und Städte, meine Gesinnung und die Begebenheiten der letzten Jahre. — Meine Waffen erlagen dem Unglück, die Anstrengungen des letzten Restes meiner Armee waren vergebens. Zurückgedrängt an die äußerste Grenze des Reichs, und nachdem mein mächtiger Bundesgenosse selbst zum Waffenstillstand und Frieden sich genöthigt gefühlt, blieb mir nichts übrig, als dem Lande Ruhe nach der Noth des Krieges zu wünschen. — Der Friede mußte, so wie ihn die Umstände vorschrieben, abgeschlossen werden. — Er legte mir und meinem Hause, er legte dem Lande selbst die schmerzlichsten Opfer auf. Was Jahrhunderte und biedere Vorfahren, was Liebe und Vertrauen verbunden hatten, mußte getrennt werden. Meine und der Meinigen Bemühungen waren fruchtlos! Das Schicksal gebietet, der Vater scheidet von seinen Kindern. Ich entlasse euch aller Unterthanen-Pflicht gegen mich und mein Haus. — Unsere heißesten Wünsche für euer Wohl begleiten euch zu eu-

rem neuen Landesherrn; seid ihm, was ihr mir waret. Euer Andenken kann kein Schicksal, keine Macht aus meinem und der Meinigen Herzen vertilgen."

Von allen jenen Provinzen erhielt der König die freundlichsten, die rührendsten Antworten. Die treuherzigste ward ihm in plattdeutscher Sprache von den Niedersächsisch-Westphälischen Unterthanen, welche an Friedrich Wilhelm den Guten gerichtet war. Sie verdient hier, als ein Denkmal der Liebe, die er genoß, einen Platz.

„Das Herz wollte uns brechen — sprachen sie — als wir Deinen Abschied von uns lasen, und wir können uns noch heute nicht überreden, daß wir aufhören sollen, Deine Unterthanen zu sein, wir, die Dich immer so lieb hatten. So wahr wir leben! es ist nicht Deine Schuld, daß Deine Generale und Minister nach der Niederlage bei Jena, allzu betäubt und verwirrt waren, um die zerstreuten Schaaren zu uns herzuführen und sie, mit unsern Landknechten vereinigt, zu einem neuen Kampf aufzurufen. Leib und Leben hätten wir daran gewagt, denn Du mußt nicht zweifeln, daß in unsern Adern das Blut der alten Cherusker noch feurig wallt, und wir noch stolz darauf sind, Herrman und Wittekind unsere Landsleute zu nennen. Auf unserm Grund und Boden liegt das Siegfeld, wo unsere Vorfahren

die Feinde, welche das deutsche Gebiet verwüsten wollten, so schlugen, daß sie das Aufstehen vergaßen. Wir hätten sicher das Vaterland gerettet, denn unsere Landknechte haben Mark in den Knochen, und ihre Seelen sind noch nicht verderbt. — Unsere Weiber stillen selbst ihre Kinder, unsere Töchter sind keine Moden-Affen, und der Zeitgeist hat seine Pestluft nicht über uns ausgeströmt. Inzwischen können wir dem Willen des Schicksals nicht entgehen. Ach! lebe denn wohl, alter guter König! Gott gebe, daß der Ueberrest Deines Landes Dich treuere Generale und klügere Minister finden lasse, als die waren, welche Dich betrübten. Ihrem Rathe mußtest Du folgen, denn Du bist nicht allwissend, wie der große Geist der Welten. Können wir aufstehen gegen den eisernen Willen des Schicksals? Wir müssen mit männlichem Muth Alles geschehen lassen, was abzuändern nicht in unserm Vermögen ist. — Gott stehe uns bei! Wir hoffen, daß unser neuer Herr auch unser Landesvater sein, und unsere Sprache, unsere Sitten, unsern Glauben und unsern Bürgerstand eben so erhalten und achten werde, als Du, guter, lieber König, es immer gethan hast. Gott gebe Dir Friede, Gesundheit und Freuden! —

Die Polen entließ er, wie es wohl billig war, gar nicht, sie hatten sich selbst entlassen. — Nur die Gemeinen und Unteroffiziere aus Süd- und Neu-Ostpreußen wurden ohne weiteres in ihre Heimath zurückgesandt. Die verletzte Treue hatte sich gräßlich an diesem unglücklichen Volke gerächt! —

So endete der Kampf zwischen Friedrich Wilhelm und Napoleon! — Sieben Wochen hatten über Preußens Schicksal entschieden, welches einst sieben Jahre mit Ruhm gegen ganz Europa kämpfte, und siegend aus diesem Kampfe hervorging.

Durch Rußlands Hilfe ward der Krieg nutzlos noch 7 Monate verlängert, um nur einen um so kläglicheren Frieden zu erhalten.

Ruhmvoll blieb es für Friedrich Wilhelm, daß er sich nicht durch Undank retten wollte, verzeihlich von Alexander, daß er, die Ungeschicklichkeit seiner Generale begreifend, nicht alles bei dem Kriegsglück auf's Spiel setzen wollte. Oestreich, welches Preußen hilflos fallen ließ, mußte später genug bedauern, daß es Gleiches mit Gleichem vergalt. Die große Lehre war aber den Gewaltigen kund geworden, daß die todte Masse, der schaffenden Kraft und dem waltenden Geiste unterliegen muß. Friedrich Wilhelm hatte diese Lehre empfangen. Er hat sie begriffen und sie späterhin mit Weisheit benutzt. Freilich war seine Lehrerin diejenige gewesen, welche sich am theuersten bezahlen läßt, die Erfahrung, aber auf dem mit Blut gedüngten Boden der Schlachtfelder

von Jena, Auerstädt, Eylau und Friedland ist ein Baum entsprossen, der herrliche Früchte getragen hat, denn er schirmet jetzt die ganze Welt. Preußens Glück ist auf diesen Schlachtfeldern gegründet, und die Opfer, welche es gekostet, sind nicht nutzlos vergeudet worden.

Napoleon, verachtungswerth in allen seinen Bestrebungen, weil sie nur die Befriedigung des Ehrgeizes und der Herrschsucht zum Ziel hatten, wobei ihm kein Mittel heilig war, hat wider seinen Willen Preußens Wohlfahrt geschaffen; er ward wider seinen Willen ein gewaltiges Rüstzeug in der Hand Gottes zum Heile der Welt. — Vor allem aber war es das Unglück, welches nun die Familie des Königs und das Volk innig in einander verschmolz, und jenen Satz: der König und das Volk sind eins, zur Wahrheit erhob.

Der König ging von Tilsit nach Memel zurück, wo sich seine Getreuen um ihn versammelten. Kaum hatte er sich von den Schlägen des Schicksals erholt, und einen klaren Blick über die Lage und Verhältnissi seines Staats gewonnen, als sich auch eine Rührigkeit im Kabinet zeigte, die erstaunenswürdig war. Es war zur Wiedergeburt des

Staats eine gänzliche Umwandelung desselben in allen seinen Einrichtungen nöthig; dies war gewiß, aber überall traten hemmend politische Verhältnisse in den Weg.

Der König entließ zuvörderst seine bisherige große Zahl von Ministern, den Großkanzler von Goldbeck, die Justizminister von der Recke, von Massow und von Thulemeier, von welchen ersterer das Lehnwesen, der zweite die lutherisch geistlichen Angelegenheiten, und der dritte die reformirten Kirchensachen bearbeitet hatte, nebenbei aber noch die Verwaltung der Gerichtspflege in den ihnen zugetheilten Provinzen beaufsichtigten. Den Grafen von Redern, der das Berg- und Hütten-Wesen leitete, den Freiherrn von Voß, welcher die innern Angelegenheiten der Kurmark, Neumark und Pommern besorgte, den Grafen von Hoym, welcher Schlesien und Südpreußen verwaltet hatte, den Herrn von Anger, welcher den Magdeburgischen und Westphälischen Provinzen vorstand, und von Ingersleben, welcher Hanover organisirt hätte, und nicht frei von dem Vorwurf war, daß er die Uebergabe Stettins, wo er als Oberpräsident die Verwaltung während der Tage als der Feind herannahte, übernommen, nicht hintertrieben hatte; endlich auch den Grafen von Schulenburg-Kehnert, der einst sein ganzes Vertrauen besaß und dasselbe so wenig rechtfertigte, entließ der König mit milden Worten. Die Volksgunst aber begleitete sie nicht alle in ihre Zurückgezogen-

heit, vorzüglich nicht den Minister Grafen von Hoym, dem man es nicht vergessen konnte, daß er in den Zeiten Friedrich Wilhelms II., die Vertheilung der Güter in Südpreußen an dessen Günstlinge, an die Gräfin Lichtenau und an Bischofswerder begünstigt, und daß er nicht kräftiger die Volksbewaffnung in Schlesien unterstützt hatte. Am widrigsten war der Eindruck, den Schulenburg, der ehemalige Gouverneur der Hauptstadt, auf die Bürger Berlins machte. Eben derselbe, der den Franzosen so viele Schätze in die Hände fallen ließ, schämte sich nicht, mit dem Großkreuz des Ordens der Ehrenlegion geschmückt, dort zu erscheinen, um sich als ein recht getreuer Unterthan seines neuen Herrn, des eben geschaffenen Königs von Westphalen zu zeigen, in dessen neuem Reiche er Güter besaß; er drückte seiner Schlechtigkeit das Siegel auf, indem er bald darauf in dessen Dienste trat. — Man fühlte dieses selbst in Frankreich, indem der Moniteur davon mit den Worten Kunde gab:

„Der Graf von der Schulenburg-Kehnert, preußischer Ex-General und Staats-Minister, ist durch ein Dekret vom 5. Mai zu dem Dienst des Königs von Westphalen als Divisions-General zugelassen worden."

So tief sank er, der von seinem Könige so hoch geschätzt gewesen war, doch nahm er bald darauf seine Schande mit sich ins Grab.

Von den Generalen, welche noch in Thätigkeit waren, zog sich auch Rüchel zurück, dessen Ansichten freilich nicht mit denjenigen übereinstimmen konnten, welche sich jetzt dem wahren Vaterlandsfreunde eröffneten; er war ein tapferer, ein einsichtsvoller und seinem Könige ganz ergebener Mann, aber Standes-Vorurtheil, Eigenliebe und ein sehr heftiges Temperament schadeten diesen guten Eigenschaften. Ihm konnte man es nicht vergeben, daß er bei Vierzehnheiligen zu spät gekommen und die Vorstädte Königsberg unnütz angezündet hatte.

Am nachtheiligsten war die Stimmung gegen die Offiziere, welche theils bei Auerstädt und Jena gefangen genommen, oder späterhin kapitulirt hatten, und auf ihr Ehrenwort entlassen waren. Man sonderte aber zu wenig die Schuldigen von den Unschuldigen ab. Wo sind die Grenzen, die ihr beschützen solltet? — fragte man, sucht sie statt jenseits des Rheins jetzt an der Elbe, schaut auf Tausende die planlos erschlagen sind, auf die niedergebrannten Städte und Dörfer, auf das grenzenlose Elend des Landes, dies ist euer Werk. Hieran knüpfte sich der Haß gegen den Adel, weil der größte Theil des Offizier-Standes aus Adlichen bestand, ohne daß man bedachte, daß das Unglück des Preußischen Heeres nicht dadurch entstand, daß die Anführer Adliche, sondern daß sie alte abgelebte Männer und Schwächlinge waren, welche von der Kriegskunst nichts verstanden; daß sie nicht dem Bürgerthum

der Napoleonischen Helden, sondern deren höhern Intelligenz, der Jugendkraft und Kriegs-Erfahrung derselben unterlegen hatten. Nicht wenig trug zu dieser Mißstimmung der Uebermuth bei, mit dem sich der Offizierstand gegen den Bürger bis dahin benommen, und die Roheit, mit welcher er die Soldaten behandelt hatte, ein Benehmen, welches man bei den Franzosen ganz anders kennen gelernt hatte. Die Lage dieser Offiziere war seit den Schlachten von Jena und Auerstädt schon traurig, und ward durch den Frieden von Tilsit um nichts gebessert, denn der Staat vermochte ihnen nur eine kärgliche Unterstützung auszusetzen. Unterm 10. August ward ihnen bekannt gemacht, daß es bei den jetzigen außerordentlichen Bedürfnissen des Staats unmöglich sei, ihnen den vollen Sold zu reichen; der König habe daher beschlossen, ihnen, vom 1. August ab, das halbe Gehalt als Wartegeld zahlen zu lassen, und zu gestatten, sich beliebig ihren Aufenthaltsort in den Preußischen Staaten zu wählen, jedoch könne die wirkliche Zahlung nicht eher erfolgen, als bis die französischen Truppen das Land geräumt hätten und die Königlichen Kassen wieder im vollen Besitz ihrer Einkünfte wären. Zugleich ward ihnen eröffnet, daß es unnöthig sei, sich an den Ort, wo der König sich befinde, hinzugeben, um auf diese Weise ihre Wieder-Anstellung zu beschleunigen, indem dieses für jetzt doch nicht geschehen könne. Endlich sollte jeder, welcher nicht wieder zu dienen beabsich-

tige, solches anzeigen, damit man die Zahl derselben, welche wieder in Thätigkeit zu setzen wären, übersehen und hierunter die Tüchtigsten auswählen könne.

Um die Offiziere überhaupt in der öffentlichen Meinung von der Herabsetzung zu befreien, welche den Schuldigen und den Unschuldigen auf gleiche Weise traf, ordnete der König Ehrengerichte an, vor welchen sich jeder Offizier rechtfertigen mußte. In Königsberg übernahm der Bruder des Königs den Vorsitz darin, in den übrigen Provinzen ward der Vorsitz Männern anvertraut, deren Benehmen in dem Feldzuge keinen Vorwurf traf. — Indessen hatten sie wenig Erfolg, und man hörte von wenigen Bestrafungen im Verhältniß zu der Zahl der Schuldigen, die nach dem Unerhörten, was geschehen, nothwendig vorhanden sein mußte; das Publikum ward nicht dadurch befriedigt und nur das Benehmen der Offiziere, als die wieder erstandene Armee in die verschiedenen Garnisonen vertheilt ward, und ihr Muth auf den Schlachtfeldern von 1813 — 1815 hat das glückliche Verhältniß herbei geführt, welches jetzt zwischen Militair- und Bürgerstand herrscht.

Der König fühlte, daß die Reinigung des Heers durch die Ehrengerichte nicht genügte, daß vielmehr dem Geiste der Armee eine andere Richtung gegeben werden, und daß eine völlige Umwandlung bei derselben vorgehen müsse. Hierzu bediente er sich ei-

nes Mannes, dem Preußen unendlich viel zu verdanken hat; es war Gerhard David von Scharnhorst, im Jahre 1756 zu Hämelsee im Fürstenthum Celle geboren, der Sohn eines Pächters. Sein Vater konnte ihm nur den Unterricht in einer Dorfschule geben lassen, und bestimmte ihn gleichfalls zum Stande des Landwirths. Einige Schriften über den siebenjährigen Krieg und die Erzählungen eines Mitstreiters in demselben, eines invaliden Unteroffiziers entflammten sein militairisches Genie. Er beschloß, Soldat zu werden. Sein Vater gewann durch einen Prozeß das Gut Borbenau und kam dadurch in bessere Umstände. Dieses Gut lag unfern von Steinbude, wo der Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe-Bückeburg ein militairisches Erziehungs-Institut errichtet hatte. Diesem ward Scharnhorst vorgestellt, er prüfte ihn und wenn er ihn gleich noch mit wenigen Vorkenntnissen versehen fand, so erkannte er doch mit geübtem Auge den gesunden kräftigen Geist und den klaren Verstand des Jünglings, welcher in jenes Institut aufgenommen ward, und sich schnell ausbildete. Nach fünf Jahren starb sein Erzieher. Scharnhorst trat in Hanöversche Dienste, wo er bald Lehrer des Offizier-Corps ward. Jetzt trat er auch als militairischer Schriftsteller auf. Seine Erfindung, Fernröhre für den Kriegsgebrauch mit Mikrometer-Schrauben zu versehen, seine statistischen Tabellen, sein Handbuch der Kriegswissenschaften, sein Tagebuch für die Offiziere und ein

militairisches Journal, welches er herausgab, erwarben ihm einen hohen Ruf, der sich aber noch steigerte, als er unter dem General Hammerstein die herrliche Vertheidigung der Festung Menin leitete, und dieser sich durch einen zehn Mal stärkern Feind schlug, wobei der General ihm das ganze Verdienst des Planes und der Ausführung mit einer ihm selbst zur Ehre gereichenden Uneigennützigkeit und Aufrichtigkeit zugestand. — Der König von England verlieh Scharnhorst dafür einen Ehrensäbel und bald ward er Oberst-Lieutenant im General-Staabe. — Auf die Empfehlung des Herzogs von Braunschweig, ward er in den Preußischen Kriegsdienst aufgenommen und trat in das dritte Artillerie-Regiment. — 1804 wurde er Oberst und trat in den General-Staab, wo er Vorlesungen über die Kriegskunst für Offiziere hielt. Zweimal bei Auerstädt verwundet, folgte er dennoch dem Zuge Blüchers nach Lübeck, welcher ihn zu seinem Chef vom Generalstaabe erwählte. Mit ihm gefangen genommen und ausgewechselt, eilte er wieder nach Preußen, focht mit bei Eylau und ward nun zum General-Major ernannt, da die glänzenden Erfolge, welche das L'Estocqsche Korps in dieser Schlacht errungen, ihm vorzugsweise zugeschrieben wurden. Ruhige Beharrlichkeit und Ausdauer bei allen sich entgegenstellenden Hindernissen, rege Vaterlandsliebe, hohe Uneigennützigkeit waren die Grundzüge seines Charakters. Diesen gesellten sich tiefe Kenntnisse in al-

len Zweigen des Wissens, besonders aber in der Kriegskunst zu. Wer den tiefsinnigen, träumerisch-umhergehenden Mann, der oft nachläßig in seinen Ausdrücken und Geberden war, sah, hätte in ihm den tiefen Denker, den kenntnißreichen Mann und den feurigen Geist auf dem Schlachtfelde nicht geahnt. Ihm ward vom Könige der Vorsitz in der Kommission anvertraut, welche die Wiederorganisation des Heeres bewirken sollte, denn man hatte die Gebrechen desselben erkannt, indem man dessen Gestaltung mit den Einrichtungen bei den französischen Kriegern verglichen hatte. —

Die Begünstigung des Adels, welcher fast ausschließlich zu den Offizier-Stellen ernannt ward, hatte talentvolle Bürgerliche davon ausgeschlossen, aber auch den Adel, der sie als eine gewisse Versorgung betrachtete, nachläßig bei der Einsammlung der zum Kriegerdienst nöthigen Kenntnisse gemacht. Die harten Leibesstrafen, welche dem gemeinen Mann, oft nach bloßer Willkühr, auferlegt wurden, hatten sein Ehrgefühl zu Boden gedrückt. Diese und die Ausnahmen, welche bei der Einstellung in den Militairdienst stattfanden, hatten den Soldatenstand als ein Unglück, welches den gewählten Rekruten traf, betrachten lassen. Ein Drittel des Heeres bestand aus Ausländern, welche die Heimath wegen Vergehen oder aus Noth verlassen hatten und der Preußischen Fahne folgten, von welcher sie sich aber, sobald sie konnten, wieder los zu machen suchten, um bei

einer andern Macht ein neues Handgeld zu verdienen. Oft hatten solche schon mehreren Fürsten gedient, und dort ihre Eide gebrochen; es ward ihnen also auch nicht schwer, den letzten ebenfalls zu brechen. — In Festungen konnte man sie einsperren, aber wenn sie heraus kamen, entflohen sie zu Hunderten, wie es z. B. im Jahre 1805 bei dem Ausmarsch der Garnison von Wesel der Fall war. — Die Bekleidung des Soldaten war schlecht, dürftig und unbequem. Ihre Beschaffung war zum Theil dem Kompagnie-Chef überlassen, welcher darin ein Mittel fand, sich auf Kosten des armen Soldaten zu bereichern. Die Bewegungen der Armee bei den unendlichen Zügen von Bagage, welche derselben folgte, war schwerfällig, — die Stellung des obersten Kriegs-Departements zum Heere, den Geschäftsgang hemmend.

Diesen Uebelständen mußte der König abhelfen. Die Kabinets-Ordre vom 3. August 1808, an seinem 38sten Geburtstage vollzogen, hob die fürchterlichen, die Menschheit entehrenden Spießruthen ganz, die Stockprügel aber für den tadellosen Soldaten auf, und drohte sie nur denjenigen an, die wegen Vergehungen durch Urtheil und Recht in die zweite Klasse des Soldatenstandes versetzt waren. — Der König bezeichnete hierdurch auf das erhabenste seinen Geburtstag. Es wurden neue, den Zeitumständen gemäße Kriegs-Artikel gleichzeitig der Armee mitgetheilt.

Eine andere Ordre vom 6. August hob jeden Unterschied der Geburt bei der Besetzung der Offizier-Stellen und beim Avancement auf, und knüpfte solche im Frieden nur an erworbene Kenntnisse und Einsichten, und im Kriege an Auszeichnung vor dem Feinde. — Zugleich ward dem Volke die Aussicht eröffnet, daß künftig keine Ausnahme mehr bei der Pflicht, als Soldat sein Vaterland zu vertheidigen, stattfinden solle. Das desfalsige Gesetz konnte aber, bei dem Argwohne, den es bei den Franzosen erregen durfte, nicht erscheinen und blieb erst dem Jahre 1813 vorbehalten. Unterm 8. September 1809 bestimmte der König, daß die Armee in Zukunft nur aus Inländern bestehen und daher alle Werbung im Auslande aufhören solle. So lange die Ausländer in der Armee dienten, war es unmöglich, an einer alle menschliche Freiheit beschränkenden Zucht und an alles menschliche Gefühl empörenden Strafen vorbei zu kommen. Nachdem jene entfernt waren, bestand das Heer aus zuverläßigen Kriegern; man konnte ihnen eine größere Freiheit gestatten, und es bedurfte der entehrenden Strafen nicht mehr. Die Ehre ward nunmehr auch als das Eigenthum des gemeinen Soldaten anerkannt, und er selbst ergriff dieses mit Eifer, denn bald wollten die Kompagnien keine Soldaten der zweiten Klasse mehr unter sich leiden. Die älteren leiteten die jüngeren zum Besseren und verhüteten die ausbrechenden Excesse.

Das Kommando der Truppen ward den Brü-

dern des Königs, Wilhelm und Heinrich, ersterem die Kavallerie, letzterem die Infanterie, und dem Prinzen August die Artillerie anvertraut; das Heer selbst nach den Provinzen in sechs Divisionen vertheilt, welche auch durch verschiedene Farben der Kragen und Aufschläge bezeichnet wurden. Endlich ward das Kriegs-Departement neu organisirt und zweckmäßig für die verschiedenen Geschäftszweige, auch verschiedene Abtheilungen desselben angeordnet.

Was nun das Heer selbst betrifft, so durfte es, wie wir weiter unten hören werden, nach dem mit Frankreich geschlossenen Vertrage vom 8. September 1808 nur in 42,000 Mann bestehen.

Der König verlor aber nicht die Hoffnung, daß sich die Zeit einmal ändern, das Glück wechseln könne, und daß man sich daher auf bessere Zeiten vorbereiten müsse. Was nicht offen geschehen konnte, mußte im Geheimen betrieben werden, und glücklich wußte der König die Scharfsicht der Franzosen zu täuschen. Man erdachte das Krämper-System. Woher dieser sonderbare Namen entsprungen ist, kann nicht erforscht werden, es bestand aber darin, daß man jeden Monat eine Anzahl Rekruten aushob, sie gehörig exerzirte und dann wieder entließ, um eine neue Anzahl einzuberufen. So war das Heer immer nur 42,000 Mann stark, aber im Lande befand sich eine Anzahl ausgebildeter Soldaten, welche unter der Anführung der vielen auf halben Sold gestellten Offiziere auf einmal ein Heer von 100,000

Mann bilden konnten, und wirklich ward es im Laufe von drei Jahren dahin gebracht, daß, als 1813 der Befreiungskampf ausbrach, statt 12 Linien-Regimenter Infanterie, aus welchen die Armee bestand, wie durch einen Zauberschlag 24 entstanden. Oft ward Napoleon durch seine Spione von dieser Maaßregel unterrichtet, aber immer wieder getäuscht. Er beauftragte unter andern einmal einen General, sich von Berlin nach Treptow a. d. Rega zu begeben, wo Blücher die Pommerschen Krämper ausbildete, und die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen. Zum Glück bekam der damalige Chef der Polizei in Berlin, Staats-Rath Sack, davon Kunde und berief den schlauen Polizei-Inspector Engel, um auf irgend eine Weise den französischen General aufzuhalten, damit Blücher zeitig genug von dessen Ankunft benachrichtigt werden könnte, und er Zeit behielt, seine Maaßregeln darnach zu nehmen. Alles mögliche Unglück widerfuhr dem armen Manne, es brach der Wagen, als er kaum die Stadt verlassen; dann ermüdeten die Pferde; dann ward ein Pferd lahm; hier war eine Brücke schadhaft, und es mußte meilenweit umgefahren werden; auf jener Station fehlte es an Pferden, und er mußte Stundenlang warten. Der General mochte fluchen so viel er wollte, er konnte nicht vorwärts kommen. — Alle diese Hindernisse waren von dem Polizei-Inspektor Engel so schlau vorbereitet, daß sie ganz natürlich erschienen, und der General keinen Argwohn schöpfte.

So gewann der Bote, den der Staatsrath Sack auf anderen Wegen absandte, einen Vorsprung von mehreren Tagen, welche Blücher benutzte, um alle Krämper schleunigst nach Hause zu entlassen. Als der französische General ankam, war von keinem Exerzieren der Truppen die Rede, und die Abtheilungen viel schwächer, als sie vertragsmäßig sein durften.

Zur Bewaffnung der Krieger wurde eine große Anzahl von Gewehren, theils unter der Hand in Oestreich angekauft, theils im Lande angefertigt. — Man bewaffnete die geretteten Festungen mit eisernem Geschütz und goß die metallenen Kanonen zu Feldstücken um. Aehnliche Veränderungen wie in der Oekonomie des Heeres, gingen auch in den Waffenübungen vor; der König vereinfachte sie möglichst, und richtete sie alle auf ihren eigentlichen Zweck, auf den Krieg.

So rastlos und vorsichtig wirkte der König durch Scharnhorst, um das Heer, auf den freilich noch hinter dem dichten Schleier der Zukunft verborgenen Zeitpunkt vorzubereiten, dem jeder Patriot mit inniger Sehnsucht entgegen sah. Die Hoffnung, daß er eintreten würde, sank niemals und hielt die Herzen der Preußen aufrecht.

Nicht minder thätig war man in der Verwaltung des Innern; es schien, als wenn ein neuer Geist erwacht war und neue Ideen verbreitet hätte; man sah mit klarem Auge jetzt, was Noth that. Mit dem Untergange des Reichs, war auch die alte

Form, der alte Schlendrian zerstört worden, es mußte Neues geschaffen werden. In Preußen bestanden so viele alte Einrichtungen, die, ihrer Natur nach der fernern Ausbildung des Volks und dem wahren National-Wohlstande entgegenstrebend, nicht anders als erschlaffend und die Volkskraft hemmend und lähmend und jeden freiern Aufschwung hindernd wirkten, und jetzt, da ein Phönix aus der Asche entstehen sollte, hinfortgeräumt werden mußten. Sobald man aber erst den Gedanken aufgefaßt hatte, daß das Alte nichts tauge, war auch bald das Bessere gefunden.

Der Freiherr von Hardenberg, welcher gleich nach der Schlacht von Auerstädt, in dem wahren Gefühl des braven Mannes, daß man seinen König nicht im Unglück verlassen müsse, aus seiner Zurückgezogenheit sich zu ihm begeben hatte, leitete seit dem 5. März die Staatsgeschäfte. Der Friede von Tilsit stimmte aber mit seinen Ansichten nicht überein, und da sichtbar seine Einwirkungen die Unterhandlungen mit Napoleon, der ihn haßte, über die Räumung des Landes erschwerte, so trat er abermals von der Verwaltung zurück, lebte anfangs an der russischen Grenze, begab sich aber dann nach seinem Gute Tempelhof bei Berlin, wo er in stiller Zurückgezogenheit die Morgenröthe besserer Tage abwartete.

Da erinnerte sich der König seines Ministers von Stein, den er im Frühjahr 1807 um seines

Zwistes mit dem Kabinet willen, ungnädig entlassen hatte, und welcher auf seinen Gütern im Nassauischen lebte. Er berief ihn zu sich nach Memel. Stein, krank am Fieber, warf sich in den Wagen und durchflog die Entfernung von beinahe 200 Meilen. Am 5. Oktober übertrug ihm der König die oberste Leitung aller Angelegenheiten, mit Einschluß eines Antheils an den politischen. — Von diesem Augenblicke an, erwachte eine Einheit in der Verwaltung, ein lebendiges Wirken für das Bessere, denn der Sinn dafür war erregt, und überraschend schnell waren die Wirkungen.

Der König hatte schon früher das Bessere gewollt, und hie und da nöthige Reformen versucht, aber er fand in der Administration theils keine Unterstützung, indem die Beamten sich einmal in das alte System hinein gedacht hatten, und es als die Schöpfung Friedrichs des Großen für unverbesserlich hielten, theils überzeugte er sich aber auch, daß sich schwerlich etwas daran ändern ließe, ohne das Ganze über den Haufen zu werfen. Nun war aber das ernste Schicksal dazwischen getreten und hatte das alte Gebäude umgestürzt, und rasch ging es jetzt an das Umreißen der alten unhaltbaren Trümmer, und an das Aufführen eines neuen stolzen Staats-Gebäudes.

Steins System, für welches er den König einzunehmen wußte, ruhte darauf:

„dahin zu wirken, daß jeder Einwohner des Staats seine Kräfte auch frei benutzen und entwickeln könne, ohne durch die Willkühr eines Andern daran gehindert zu werden. Das Verdienst sollte in jedem Stande sich ungehindert emporschwingen können. Endlich sollte ein gemeinsamer Geist und ein gemeinsames Interesse, durch ächte Religiosität, durch die Erziehung und Bildung des Volks erweckt, und auf dieses alles der Wohlstand im Innern und die Sicherheit gegen äußere Angriffe gegründet werden;"

und in diesem Sinne legte er den Grundstein, auf welchem seine Nachfolger fortbauten. Der Ackerbau ist das wichtigste Gewerbe der Bürger des Preußischen Staats, dessen Lage Fabriken und Handel nur in einzelnen Gegenden begünstigt; der Ackerbau ist das Herz, welches das Blut durch alle Adern des Staatskörpers treibt, und die Wohlfahrt desselben erhält, und gerade dieser war mit so vielen Fesseln belastet, daß er unmöglich gedeihen konnte. — Es war nicht allein der Erwerb der ländlichen Grundstücke so vielfachen Beschränkungen unterworfen, sondern auch die persönliche Freiheit des Landmanns gefährdet, und schädliche Gemeinheiten und Servituten hielten seinen Aufschwung gefangen, so daß eine bessere Kultur, erweckt durch höhere Industrie und gesteigerte Intelligenz, nicht empor kommen konnte, und allen Bestrebungen, dem Boden

mehr als das gewöhnliche abzugewinnen, war ein trauriges Ziel entgegengesetzt.

Die Mittel hiezu lagen so nahe, es kam nur darauf an, den Zwang aufzuheben, welcher auf den Personen der Ackerbau treibenden Klassen lag, indem man die Leibeigenschaft, von der Aristokratie Erbunterthänigkeit genannt, aufhob, indem man den Erwerb der Grundstücke von den Beschränkungen befreite, die darauf lasteren, indem man jeden Einwohner des Staats, welcher die Mittel und Kenntnisse hierzu besaß, die Möglichkeit verschaffte, ein kleines oder größeres ländliches Grundstück zu erwerben, und indem man endlich die Gemeindheiten und Servitute aufhob, welche die freie Benutzung der Grundstücke, also jede bessere Wirthschaftsform hinderten.

Am 5. Oktober trat Stein seine Verwaltung an, und vier Tage später erließ der König schon das erste merkwürdige, die Verbesserung des Landbaues bezweckende Edict vom 9. Oktober 1807:

den erleichterten Besitz des freien Gebrauchs des Grund-Eigenthums, so wie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner betreffend.

Bis dahin durfte nur ein Adelicher Landgüter besitzen, und dieser verlor seine adelichen Vorrechte, wenn er bürgerliche Gewerbe betrieb. Friedrich der Große hatte diesen Grundsatz starr behauptet. Er hatte nur die Form der Städte berücksichtigt, in

welchen die Gewerbe betrieben wurden; das Betreiben derselben auf dem Lande, war, mit weniger Ausnahme, strenge verboten; die Städte waren bei ihm die großen Packhöfe, auf welchen durch die Accise die meisten Abgaben erhoben wurden; ferner die Form des Adels, welcher der einzige war, der ihm seine Offiziere für das Heer gab, welches nach seiner Einrichtung nothwendig nur von adelichen Offizieren befehligt werden durfte, und endlich die Form des Bauernstandes, welcher ihm die Unteroffiziere und Gemeinen lieferte.

Auf diesen Formen beruhte sein Kriegs-System, und er würde Alles umgestürzt haben, wenn er hieran geändert hätte. Er hielt fest daran, weil er fühlte, daß die eine die andere bedinge. Um den Adel zu erhalten, war er bestrebt, ihn in den Besitz der Güter zu setzen, daher die vielen Verfügungen, welche er erließ, daß keine adelichen Güter von Bürgerlichen besessen werden sollten, und kam ein solches in bürgerliche Hände, so durfte nach der Kabinets-Ordre vom 18. Februar 1775 der Bürgerliche nicht auf den Landtagen erscheinen, er durfte nicht die Gerichtsbarkeit in seinem Namen ausüben lassen, keine Fürbitte durfte in der Kirche für ihn als Patron geschehen, und er durfte nicht die Jagd ausüben. So wollte er dem Bürgerlichen selbst den Besitz der adelichen Güter verleiden. — Nach dem Gesetz vom 9. Oktober 1807 ward es Bürgern und Bauern erlaubt, adeliche Güter zu erwerben, und der

Adel konnte bürgliche und bäuerliche Grundstücke an sich bringen, und bürgerliche Gewerbe treiben. —

Bis dahin bestand überall die Leibeigenschaft, welche man mit dem milderen Namen der Unterthänigkeit oder Eigenbehörigkeit getauft hatte; welche, je nachdem die Bauern von uralten Zeiten, Deutschen oder Wendischen Ursprungs waren, in einigen Provinzen strenger, in anderen milder geübt ward. Die Aristokratie bestand so strenge auf die Beibehaltung der Leibeigenschaft, daß selbst der laut erklärte Wille der Könige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich des II. die Aufhebung derselben nicht hatte durchsetzen können. — Jener erklärte in der Verordnung vom 22. März 1719:

„Da Wir selbst in allergnädigste Erwägung gezogen, was es denn für eine edle Sache sei, welche sich statt der Leibeigenschaft, der Freiheit rühmen, und das seinige also besser genießen, seine Gewerbe und Wesen mit so viel mehr Begierde und Eifer als sein eigenes betreiben, und seines Hauses und Gewerbes, seines Ackers und Eigenthums, sowohl vor sich als die Seinigen, desto mehr auf gegenwärtige und künftige Zeiten gesichert ist, und daß es alsdann unter Gottes Seegen, bei seinem fleißigen und guten Wohlstande und seiner Konservation nicht ermangeln werde, und wir uns dannenhero entschlossen, aus lauter väterlicher Fürsorge die Leibeigenschaft in unseren Hinterpommer-

schen und Komminschen Aemtern aufzuheben, den bisherigen Erbunterthanen solche zu erlassen; auch die Höfe, und was dazu an Gebäuden und Acker gehört, denselben zu eigen zu stellen.“ —

Dieses Gebot des so strengen Königs, nur für die Domänen einzelner Provinzen gegeben, kam nicht zur Ausführung, weil sich der Adel und die Amtleute dagegen setzten, ersterer in Besorgniß, daß er dem Beispiel des Königs zu folgen, gezwungen werden könnte, letztere, weil sie den Verlust der Dienste besorgten; es kam ferner der Krieg dazwischen, und endlich begriffen die Bauern in ihrer Thorheit selbst nicht die wohlthätige Absicht des Königs, sondern hielten die Verordnung für eine schädliche Neuerung. —

Im Jahre 1763 dictirte der König Friedrich der Große, dem Kammerpräsidenten von Schöning zu Kolberg den Befehl in die Schreibetafel:

„Die Leibeigenschaft solle absolut, und ohne alles Raisonniren abgeschafft sein.“ —

Aber auch dieses Königs Wille ward in so fern umgangen, daß durch die Bauer-Ordnung von 1764, die bisherige unbeschränkte, sich auf die Person ausdehnende Leibeigenschaft, in eine bloße Gutsbehörigkeit verwandelt ward. —

Friedrich Wilhelm erwarb seiner Weisheit und Milde den hohen Ruhm, daß er jenes aus den Zeiten der Barbarei herrührende, die Menschheit schändende Verhältniß völlig aufhob, und sämmtliche Landbewohner für freie Menschen erklärte, es geschah dieses

ebenfalls durch jenes Edict vom 9. October 1807, in welchem es heißt:

§. XI. Mit der Publication der gegenwärtigen Verordnung hört das bisherige Unterthänigkeits-Verhältniß derjenigen Unterthanen, ihrer Weiber und Kinder, welche ihre Bauern-Güter erblich oder eigenthümlich, oder erbzins- oder erbpachtlich besitzen, gänzlich auf. —

§. XII. Mit dem Martini Tage 1810 hört alle Guts-Unterthänigkeit in unsern sämmtlichen Staaten auf. Nach dem Martini Tage 1810 giebt es dort nur freie Leute, bei denen aber, wie sich von selbst versteht, alle Verbindlichkeiten, die ihnen als freien Leuten vermöge des Besitzes eines Grundstückes, oder vermöge eines besonderen Vertrages obliegen, in Kraft bleiben. —

Rücksichtlich der Domainen-Bauern erschien unterm 27. October eine besondere Ordre, nach welcher diesen die Freiheit schon mit dem 1. Juni 1808 verkündet ward. —

Dem Bauernstande in den westlichen, jenseits der Elbe belegenen und abgetretenen Provinzen ward sie im Jahre 1808 durch die Westphälische und Bergsche Regierung zu Theil, dem Großherzogthum Posen, dem Kulmschen und Michelanschen Kreise durch die Verfassungsurkunde des Herzogthums Warschau vom 22. Juli 1807, wegen denen mit der Krone Preußens erst später vereinigten Landestheilen, als dem

Kottbusser Kreise, der Lausitz und den übrigen vormals Königl. Sächsischen Landen, erst der Krönungstag des Jahres 1818 bedeutungsvoll ward, indem an diesem Tage der Vater des Vaterlandes das Gesetz über die Aufhebung der Leibeigenschaft in diesen Provinzen vollzog. —

Seegen folgte diesen Gesetzen, auf ihnen ist der Wohlstand und die sittliche Bildung des Landmanns gegründet, und nach Jahrhunderten wird Friedrich Wilhelms Name noch als derjenige des Wohlthäters seines Volks mit Dank und Ehrfurcht genannt werden. — Preis und Ruhm der ganzen milden Regierung des Unvergeßlichen, aber wenn nur das einzige Edict vom 9. October 1807 seine Regierung auszeichnete, so würde er sich schon einen unsterblichen Namen in der Reihe der weisen und gütigen Fürsten erworben haben. Freilich hat dieses Gesetz weil es in der Eile entworfen noch viele Erläuterungen und nähere Bestimmungen nöthig gemacht, aber es sind über den Sinn und Inhalt desselben keine Zweifel mehr vorhanden, und ist die Angelegenheit als abgewickelt zu betrachten. —

Hierauf gründete sich denn auch das Gesetz vom 27. Juli 1808, welches allen Immediat-Bauern, das heißt, denjenigen in den Königl. Domainen in Ost-Westpreußen und Litthauen das volle und uneingeschränkte Eigenthum ihrer Höfe verlieh. Sie erhielten dieses freie Eigenthum unentgeltlich, nur unter Vorbehalt ihrer bisherigen Abgaben, und

mußten nun die bisher genossenen Weide und Holzberechtigungen in den Königl. Waldungen aufgeben. —

Das Elend aller Grundbesitzer, welches der König herbeigeführt hatte, war groß; Handel und Wandel lag danieder; die Grundstücken waren im Werth unglaublich gesunken, jeder suchte seine Kapitalien einzuziehen. Der Ruin des Grundbesitzers, dem ein Kapital gekündigt ward, war gewiß, weil er keine Anleihe in Stelle des gekündigten Kapitals zu machen fand, denn aller Kredit war gesunken. Vornehmlich litten die Städte und Dörfer auf den Militairstraßen, und je mehr nach Ostpreußen hin, je mehr stieg die allgemeine Noth. Man fand die Felder unbebaut, weil es an Vieh und Saatgetreide fehlte. — Die Menschen starben in ungewöhnlicher Zahl, weil überall bösartige Nervenfieber herrschten. Besonders groß war das Elend in der Gegend um Königsberg; die Stadt füllte sich mit Schaaren von Bettlern, deren Erhaltung die Regierung bei dem gänzlichen Mangel an Mitteln nur mit Mühe bewirken konnte. Es erschienen Deputirte aus der Kurmark, Ost- und Westpreußen bei dem Könige und baten um Abhilfe ihrer Noth. Wie tief mußte es den milden Vater seines Volks geschmerzt haben, daß er nichts für sie thun konnte. Es kam alles darauf an, die Französische Kontribution abzutragen, um das Land von der Einquartirung der Franzosen zu befreien, und hierzu rieth er, alles aufzubieten. Zur Erhaltung der Grundbesitzer erließ er indessen das

Gesetz vom 29. November 1807, in welchem er denselben bis zum 24. Juni 1810 einen allgemeinen Indult bewilligte. Nach diesem durften bis dahin keine Kapitalien gekündigt werden, welche auf Grundstücke hypothecarisch eingetragen waren. Eine gleiche Begünstigung erhielten milde Stiftungen, Korporationen und Kommunen. Jeder Gläubiger mußte sich mit dem erhaltenen Pfand begnügen, nur derjenige, welcher auf Wechsel geliehen hatte, konnte die Bestellung von Pfändern begehren. Alle Schuldklagen und alle Executionen welche bei den Gerichten anhängig gemacht waren, wurden sistirt. — Die Landschaft durfte ihre Pfandbriefe ebenfalls nicht kündigen; um aber den Mißbrauch dieser Vergünstigung der Grundbesitzer zu verhindern, ward jeder Schuldner verpflichtet, bei Verlust der Wohlthat des Indults seine Zinsen prompt zu entrichten.

Die ungeheuren Kriegslasten hatten Ostpreußen und Litthauen genöthigt, freiwillige und gezwungene Anleihen zu machen; es ward daher der Stadt Königsberg gestattet, zu deren Abtragung Königsberger Stadt Obligationen zum Betrage von 3,700,000 Thaler unter Garantie des Königs auszustellen, zu deren Bezahlung wiederum von der ganzen Provinz eine Einkommens-Steuer so lange erhoben werden sollte, bis die sämmtlichen Obligationen wieder eingelöst wären; so kam der König dieser so schwer gedrückten Provinz zu Hilfe. —

Ein sehr hartes Loos fiel allen Beamten in den abgetretenen polnischen Provinzen. Der König von Sachsen als Herzog von Warschau kündigte ihnen unterm 2. October 1807 das schreckliche Urtheil an, daß sie sämmtlich entlassen wären. Es dürfe sie nicht befremden, hieß es in der desfalsigen Bekanntmachung, wenn, wie bedauernswürdig auch ihre Lage sein möchte, Sr. Majestät der König von Sachsen in staatsrechtlicher Hinsicht nicht vermöchte, sich einer Theilnahme daran zu unterziehen, weil Allerhöchst Dieselben sie nicht in ihren Aemtern gefunden habe, und die Konstitution ihre Wiederanstellung im Herzogthum da sie nicht dessen Bürger wären, noch nicht gestatte. Dieser grausame Beschluß um dessen Zurücknahme Friedrich Wilhelm den König von Sachsen persönlich anging, ward aller Vorstellungen ungeachtet mit großer Härte vollzogen. Nun suchten sie Hilfe bei unserm Könige. Es war keinem Zweifel unterworfen, daß es ihm nicht am guten Willen fehlte, aber er war außer Stande, so viele Brodlose, denn ihre Zahl betrug nicht mehr als 7139 zu ernähren; er konnte daher nichts weiter thun, als bestimmen, daß keine erledigte Stelle eher besetzt werden solle, bis jene Unglücklichen welche man überall einschob versorgt wären, außerdem mußte jeder Beamte in den geretteten Ländern 4 pro Cent seines Gehalts jährlich abgeben, welches zur Unterstützung dieser brodlos gewordenen verwendet ward.

Stein hatte die Tresorscheine geschaffen, er be-

mühte sich jetzt auch deren Werth wieder herzustellen. Unterm 29. October 1807 erließ der König ein Gesetz über die Annahme der Tresorscheine in Zahlungen, bis zur Wieder-Eröffnung ihrer Realisation, welches denselben einen gezwungenen Cours gab. Am 1. und 15. jeden Monats sollten die Provinzial Behörden in Königsberg, Marienwerder, Stettin und Berlin, dieselben nach dem Durchschnitt des Börsen-Courses im verflossenen halben Monat bestimmen, und solchen öffentlich bekannt machen. Nach diesem mußten sie bei allen Zahlungen von fünf Thalern und darüber, in allen Geschäften und auch in allen Zahlungen in den Königlichen Kassen angenommen werden. —

Hatte der Verfall der Tresor-Scheine viele vermögende Leute unglücklich gemacht, so litt das Volk und besonders die niedere Klasse nicht minder, durch das Sinken des Courses der Scheide-Münze. — Man wußte, daß sie nicht den Werth hatte, welchen ihr der Staat beilegte, indessen die Leichtigkeit sie umsetzen zu können, entkräftete die schädliche Wirkung des Unterschieds zwischen ihrem Gehalt, und ihrem nominellen Werth; nun aber strömte alle preußische Scheide-Münze aus den abgetretenen Provinzen in das alte Mutterland zurück; England prägte sogar Groschen und sandte sie uns zu. Die Münze sank im Cours, der Lohn des gemeinen Mannes reichte nicht mehr hin, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, und die Einnahme der Besoldeten nahm ab. Die

Täuschung, welche so viele Jahre gedauert hatte, schwand; vergebens setzte man im Mai 1808 die Münze auf zwei Drittheil ihres Nennwerths herab, ihr Preis schwankte immer fort; das Mißtrauen schwand nicht, und nur die Wucherer gewannen dabei. Erst nach drei Jahren, als man öffentlich eingestand, daß sich die Scheidemünze zum Silber wie 4 zu 7 verhielt, und sie nach und nach einschmolz, gewannen die Zahlungen einen regelmäßigern Gang.

Nun erschien auch dasjenige Gesetz, welches der Verwaltung der Städte eine bessere Zukunft eröffnete, der große Freiheits-Brief, die Städte-Ordnung vom 19. November 1808 genannt. Der Zweck des Gesetzes, wie ihn die Einleitung desselben angiebt, ist:

„Das sich nach Klassen und Zünfte theilende Interesse der Bürger zu einen, das dringende Bedürfniß einer wirksamern Theilnahme der Bürgerschaften an der Verwaltung des Gemeinwesens zu erfüllen, den Städten eine selbstständigere und bessere Verfassung zu geben, in der Bürgergemeine einen festen Vereinigungs-Punkt gesetzlich zu bilden, und durch die Theilnahme der Bürger an der Verwaltung den Gemeinsinn zu erregen und zu erhalten."

Nach dem damaligen Umfange des Reichs mochte die Anzahl der Städte ungefähr 600 sein, deren Bevölkerung 300,000 Familien enthielt. Diese wurden hiedurch zu selbstständigen Bürgern. Die Städte selbst wurden nunmehr als Korporationen in allen

Korporations-Angelegenheit für 'unabhängig erklärt, indem sie selber ihren Vorstand sich wählen konnten, und der Staat sich nur ein Aufsichtsrecht vorbehielt. Dann wurden alle Städte unter sich gleich gleichgestellt, indem der Unterschied von mittelbaren und unmittelbaren Städten aufgehoben ward. Sie sollten sich nur nach ihrer Größe unterscheiden und entweder zu den kleinern, mittleren oder größeren gezählt werden. Zu ersteren gehörten alle, die unter 3500, zu den mittleren die zwischen 3500 und 10,000, und zu den Großen, die über 10,000 Einwohner zählten.

Das Bürgerrecht durfte Niemandem versagt werden, der sich in einer Stadt niederlassen wollte und von unbescholtenem Wandel war; der Besitz von Grundeigenthum aber verpflichtete jeden, das Bürgerrecht zu erwerben. Jeder Bürger sollte verpflichtet sein, Stadt-Aemter zu übernehmen, keine Befreiung von persönlicher Leistung sollte stattfinden, und aller bisherigen Befreiungen hörten auf. —

Die Bürgerschaft wird durch die Stadtverordneten repräsentirt, welche sie selbst wählt. Diese vertreten sie in allen Fällen des Gemeinwesens, und können in Betreff des gemeinschaftlichen Vermögens der Rechte und Verbindlichkeiten der Stadt rechtsverbindliche Erklärungen abgeben, ohne daß sie deshalb Rücksprache mit der Bürgerschaft nehmen, denn das Gesetz und ihre Wahl, sind ihre Vollmacht, ihre

Stellen sind Ehren=Aemter, und sie bekleiden sie drei Jahre lang. —

Die Stadtverordneten wählen wiederum den Magistrat, und die Provinzial=Behörde bestätigt ihn. Auch die Stellen der Magistrats=Personen sind Ehren=Aemter, und geben keinen Anspruch auf Besoldung, mit Ausnahme derjenigen, die genöthigt sind, ihre ganze Zeit dem Amte zu widmen, d. h.: des Bürgermeisters, des Kämmerers und den nothwendigsten Magistrats=Mitgliedern, als des Syndikus, des Stadt=Bau=Rathes u. s. w. Die gelehrten Stadt=Räthe werden auf 12, die unbesoldeten auf 6 Jahre erwählt; die ganze Geschäftsführung geht vom Magistrat aus, welcher auch die executive Gewalt bildet. —

Die Stadt ist in Bezirke eingetheilt. Jedem Bezirk ist ein vom Magistrat erwählter Bezirksvorsteher vorgesetzt, welcher die Unterbehörde des Magistrats bildet. — Die Polizei=Verwaltung geht vom Staat aus, und wird nur, wo es nützlich ist, dem Magistrate übertragen. Für einzelne Geschäftszweige werden Deputationen ernannt, welche aus Mitgliedern des Magistrats und der Stadtverordneten, oder anderen tüchtigen Bürgern zusammen gesetzt sind, und diese im Einzelnen leiten. Die Stadtverordneten als Repräsentanten der Bürgerschaft controlliren die ganze Verwaltung; der Magistrat diejenigen der einzelnen Deputationen. Dieses war der ungefähre Inhalt jener Ordnung, die Friedrich Wilhelm den

19. November 1808 für die Städte seines Reichs gab. —

Wenn man sie mit Aufmerksamkeit liest, so sieht man, daß der König ehrlich und treu dasjenige wollte, was darin verordnet ist, und sie bildet alsdann einen erfreulichen Gegensatz mit den Verordnungen die zu gleicher Zeit, jenseits des Rheins von Seiten Napoleons erlassen wurden. Die Kunst der Redaction von Napoleons Gesetzen war, sie so zu fassen, daß man nur den Schein verlieh, aber nicht die Sache gab. —

Der König hatte in dieser Ordnung eine neue Bürger-Ehre aufgestellt, die unabhängig von der allgemeinen Staats-Ehre war, und allein auf der Achtung der Mitbürger beruhte. —

Eine Ordnung, welche mit einem Mal 600 selbstständige Gemeinen aufstellt, reichte allein schon aus, eine Umwandlung des öffentlichen Lebens herbei zu führen. — Zwar umfaßten die Städte nur ein Viertel der gesammten Bevölkerung, und drei Viertel der Einwohner, die auf dem Lande wohnten, wurden noch nicht von der besonderen Leitung des Staats emancipirt; allein die Landgemeinen waren noch nicht reif zur freien selbstständigen Gemeinde-Einrichtung, und sind es vielleicht noch nicht, obgleich auch sie jetzt bei der Kreis-Verwaltung ihre Repräsentanten haben. —

Jetzt sind es zweiunddreißig Jahre, in denen die Städte-Ordnung bestanden hat, und vielfach ist der

Seegen, den sie wirkte; sie hat herrliche Früchte getragen. Es wohnt in ihr eine bildende Kraft, die zwar langsam und leise und unvermerkt, aber um so sicherer bildet, da sie ihrer Langsamkeit und Unsichtbarkeit wegen, keinen Widerstand gegen sich hervorruft. Jetzt hat sie fest gewurzelt, und sich so entwickelt, wie es der König von ihr erwartete. Die Anhänglichkeit an dieselbe würde sich erst zeigen, wenn man sie den Städten nehmen wollte; da dieses indessen nicht zu fürchten ist, so genießen die Bürger die Wohlthat derselben, wie sie die Gesundheit genießen, nehmlich ohne viel Redens davon zu machen. —

Bald nachdem die Städte-Ordnung erschienen war, zwang eine unglückliche Uebereilung und die Unvorsichtigkeit eines Unterbeamten, den Minister von Stein, von der Verwaltung zurück zu treten, doch hat er noch an dem nachfolgenden Gesetz einen solchen Antheil, daß, wenn es gleich nach seinem Austritt veröffentlicht ward, dennoch dasselbe als zu seiner Verwaltung gehörig betrachtet werden muß. Es ist dieses, die unterm 16. December 1808 betreffend „die veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden der Preußischen Monarchie, in Beziehung auf die innere Landes- und Finanz-Verwaltung" erlassene Verordnung. Der König sagt in der Einleitung derselben, daß die neue Verfassung bezwecke, der Geschäfts-Verwaltung die größtmöglichste Einheit, Kraft und Regsamkeit zu geben, sie in einen obersten Punct zusammen zu fassen, und die Geisteskräfte auf die

zweckmäßigste und einfachste Art für solche in Anspruch zu nehmen. Die Regierungs-Verwaltung geht künftig von einem, dem Oberhaupt des Staats unmittelbar untergeordneten obersten Standpunkt aus. Er wird von demselben nicht allein das Ganze übersehen, sondern auch zugleich unmittelbar auf die Administration gewirkt. Eine möglichst kleine Zahl oberster Staatsdiener stehet an der Spitze einfach organisirter, nach Hauptverwaltungszweigen abgegrenzter Behörden. Im genauesten Zusammenhange mit dem Regenten leiten sie die Geschäfte nach dessen unmittelbar ihnen ertheilten Befehlen, selbstständig und selbstthätig mit voller Verantwortlichkeit, und wirken so auf die Administration der untergeordneten, in gleicher Art gebildeten Behörden kräftig ein. — Die Nation erhält eine, ihrem wahren Besten, und dem Zwecke angemessene Theilnahme an der öffentlichen Verwaltung, und dem ausgezeichneten Talent in jedem Stande und Verhältniß wird Gelegenheit eröffnet, davon zum allgemeinen Besten Gebrauch zu machen. —

Wir haben schon oben auf den großen Einfluß aufmerksam gemacht, welchen die Kabinets-Räthe auf die Verwaltung übten, welcher offenbar die Stellung der Minister paralelisirte da sie dem Throne näher standen, als diese, so wie daß von Stein ein Gegner dieses Verhältnisses war, daß er ferner eben deshalb zum ersten Mal aus der Verwaltung trat. Hier zeigt sich, daß er den König von der Unzweck-

mäßigkeit dieses Verhältnisses überzeugt hatte, indem wie das Gesetz sagt: die Verwaltung von einem obersten Standpunkt, welcher unmittelbar dem Könige untergeordnet war, ausgehen sollte. Hiezu wurde ein Staats-Rath bestimmt, dessen nähere Organisation noch vorbehalten ward, und an dessen Stelle späterhin der Staats-Kanzler trat, indem dem Staats-Rathe eine andere Bestimmung angewiesen worden ist. In Stelle der großen Menge von Departements-Ministern, zweiundzwanzig an der Zahl, traten jetzt nur fünf, von welchen ein Jeder Chef seines Departements war, nemlich:

Der Minister des Innern zu welchem der Graf von Dohna berufen wurde, der Minister der Finanzen dessen Stelle der Freiherr von Altenstein einnahm, der Justiz-Minister, zu welchem der Geheime Kabinets-Rath Bayme, durch diese neue Einrichtung seiner wichtigen Stellung überhoben, um eine noch wichtigere zu erhalten, erwählt ward. —

Der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, welche Stellung der Minister von Golz behielt, und endlich der Kriegs-Minister, welcher für jetzt noch nicht ernannt, sondern dessen Geschäft fortwährend von der Organisations-Kommission des Militairs unter Scharnhorst und Graf Lottum bearbeitet ward. Die Arbeiten in den Ministerien waren an verschiedene Sectionen vertheilt; die Ober-Rechnungskammer sollte unmittelbar unter dem Staats-Rathe stehen. — Jeder Provinz ward ein Ober-

Präsident zur bessern Belebung des Geschäftsganges vorgesetzt; es sollten dieselben aber keine Zwischen-Instanz zwischen den Regierungen und dem Ministerio bilden, sondern gewissermaßen die perpetuirlichen Kommissarien des ersteren bei den Regierungen sein, um in dessen Namen an Ort und Stelle eine genaue und lebendige Kontrolle der Verwaltung zu führen.

An jenes Publikandum reihte sich auch die Instruction für die Ober-Präsidenten vom 23. December, die Verordnung wegen verbesserter Einrichtung der Provinzial-Polizei und Finanz-Behörden, und die Instruction für die Regierungen in sämmtlichen Provinzen vom 26. December 1808. Bis dahin hießen die Provinzial-Justiz-Behörden „Regierungen," welche auch die Landeshoheits Sachen bearbeiteten; jetzt gingen letztere, und mit ihnen der Name „Regierung" auf die Kriegs- und Domainen-Kammer über, und den Justiz-Kollegien ward lediglich die Rechtspflege angewiesen, und ihnen der Name „Ober-Landes-Gericht" beigelegt. —

Das Eigenthümliche bei der Organisation der Provinzial-Verwaltungs-Behörden, war besonders, daß auch Repräsentanten des Landes an den Geschäften der Regierung Theil nehmen sollten, indessen ist diese Einrichtung nicht ausgeführt worden, weil ehe solches geschehen konnte, die Organisation der Regierungen eine Abänderung erlitt. —

Unter Steins Verwaltung entstand auch der berühmte Tugendbund, welcher sich in Preußen bil-

dete, und zum Zwecke hatte, theils das unendliche Elend zu mildern, welches der Krieg hinterlassen hatte, theils die geistige Kraft des Volks zu beleben, und dadurch den Verlust zu ersetzen, welchen das Land in physischer und politischer Hinsicht erlitten hatte. — Nach seinen Statuten war er ein rein sittlicher und wissenschaftlicher Verein. Unter diesem Namen ward er auch von der Regierung anerkannt, und seine Statuten sogar von dem Könige selbst, durch eine Kabinets-Ordre genehmigt. Auch ließ sich der Staat von Zeit zu Zeit ein Verzeichniß seiner Mitglieder vorlegen. Er hatte keine Grade noch Erkennungszeichen, jeder rechtliche und gebildete Mann war zur Aufnahme befähigt, es wurden ihm vor derselben die Statuten vorgelegt, welche er durch seine Unterschrift vollzog, und in so fern war der Bund kein geheimer; der Aufgenommene verpflichtete sich, dem Könige treu anzuhängen, und daher wurden auch nur Preußen darin aufgenommen. An den ausgesprochenen Zweck, die geistige Kraft des Volks zu heben, und so den materiellen Verlust zu ersetzen, reihete sich von selbst auch das Bestreben, den Staat von dem Französischen Joche, welches so schwer auf ihm lastete, ungeachtet der Friede geschlossen war, zu befreien, und sich bis dahin, daß günstige Ereignisse solches gestatteten, darauf vorzubereiten. Daher bewaffnete sich ein jedes Mitglied, und sammelte von den Waffen, die sich von den verschiedenen Kapitulationen in Menge zerstreut vorfanden, so viel er konnte, um sie dereinst, wenn

es Zeit dazu sein würde zu gebrauchen. — Dieser Zweck war natürlich in den Statuten nicht öffentlich ausgesprochen, und man mußte damit sehr geheim verfahren, weil Preußen noch immer von den Franzosen besetzt blieb, und diese genau auf alles achteten, was in dem Lande vorging. — In so fern hatte also der Bund auch seine Geheimnisse, und die Franzosen ahnten nicht mit Unrecht, daß demselben auch politische Zwecke zum Grunde lagen. —

Bald verbreitete er sich von Königsberg aus über Pommern, die Marken und Schlesien, unter alle Klassen des Volks. Jeder wirkte nach seinen Kräften, den wahren Bürgersinn zu verbreiten, den Sinn für alles Edle und Große zu nähren, und das Feuer der Hoffnung auf bessere Zeiten anzuschüren. —

v. Stein hat den Bund nicht gestiftet, er war sogar niemals Mitglied des Vereins, aber der edle hochherzige Mann begriff gleich, als ihm die Idee des Bundes mitgetheilt ward, die Größe und Wichtigkeit desselben, und unterstützte ihn daher aus allen Kräften, aber dieser Bund ward doch die unschuldige Ursache seines Sturzes. v. Stein schrieb einen Brief an den spätern Minister des königlichen Hauses, Fürsten von Sayn-Wittchenstein, der sich damals in Doberan aufhielt. Es war in dem Briefe die Rede von Verbindungen mit Hessen und Westphalen, und der Wunsch ausgesprochen, „daß sie unterhalten werden möchten, daß es nöthig sei, sich auf gewisse Fälle vorzubereiten, daß man sich mit energisch gesinnten

Männern in Verbindung setzen müsse, und von gewissen Plänen, die man im Frühjahr 1807 gehabt, und die sich jetzt vielleicht ausführen ließen. —

Diesen Brief sollte der mit einer besondern Sendung beauftragte Regierungs-Assessor Koppe dem Fürsten überbringen. Den Franzosen konnte es nicht entgehen, wie sehr fast jeder Preuße auf die Wiederherstellung der verlorenen Ehre und Freiheit bedacht war; auch zu ihnen drangen die Gerüchte von geheimen Verbindungen und verfänglichen Zwecken, welche zwar unsicher waren und keine Anklage begründeten, aber doch dieselben zum genauen Beobachten, und zur Verdoppelung ihres Spionirens veranlaßte; so erfuhren sie denn auch die Sendung Koppe's, und muthmaßten, daß sie besondere Zwecke haben müsse; Koppe ward durch seine Unvorsichtigkeit von den Franzosen ergriffen, nach Spandau gebracht, wo man ihm seine Depeschen und auch diesen verfänglichen Brief abnahm. — Französische und Deutsche Blätter veröffentlichten denselben, und der Moniteur machte über dessen Inhalt die bittersten Bemerkungen. Napoleon der sich damals in Madrid aufhielt, erließ ein förmliches Aechtungs-Dekret wider den Minister von Stein, und drohte mit der Konfiscation seiner am Rhein belegenen Güter. Der König war hiedurch auf das höchste kompromittirt, ihm blieb in seiner bedrängten Lage nur die Wahl zwischen der Entlassung des treusten, einsichtsvollsten und kräftigsten Dieners, oder der gänzlichen Unterbrechung der oh-

nehin so sehr gestörten Verhältnisse mit dem allgewaltigen Napoleon. Natürlich erfolgte die erstere. Unterm 26. November erhielt von Stein seine Entlassung auf sein eigenes Ansuchen. Zwar wollte er sich nach Westphalen begeben, und sich förmlich vor Gericht stellen, aber von Napoleon für vogelfrei erklärt, suchte er Schutz in Oestreich, der ihm auch großmüthig gewährt ward. Nur dreizehn Monate hatte er gewirkt, aber in dieser Zeit mehr geschaffen, als Andere in einem ganzen Lebens-Alter; bei seinem Scheiden erließ er ein Sendschreiben an seine Kollegen, worin er nicht allein seine Verwaltungs-Grundsätze, sondern auch dasjenige veröffentlichte, was dem Staate annoch Noth that, und welches unter dem Namen von Steins politisches Testament bekannt ist. Wir lassen es hier im Auszuge folgen, weil es viel Licht über die Regierungsgeschichte des Königs verbreitet.

„Umstände, deren Darstellung es nicht bedarf, forderten meinen Austritt aus dem Dienste des Staats, für den ich lebte, und für den ich leben werde. — In den äußern Verhältnissen herrscht die Nothwendigkeit so stark und mächtig, daß die Stimme eines Individuums darin wenig vermag. In der Verwaltung des Innern setzte ich mein Ziel.“ —

„Es kam darauf an, die Disharmonie, die im Volke statt findet, aufzuheben, den Kampf der Stände unter sich, der uns unglücklich machte, zu vernichten, gesetzlich die Möglichkeit aufzustellen, daß jeder im

Volke seine Kräfte frei in moralischer Richtung entwickeln könne, und auf solche Weise das Volk zu nöthigen, König und Vaterland dergestalt zu lieben, daß es Gut und Leben ihnen gern zum Opfer bringe."

„Mit Ihrem Beistande, meine Herrn, ist vieles bereits geschehen. — Der letzte Rest der Sklaverei, die Erbunterthänigkeit, ist zernichtet, und der unerschütterliche Pfeiler jedes Thrones, der Wille freier Menschen, ist gegründet. — Das unbeschränkte Recht zum Erwerb des Grundeigenthums ist proklamirt. Dem Volke ist die Befugniß, seine ersten Lebensbedürfnisse sich selbst zu bereiten, wiedergegeben. — Die Städte sind mündig erklärt, und andere minder wichtige Bande, die nur Einzelnen nützen, und dadurch die Vaterlandsliebe lähmten, sind gelöset." —

„Wird das, was bis jetzt geschah, mit Festigkeit aufrecht erhalten, so sind nur wenige Hauptschritte noch übrig. —"

„Ich nehme mir die Freiheit, sie Ihnen einzeln aufzuzählen, nicht um ihre Handlungen zu leiten, denn Ihre Einsicht und Patriotismus bedürfen keiner Leitung, sondern um Ihnen zur Beurtheilung meiner Handlungen und Ansichten einen Maaßstab zu geben:" —

1) Regierung kann nur von der höchsten Gewalt ausgehen. Sobald das Recht, die Handlung eines Mitunterthans zu bestimmen oder zu leiten, mit einem Grundstücke ererbt, oder erkauft werden

kann, verliert die höchste Gewalt ihre Würde, und im gekränkten Unterthan wird die Anhänglichkeit an den Staat geschwächt.

Nur der König sei Herr und sein Recht übe nur der aus, dem er es jedesmal überträgt. —

Es sind schon Vorschläge zur Ausführung dieses Princips von Seiten des Generaldepartements gemacht.

2) Derjenige der Recht sprechen soll, hänge nur von der höchsten Gewalt ab.

3) Die Erbunterthänigkeit ist vernichtet. Es bestehen aber noch in einigen Gegenden Gesindeordnungen, welche die Freiheit des Volks lähmen. —

Es bedarf, meiner Einsicht nach, keiner neuen Gesindeordnung, sondern nur der Aufhebung der vorhandenen. Das, was das allgemeine Landrecht über das Gesindewesen festsetzt, scheint mir durchaus hinreichend. —

4) In diesen drei Sätzen ist die Freiheit der Unterthanen, ihr Recht und ihre Treue gegen den König gegründet. Alle Bestimmungen, die hievon ausgehen, können nur Gutes wirken. —

5) Zwischen unsern beiden Hauptständen, dem Adel und dem Bürgerstande, herrscht durchaus keine Verbindung. Wer aus dem einen in den andern übergeht, entsagt seinem vorigen Stande ganz. —

Durch eine Verbindung des Adels mit den andern Ständen, wird die Nation zu einem Ganzen

verkettet, und dabei kann das Andenken an edle Handlungen, welche der Ewigkeit werth sind, in einem höhern Grade erhalten werden. —

Diese Verbindung wird zugleich:

6) die allgemeine Pflicht zur Vertheidigung des Vaterlandes lebhaft begründen, und auch diese Allgemeinheit muß nothwendig gleichen Eifer für die Regierung in jedem Stande erzeugen.

Nur der Bauernstand wird deshalb, weil er durch Erbunterthänigkeit so lange zurück gehalten wurde, einiger positiven Unterstützung zur Erhöhung seines persönlichen Werthes noch bedürfen. —

Hiezu zähle ich:

7) die Aufstellung gesetzlicher Mittel zur Vernichtung der Frohnen. Bestimmte Dienste, die der Besitzer des einen Grundstücks dem Besitzer des andern leistet, sind an sich zwar keine Uebel, sobald persönliche Freiheit dabei stattfindet. Diese Dienste aber führen eine gewisse Anhängigkeit und willkührliche Behandlung der Dienenden mit sich, die dem Nationalgeiste nachtheilig ist. — Der Staat braucht nur die Möglichkeit der Aufhebung derselben (so wie er auch die Gemeinheitstheilungen befördert), gesetzlich festzustellen, so daß ein Jeder Ausgleichung unter bestimmten Bedingungen verlangen kann. —

Dieses wird hinreichen, um bei dem Fortschritte des Volks, der aus jenem Fundamentalgesetze nothwendig folgen muß, die Dienstpflichtigen zu ver-

anlassen, von jener Befugniß Gebrauch zu machen. —

8) Damit aber alle diese Einrichtungen ihren Zweck, die innere Entwickelung des Volks, vollständig erreichen, und Treue und Glauben, Liebe zum Könige und Vaterlande in der That gedeihen, so muß der religiöse Sinn des Volks neu belebt werden. Vorschriften und Anordnungen allein, können dies nicht bewirken. Doch liegt es der Regierung ob, mit Ernst diese wichtige Angelegenheit zu beherzigen, durch Entfernung unwürdiger Geistlichen, Abwehrung leichtsinniger oder unwissender Kandidaten, und Verbesserung der theologischen Vorbereitungsanstalten, die Würde des geistlichen Standes wieder herzustellen, auch durch eine angemessene Einrichtung der Pfarrabgaben, und durch Vorsorge für anständige Feierlichkeit des äußern Gottesdienstes, die Anhänglichkeit an die kirchlichen Anstalten zu befördern. —

9) Am meisten aber hiebei, wie im Ganzen, ist von der Erziehung und dem Unterrichte der Jugend zu erwarten. Wird durch eine auf die innere Natur des Menschen gegründete Methode jede Geisteskraft von Innen heraus entwickelt, und jedes edle Lebensprinzip angereizt und genährt, alle einseitige Bildung vermieden, und werden die bisher oft mit seichter Gleichgültigkeit vernachläßigten Triebe, auf denen die Kraft und die Würde des Menschen beruht, Liebe zu Gott, König und Va-

terland sorgfältig gepflegt; so können wir hoffen, ein physisch- und moralisch-kräftiges Geschlecht aufwachsen, und eine bessere Zukunft sich eröffnen zu sehen. —

Alle kleine Mängel, unserer Verfassung, namentlich unsere Finanzeinrichtungen, werden gewiß bald sich heben, wenn nur die obigen Ansichten mit Ernst verfolgt werden. —

„Ich darf Ihnen Glück wünschen, meine Herren, zu diesem Geschäfte berufen zu sein, und steht Ihnen auch manche Schwierigkeit bevor, so wird doch die Wichtigkeit des Werks und der entschiedene, auch durch die neuen Militair- und Civileinrichtungen bewährte Wille und beharrliche Sinn des Königs Ihren Muth stärken, und Ihnen das Gelingen Ihrer Bemühungen zusichern." —

Königsberg, den 24. November 1808.

Stein.

So schied von Stein. Oft hat man Zweifel darin gesetzt, daß dieser Scheide-Brief von ihm verfaßt worden, doch hat er denselben niemals öffentlich abgeleugnet.

Der König, um öffentlich zu zeigen, daß er auch nicht die geringste Theilnahme an den in jenem aufgefangenen Briefe angedeuteten Verbindungen habe, erließ eine Erneuerung des Gesetzes vom 20. October 1798, betreffend die geheimen Verbindungen, und

untersagte jede Theilnahme an solchen, die er nicht genehmigt hatte. Es ist unerläßliche Pflicht jedes Bürgers, heißt es in dem desfalsigen Publicando, im Vertrauen auf die stets rege Fürsorge des Landesherrn, seinem Beruf zu leben, und sich nicht weiter in die öffentlichen Landes-Angelegenheiten zu mischen, als ihm Verfassung und Landes-Gesetze solches verstatten. — Demzufolge wurden auch dem Militair bei der Parole alle Gespräche über politische Gegenstände untersagt. —

Der Tugendbund, zwar seiner wichtigsten Stütze im Ministerio beraubt, lebte und wirkte noch immer kräftig fort, und unterhielt die Verbindung mit von Maltiz und seinen Freunden in Hessen, welche gleiche Gesinnungen und gleiche Hoffnungen für die Befreiung von Deutschland von dem Französischen Joche, wie der Bund für Preußen nährten. — Als aber im Jahre 1809 dort der Sturm losbrach, als Schill, auch ein eifriger Tugendbündner, wie weiter unten erzählt werden wird, auf seine eigene Hand den Krieg mit Frankreich begann, da forderte Napoleon, durch diese Ausbrüche erschreckt, von dem Könige die Aufhebung des Tugendbundes. Der König befahl die augenblickliche Auflösung desselben, und die Einsendung seiner Arbeiten und Papiere. — In einer gehaltenen General-Versammlung stimmten einige Mitglieder dahin, dem Könige Gegenvorstellungen zu machen. — Die Mehrzahl aber überzeugte sich, daß dieselben nur zwecklos seien, und den edlen Mo-

narchen auch in die größere Verlegenheit setzen müßten, gegen seinen Willen eine abschlägige Antwort ertheilen zu müssen. Man erklärte daher den Bund für aufgehoben. Nach Beendigung der General-Versammlung trat einer der Vorsteher des Bundes auf, und sagte: „Meine Herrn Honoren, nach dem Willen des Königs ist der Verein seiner Form nach aufgelöst, nie werden wir uns mehr versammeln, unsere „gemeinsame Thätigkeit hat aufgehört. Ich hoffe „aber, in unseren Herzen dauert unser Bund fort, „und dies ist nicht gegen den Willen unseres Monarchen. Arbeite jeder für sich zum großen Zweck, wir „werden einst bessere Zeiten sehen!" — In diesem Sinne dauerte der Verein auch fort, die Mitglieder blieben in steter Verbindung durch Briefwechsel. Viele Ideen über bessere Bekleidung und Bewaffnung des Soldaten, sind von ihm ausgegangen, und durch Scharnhorst benutzt worden, eben so über die Bildung der Landwehr und des Landsturms. Durch den Verein ward auch der Haß beschwichtigt, welcher seit lange zwischen Kriegern und Bürgern geherrscht, und welchen der Krieg noch mehr aufgeregt hatte, weil man den unglücklichen Ausgang desselben größtentheils dem Heere Schuld gab. — Doch zur vollkommenen Aussöhnung des Kriegers und Bürgers haben hauptsächlich die späteren glänzenden Waffenthaten beigetragen, die die Preußischen Waffen auszeichneten. Die Mitglieder des Tugendbundes hielten sich, so weit sie vermögend waren, die Waffen zu tragen, verpflichtet,

1813 in den Krieg mit zu ziehen, und gaben hiedurch den jungen Männern das Beispiel der Hingebung und des patriotischen Eifers. Die Alten und Schwachen opferten ihr Vermögen dem Vaterlande, alle aber suchten die Vaterlandsliebe und den Enthusiasmus anzufachen, als die Morgensonne der Rettung schien, und es nunmehr galt, loszuschlagen. —

Das Jahr 1808, dessen Schluß Steins Austritt aus der Verwaltung bezeichnete, endete unter den trübsten Aussichten, und auch der Anfang des Jahres 1809 schien nicht unter glücklichen Auspicien zu beginnen. — Während der König bemüht war, den Staat wieder herzustellen, und alle alten Mißbräuche auszurotten, unterlag dieser fast dem Druck der Franzosen. Sie hatten den Tilsiter Frieden schlecht erfüllt. — Die unterm 12. Juli 1809 zwischen Berthier Prinzen von Neufchatel und dem General Feldmarschall Kalkreuth geschlossene Uebereinkunft, betreffend die Art, wie das Land geräumt werden sollte, von welcher die Preußen ihre Rettung aus den Ketten des Tyrannen erwarteten, gab Napoleon nur Veranlassung zu neuen Bedrückungen. —

Die erste Gelegenheit zu Zwistigkeiten gab die Forderung des Königs von Sachsen als Herzog von Warschau. Es war ihm zwar die Militairstraße ausbedungen worden, aber Marschall Soult, welcher in Elbing die Angelegenheiten leitete, verlangte nun

auch Handelsstraßen mit sächsischen Post-Aemtern, und Zollfreiheit für die durchgehenden Waaren, und für die Schifffahrt im Innern. Preußen vermeinte das Kulmer Land zu behalten, weil es schon vor der letzten Theilung Polens zu Preußen gehört hatte, und jetzt nahm es der König von Sachsen in Besitz. Neu-Schlesien sollte nach dem Tilsiter Friedensschluß bei Preußen bleiben, gleichwohl nahm man es für den Herzog von Warschau in Anspruch. —

Nach einem langen und schweren Kampfe mit sich, und den Französichen Behörden, gab der König überall nach, um nur seine Unterthanen von dem Französischen Druck zu befreien, und schloß daher zwei Konventionen zu Elbing. In der ersten vom 13. October bewilligte er außer der Militair-Straße über Krossen und Züllichau, noch drei Handelsstraßen für die freie Fahrt auf der Netze, Warthe, Oder und den Friedrich Wilhelms-Kanal, ohne daß die Ladungen untersucht werden durften. In der zweiten vom 10. November verzichtete der König auf das Kulmer Land, und auf Neu-Schlesien, und bestätigte sogar die Schenkungen von Domainen, die Napoleon noch vor dem Tilsiter Frieden an seine Generäle gemacht hatte. —

Kaum waren diese Forderungen mit den größten Opfern beseitigt, so entstanden neue Ansprüche von Seiten Danzigs, welches sich in Betracht des vielen Guten, welches ihm der König erzeugt hatte, höchst undankbar bewies. — Nach dem Tilsiter Frieden,

sollte es eine Fläche von zwei Französischen Meilen im Umkreise erhalten, es bestand aber auf zwei Deutsche Meilen, und zwar, nicht von der Spitze des Walles gemessen, sondern von den äußersten Werken. — Auch hier mußte der König, so sehr er sich sträubte, nachgeben, und ein dritter Vertrag in Elbing vom 6. December erfüllte die Wünsche der Danziger. —

Während dieser Zeit räumten die Franzosen, welche versprochen hatten, bis zum 20. August Alt-Preußen bis zur Weichsel, bis zum 5. September, ganz Preußen bis zur Oder, und am 1. October bis zur Elbe geräumt zu haben, nur den Theil von Memel bis zur Weichsel, und sogen das übrige Land bis aufs Blut aus. Als Ursache dieser Zögerung gaben sie die unterlassene Zahlung der Kontribution an. — Freilich hatte man solche von Seiten Preußens zu leicht angesehen, und es ergab sich jetzt, daß sie bei dem Mangel an allen Mitteln geradezu unerschwinglich zu nennen war. Die Truppen selbst machten eben so übertriebene Forderungen, dabei plackte man den Bürger und die Behörden, indem man nichts unterließ, was sie kränken konnte; man gestattete ihnen nicht einmal den Geburtstag des Königs zu feiern, es durfte in Berlin im Theater, keine Rede zu dieser Feier gehalten werden, und recht zum Hohn nöthigte man die Schauspieler an diesem Tage Oedip zu Colonos aufzuführen. Viele Bürger schmückten an demselben Tage ihre Häuser mit Blumen, die Franzosen ließen aber diese Beweise treuer Anhäng-

lichkeit abreißen, und belegten die Bürger mit dreifacher Einquartirung; so geschah es in Berlin, und so in den Provinzen. Der Moniteur und andere unter dem Einflusse der Franzosen stehende Tageblätter, hörten nicht auf, den König, das Heer und das Volk zu verunglimpfen. Alle diese persönlichen Kränkungen verwundeten noch tiefer, als die unendlichen Lieferungen, welche an Lebensmitteln, Fourage, Kleidungsstoffen, an Tafelgeldern und Geschenken für die Kommandanten der Städte und Anführer der Truppen, theils auf dem ordentlichen Wege durch die Intendantur, Ordonnations, und Kriegs-Kommissaire gefordert, theils unerlaubter Weise erpreßt wurden.

Der Handel lag ganz danieder, der König hatte sich zu Tilsit verpflichtet, seine Häfen den Brittischen Schiffen zu sperren, dies geschah am 1. September 1807, als noch eine Menge Preußischer Schiffe auf dem Meere herumschwammen welche eine willkommene Beute der Engländer wurden. Aber dies genügte Napoleon nicht; aller Verkehr mit Englischen Waaren ward untersagt; in den Seestädten wachten Französische Konsulen über dieses Verbot, und beschränkten auch noch eigenmächtig den erlaubten Handel, oder gestatteten ihn nur gegen große Geschenke und Abgaben. Der Geheime Staats-Rath Sack in Berlin verhandelte inzwischen über die Zahlung der Kontribution, mit dem Bevollmächtigten Napoleons, Daru, einem Manne der seinen Kaiser

an Härte und eisernen Willen noch übertraf. — Sack legte eine Rechnung an, nach welcher dem Kaiser noch 19 Millionen Franks zukamen, dagegen forderte Daru an Kriegssteuern und Einkünften des Landes 154 und eine halbe Million Franks, und wollte hievon nur 35½ Million abziehen lassen. Es waren also beide so weit auseinander, daß an ein Näher-Kommen nicht zu denken war. Monate lang kämpften sie beide miteinander, Daru voll Uebermuth, und Sack mit geheimem Ingrimm. Endlich ward die Summe auf 112 Millionen festgesetzt, von deren Zahlung Daru die Räumung des Landes abhängig machte. — Nun entstanden wieder Streitigkeiten über die Zahlungs-Modalitäten, und die zu bestellende Sicherheit, und so verging die Zeit bis zum 8. März, wo das getroffene Uebereinkommen nach Paris zur Genehmigung abging. —

Der König hatte bereits seinen Bruder Wilhelm nach Paris gesandt, um den Kaiser zur Milde und Mäßigung zu bewegen, aber Napoleon bewies die größte Härte, und achtete auf seine Bitten nicht. — Es war klar, daß man die Sache absichtlich hinhielt, um nur noch länger von dem Mark des Preußischen Landes zehren zu können. Endlich gab der Französische Minister Champagnie eine Erklärung, welche jede Hoffnung auf eine billige Ausgleichung niederschlug. Er verlangte nicht nur den ganzen Betrag der Kriegssteuern, sondern alle Einkünfte des Landes, und berechnete diese auf 180 Millionen, wollte sich

aber mit der ersten Forderung Darus von 154½ Million begnügen, dabei führte er eine Sprache, die deutlich merken ließ, daß man sogar damit umgehe, den ganzen Preußischen Staat aufzulösen. —

Der Prinz Wilhelm schloß endlich unterm 8. September 1808 eine Konvention, nach welcher Preußen 140 Millionen erlegen sollte, Frankreich behielt die drei Festungen, Stettin, Küstrin und Glogau in Pfand, von welchen die erste zurück gegeben werden sollte, wenn die Hälfte der Schuld, die letzte aber wenn die ganze Forderung getilgt sei. Zehntausend Mann Franzosen sollten sie besetzt behalten, und auf Kosten Preußens darin verpflegt werden, und jede Festung auf 6 Monate mit allen Bedürfnissen einer Belagerung versehen werden. Zwischen diesen Festungen, Magdeburg, Sachsen, Warschau und Danzig wurden Militair-Straßen bestimmt. —

Preußen mußte noch 2000 Klafter um die Citadelle von Magdeburg auf dem rechten Elbufer abtreten, und der König versprechen, in den nächsten zehn Jahren keine größere Armee als 42,000 Mann unter den Waffen zu halten. —

Im September kamen Alexander und Napoleon in Erfurth zusammen, der König sandte den Minister Grafen von Golz dorthin, um eine Milderung der Kontribution zu bewirken, aber diese Sendung hatte wenig Erfolg, denn selbst die dringendste Verwendung Alexanders bewog Napoleon nur noch 20 Millionen abzulassen. Zur Abtragung der Summe

wurden 36 monatliche Fristen bestimmt, so daß jeden Monat 3½ Million gezahlt werden sollten. —

Der König hatte sich unabläßig bemüht, die Mittel herbei zu schaffen, um die Habsucht Napoleons zu befriedigen; er konnte es sich nicht verhehlen, daß der anfängliche Druck, welcher auf dem Volke ruhte, es gänzlich zu Grunde richten mußte, und ihm die letzten Mittel entzog, die Franzosen zu befriedigen. Sie hatten überall Uebungs-Läger angelegt, welche den Provinzen ungeheure Summen kosteten, ihre Ansprüche wurden immer härter und übertriebener; die Landeskassen waren ungeachtet solches ausdrücklich versprochen war, noch nicht zurück gegeben. Im November 1808 erhielt Daru 50 Millionen, theils baar, theils in Wechselbriefen, und 70 Millionen in Verschreibungen, für welche sich die Provinzial Stände verbürgten, und welche binnen 6 Monaten gegen Domainen-Pfandbriefe ausgetauscht werden sollten. Jetzt erst, vierzehn Monate nach dem Frieden gaben die Franzosen am 18. November die Landes-Kassen und deren Verwaltung an die Preußischen Behörden zurück, und verließen langsam das Land, mit Ausnahme der drei Oder Festungen welche, wie es in Paris bestimmt war, in ihrer Gewalt blieben.

Am 17. October kam Prinz Wilhelm von Erfurth zurückkehrend durch Berlin, und mit ihm die Hoffnung von der baldigen Räumung des Landes; der Jubel der Berliner war groß, man jauchzte ihm

entgegen, wo er sich sehen ließ, man küßte ihm die Hände, und erdrückte ihn fast aus Freude. —

Am 3. December sollte Berlin von den Franzosen geräumt werden, und am 1. December zog der herzlose Daru mit seinen Genossen bereits ab; die übrigen Generäle folgten ihm in den nächsten Tagen. Die Uebergabe der Schlüssel der Stadt erfolgte feierlich an den damals noch lebenden Bruder Friedrich des Großen, den Prinzen Ferdinand, um ihm einen Beweis der Huldigung des Andenkens an seinen großen Bruder zu geben. Noch an demselben Tage erschien der brave General L'Estocq als künftiger Gouverneur von Berlin. — Nachdem einige Tage die Wachen von der Bürger-Garde besetzt gewesen waren, trafen am 10. November die ersten Preußischen Truppen wieder ein; es waren: das Regiment Kolberg, das Leib-Infanterie Regiment, das Leib-Grenadier Bataillon, das zweite Brandenburgische Husaren Regiment, die Schillschen reitenden Jäger, eine Batterie reitender Artillerie, eine Kompagnie Jäger u. s. w., alles tapfere Vertheidiger von Kolberg. Feierlich empfing sie der Magistrat am Thore, der Jubel war allgemein, es war der erste laute Ausbruch einer so lange unterdrückten Freude. Vor allen aber feierte Schill einen wahren Triumph, ihn umgab ein dichtes Gedränge des Volks, und der Jubel wollte nicht aufhören, er schien mit seinem Pferde fast getragen zu werden, und noch Wochen lang, sah man ihn nie anders auf der Straße, als umgeben von einer gro-

ßen Menschenmenge aus allen Ständen. Er hatte ja das Palladium des alten Ruhmes bewahrt, und vertheidigt mit Blut und Leben; er war der Mann des Volks.

Schon blühte die Hoffnung auf, den König wieder in den Mauern seiner Hauptstadt zu sehen, und schon machte man alle möglichen Anstalten um ihn festlich zu empfangen, aber die Rückkehr verzögerte sich noch ein Jahr, welches daher entstand, weil im Jahre 1809 das Kriegs-Ungewitter wieder mit Oestreich ausbrach, und der König die Nähe des Kriegsschauplatzes, um allen Argwohn zu entfernen vermeiden mußte. —

Der König kehrte nach dem Abschlusse des Tilsiter Friedens, nach Memel zurück, wo er mit der Einfachheit lebte, welche ihn stets auszeichnete. Auf seinem Gesichte las man den unendlichen Kummer und die vielen Sorgen, welche ihn drückten; der Kummer über das erlittene Unglück, der Schmerz über die Leiden seiner Unterthanen, der Verdruß über die immer sich erneuenden Anfechtungen der Franzosen, die Sorge darüber, wie er sein Land neu organisiren wollte, und endlich der quälende Gedanke, woher das Geld hernehmen, um die Französische Kontribution zu bezahlen, von deren Entrichtung es abhing, daß er wieder zum Besitz des ihm gebliebenen Theils seiner Länder kam. —

Am 15. Januar 1808 kehrte er mit seiner Familie nach Königsberg zurück, aber auch hier umgab ihn die Noth der Einwohner, und von allen Seiten gingen Bitten um Unterstützung ein, die er nicht befriedigen konnte, und selbst die schwachen Mittel, welche ihm blieben, um seinen Hang zur Mildthätigkeit zu befriedigen, wurden ihm noch verkümmert, indem seine Dispositions-Kasse um mehr als — 80,000 Thaler bestohlen ward, ein für die damalige Zeit höchst schmerzlicher Verlust. — Wie er sich bemühte, um Geld zur Abtragung der Kontribution zu beschaffen, und wie ihm kein Opfer zu groß war, zeigt die Willfährigkeit, mit welcher er das Silberzeug der Krone, und selbst das goldene Tafel Service, nach Hamburg und Amsterdam schickte, und dort für 1,500,000 Thaler verkaufen ließ, und das Geld zu diesem Zwecke hergab. Der König speiste seitdem nicht mehr bei feierlichen Gelegenheiten von Gold, aber golden glänzte die Dankbarkeit in den Herzen seiner Unterthanen, für das ihnen gebrachte Opfer. —

Niemals hatte Pracht und Verschwendung an seinem Hofe geherrscht, allein die Zeitumstände heischten noch mehr Ersparnisse, und er schränkte sich ein, so weit es nur möglich war.

In dieser Zeit des Kummers ging doch ein Stern der Freude für den König in seinen Familien-Verhältnissen auf. Am 1. Februar 1808 ward die Königinn von einer Tochter entbunden, welche in der am 28. desselben Monats statt gehabten Taufe,

die Namen Louise, Auguste, Wilhelmine Amalie erhielt; es ist dies die jetzige Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande. — Der König lud als Pathen, die Stände Ost-Preußens ein. Edelmann, Bürger und Bauer erschienen, um Zeugen der heiligen Handlung zu sein. Sie sollten sein Volk vertreten, und mit diesem wollte er die Vatersorgen für ein Kind theilen, welches unter so unglücklichen Verhältnissen empfangen und geboren ward; sie legten die Hände auf das Kind und beteten mit ihm, daß wenn es erwachsen sei, Preußen eine bessere Zukunft lächeln möge. In tiefer Verehrung schlugen aller Herzen, und alle beseelte eine Liebe und ein Kummer. — Noch am Schlusse des Jahres machte der König mit der Königinn und einem kleinen Gefolge, eine Reise nach Petersburg. Damit nun der Argwohn derselben keinen politischen Grund unterschieben konnte, machte er durch ein Circulär-Schreiben an alle Gesandte, bekannt: —

„Er habe sich zu der Reise nach Petersburg entschlossen, wozu ihn alles auffordere, die wiederholten dringenden Einladungen des Russischen Monarchen, die jetzige größere Nähe der Entfernung, die Bequemlichkeit der Wege im Winter, die alte enge Verbindung, und vor allem die gänzliche Uebereinstimmung der Systeme, welche einerseits durch die Zusammenkunft der beiden Kaiser in Erfurth, andererseits durch seine Definitiv-Arrangements mit Frankreich noch vor

Kurzem mehr befestigt wären; er denke in den letzten Tagen des Decembers abzureisen, und seine Abwesenheit so viel wie möglich abzukürzen, und sich nach seiner Rückkehr unverzüglich nach Berlin zu begeben. Wenn nun wider Erwarten diese Reise von dem Orte wo sich die Gesandten befänden, einer Auslegung fähig sein sollte, als ob er damit einen politischen Zweck oder andere fremde Absichten verbinde, so möchten sich letztere es angelegen sein lassen, solches zu widerlegen, sich nach dem oben angeführten darüber aussprechen, und diese Reise einzig für dasjenige auszugeben, was sie wirklich ist, für eine bloße Reise der Höflichkeit und Konvenienz, und der Freundschaft, die kein Aufsehen erregen kann und muß." —

Wohl that ihm und der Königinn eine solche Zerstreuung Noth, und obgleich er den Zweck derselben so offenkundig angab, so ward sie doch in den Französischen Blättern auf jede Weise mißgedeutet. — Alexander nahm seine Gäste mit der höchsten Auszeichnung auf; der Fürst Dolgerucki, und der Graf Linwan waren ihnen bis zur Grenze entgegen geschickt, um sie zu bewillkommen, und nach Petersburg zu geleiten. — Bei ihrer Ankunft am 9. Januar 1809 empfing der Kaiser sie an der Spitze seiner Garden. — Die Verlobung der Großfürstin mit dem Erbprinzen von Oldenburg war bis zu ihrer Ankunft ausgesetzt worden, und ward am Russischen

Neujahrstage mit aller Pracht vollzogen. Feste aller Art, Opern, Bälle folgten einander bis zur Abreise, die am 31. Januar statt fand. Herzlich waren die Freundschafts-Bezeigungen, mit welchen sie von einander schieden, reiche Geschenke wurden ihnen dargebracht, und der Kaiser begleitete seine Gäste bis zur Grenze des Reichs. — Am 10. Februar kam das Königs-Paar wieder in Königsberg an, aber von der Rückkehr nach Berlin konnte nicht mehr die Rede sein, weil sich der politische Horizont wieder umwölkte, indem der Krieg zwischen Frankreich und Oestreich unvermeidlich schien. In einem Circular-Schreiben an alle Gesandte sprach sich der König darüber aus, indem er sagte: —

„Unvorhergesehene Hindernisse haben die Ausführung meines Vorhabens von Woche zu Woche verhindert; da aber das Ende meines Aufenthaltes in Preußen sich nähert, so habe ich beschlossen, den Minister Grafen von der Golz nach meiner Hauptstadt vorangehen zu lassen, um ihm zur Einrichtung seines Departements die gehörige Zeit zu geben, und ihn zugleich in den Stand zu setzen, mit den in Berlin versammelten Gesandten in vorläufige Kommunication zu treten. Senden Sie also in Zukunft Ihre Depeschen unter seiner Addresse dahin ab, u. s. w.

Stein war ausgeschieden, die Verwaltung des Innern ward bis zum Juni 1810 von dem Minister Grafen Dohna in seinem Geiste fortgeführt, die der Finanzen von dem Minister von Altenstein. Des Königs letzte Sorge vor seiner Abreise war noch auf die Abtragung der Kontribution gerichtet gewesen. Am 1. Februar erschien in Gemäßheit seiner Ordre von 27. December ein Publikandum, in welchem das Publikum zur Theilnahme an einer Prämien-Anleihe von 1 Million Thalern zu 6 pro Cent Zinsen, und unter Bewilligung von bestimmten Prämien aufgefordert ward; sie sollten in fünf Jahren zurück gezahlt werden; ein zweites vom 11. Februar bestimmte, daß der vierte Theil der Abgaben in Tresor-Scheinen gezahlt werden sollte, um ihren Cours wieder zu heben; ein drittes vom 12. Februar verfügte die Besteuerung alles Gold- und Silber-Geräthes, und der Jouwelen, oder deren Ablieferung an den Staat gegen Ertheilung von Münzscheinen; auch sollte künftig das neu zu fertigende Silberzeug einer Steuer unterworfen sein, und für das Tragen von Tressen an den Livreen eines Bedienten 5 Thaler Steuer bezahlt werden. — Beide letzteren Verordnungen hatten nicht den erwünschten Erfolg; die Tresor-Scheine blieben in einem niedrigen Course, und die Silber- und Gold-Steuer brachte nicht so viel ein, als man geglaubt hatte. — Zwar brachte der Mittelmann und der Aermere sein bischen Silber und Gold an die Münz-Aemter und es war jäm-

merlich anzusehen, wie alte Denkmale des Wohlstandes, oder Geräthe von hohem Kunstwerthe mit Keulen zusammen gestampft wurden, zwar ging der König von neuem mit einem herrlichen Beispiel voran, und ließ 10,000 Pfund Silber abliefern, aber viele Reiche hatten das Silber-Geräth und andere Kostbarkeiten, außerhalb Landes geschickt, und dort verkauft, oder es eingeschmolzen, oder verheimlichten es, aber überhaupt war wohl nicht so viel an Silber und Gold vorhanden, als man geglaubt hatte. —

Um die Geldbedrängniß im Innern zu vermeiden, beschloß der König, von den Tresor-Scheinen, welche zu fünf Thalern ausgegeben waren, 2 Millionen einzuziehen, und dafür Thaler-Scheine auszugeben. Diese sollte man bei bestimmten Realisations-Kommissionen in Königsberg, Breslau und Berlin jeden Augenblick in klingendes Geld verwandeln können, und sie sollten überall in allen Kassen für voll angenommen werden. Am 1. Januar 1810 trat diese Einrichtung in Kraft, welche vorzugsweise dazu wirkte, um den Tresor-Scheinen endlich mehr Vertrauen zu verschaffen, und ihren Werth wenigstens etwas zu heben. Gleichzeitig ward der bis dahin beschränkte Zinsfuß aufgehoben, und jedem Anleiher erlaubt, sich willkührliche Zinsen verschreiben zu lassen; wahrscheinlich um reiche Geizige, welche ihre Schätze verborgen hielten, durch die Aussicht auf den hohen Gewinn zu vermögen, dieselben in Circulation zu setzen; doch auch diese Maaßregel ward fruchtlos, und öff-

nete nur den Wucherern ein leichtes Spiel, ihre Gewinnsucht zu befriedigen. —

Noch ein Hilfsmittel um sich Geld zu verschaffen, ward in einer Anleihe von 32 Millionen Gulden gesucht, die man in Holland machen, und wofür die gesammten Einkünfte der Domainen verpfändet werden sollten, die Rückzahlung sollte in 50 Jahren erfolgen, und eine alte Schuld der Stände Schlesiens, welche sie noch unter östreichischer Herrschaft in Holland gemacht, und welche Friedrich der Große nicht anerkannt hatte, ward jetzt sogar nebst einem Theil der Zinsen bei der Anleihe an Zahlungs Statt angenommen. — Aber während man deshalb unterhandelte, verbreitete sich das Gerücht, daß Preußen aufgelöst werden sollte, zwar versicherte das Französische Kabinet das Gegentheil öffentlich, allein die nachgesuchte Anleihe fand dennoch keinen Eingang, und das Geschäft zerschlug sich, als kurze Zeit darauf Holland mit Frankreich vereinigt, und zu einem integrirenden Theil des großen Reichs gemacht ward. —

Die Noth ward immer dringender, die Staats-Einkünfte reichten kaum zu den gewöhnlichen Ausgaben hin, die Staats-Schuld hatte sich vergrößert, den Staatsgläubigern, welche Kapitalien bei der Bank und Seehandlung niedergelegt hatten, war ein halbjährlicher Betrag ihrer Zinsen zugesichert, und den Beamten und Pensionairs die Nachzahlung der rückständigen Gehalte und Pensionen versprochen; Frankreich drang unablässlich auf die Erfüllung der

versprochenen Kontribution. Da entschloß sich der König in dieser Verlegenheit zu einer freiwilligen, und wenn diese nicht zureichende Resultate gewährte, zu einer Zwangs-Anleihe von $1\frac{1}{2}$ Millionen Thaler, die im Lande gemacht ward und einen glücklichen Fortgang hatte. — Das einzige Mittel die Schuld zu tilgen, blieb nun noch die Veräußerung der Domainen. Schon unterm 17. December 1808 hatte der König das Grundgesetz Friedrich Wilhelms des I., welcher die Unveräußerlichkeit der Domainen und aller Einkünfte des Königlichen Hauses festgesetzt hatte, durch einen Hausvertrag aufgehoben. — In einer Erklärung, welche sämmtliche Prinzen des Königlichen Hauses, die den unmündigen gesetzten Vormünder und die Stände unterzeichneten, ward es verbrieft, daß die Veräußerung von Mühlen, einzelnen Bauergütern, und der Pertinenzien von Domainen unbedingt, diejenige der übrigen Krongüter, Gefälle und Rechte in so fern erlaubt sein sollte, als es die Bedürfnisse des Staats, und namentlich die Abzahlung der Kontribution an Frankreich erforderte; keiner seiner Nachfolger sollte aber Domainen verschenken dürfen, und alle Hypotheken-Behörden auf die Erfüllung dieses Gesetzes halten. — Dieses Hausgesetz ward unterm 6. November veröffentlicht, und ging in die Gesetzes-Kraft über, nicht ohne große Bedenken beim Volke zu erregen, denn man berechnete, was alles aus den Einkünften der Domainen bestritten ward, und daß diese Quelle nunmehr versiegte, man be-

merkte, daß in den Domainen die Grundlage der Königlichen Gewalt verloren gehe, daß die Domainen das feste Band zwischen Fürsten und Volk bilde, und daß, wenn ersterer künftig nur von den Steuern des letztern leben wollte, er leicht in die bloße Klasse eines Besoldeten gestellt werden könne. — Friedrich Wilhelm hat aber diese Bedenken besiegt. Durch die Veräußerung der Domainen sind die drückenden Staats-Schulden theilweise getilgt worden; die Domainen selbst sind aber in die Hände von Privaten gekommen, welche sie besser benutzen, als es der Staat konnte; der National-Reichthum hat sich also vermehrt, außerdem aber hat der König eine solche Anzahl von Domainen-Gütern als Kron-Fidei Kommiß zurückbehalten, daß seine Civil-Liste unabhängig von den Steuern der Unterthanen gesichert ist, mithin obige Besorgniß gänzlich hinweg fällt; die Maaßregel hat sich also völlig bewährt. —

Einen empfindlichen Verlust erlitt der Staat durch eine abermalige Verletzung des Tilsiter Friedens, von Seiten des Königs von Sachsen. Gegen alles Völker-Recht, legte derselbe als Herzog von Warschau, Beschlag auf die Forderungen der Preußischen Staatsbürger, und die Bewohner des ehemaligen Süd- und Neu-Ost-Preußens, so wie auf diejenigen der öffentlichen Anstalten, welche zur Verbesserung von Einrichtungen im Lande, nicht aus eigenem Antriebe, sondern auf Befehl der Staatsverwaltung über 24 Millionen ausgeliehen hatte. Es

traf dies besonders die allgemeine Wittwen-Kasse, die Bank, die Seehandlung, die Invaliden- und Armen-Kassen, Hospitäler, Kirchen, Schulen und andere milde Stiftungen. Endlich verfügte die Warschauer Regierung sogar die Einziehung der Kapitalien und auch der Zinsen. Alle Gegenvorstellungen waren umsonst, denn der König von Sachsen stützte sich auf eine Bajonner Konvention, nach welcher er an Napoleon 200 Millionen Franks gezahlt, und dieser ihm dafür überlassen hatte, sich aus jenen Kapitalien, die ihm gar nicht gehörten, wieder bezahlt zu machen.

Die Noth ward aber immer drückender, die Ausgaben waren unerschwinglich. — Nachsicht war bei Napoleon nicht zu hoffen, und die Gerüchte, daß er sich durch das Abreißen noch einer Provinz für seine Forderung bezahlt machen würde, erweckten die höchsten Besorgnisse, und machten alle Anstrengungen nothwendig, um die gegen ihn eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen.

Einen Zuschuß erhielt der Staat durch die Kontineltal-Sperre selbst. Der König war dieser beizutreten genöthigt gewesen, und erfüllte seine Verpflichtung im strengsten Sinne des Worts, indem er seine Häfen sowohl allen Englischen, als Schwedischen Schiffen schloß, und so seinen Unterthanen jeden Handel zur See entzog. Die Industrie erzeugt durch die Noth, weiß stets neue Wege zu finden, denn ganze Karawanen von Wagen, beladen mit Kolonial-Waaren, kamen jetzt aus Rußland, durchzogen die Preu-

ßischen Länder, gingen nach Deutschland, Holland und Frankreich. Dieser Transito-Handel brachte nicht allein viel Geld in Umlauf, sondern gewährte auch dem Staat bedeutende Einkünfte, besonders da die hohen Steuer-Sätze, welche der Tarif von Trianan festsetzte, auch bei uns erhoben wurden. Ohne diese Einkünfte wäre es nicht möglich gewesen, die Anforderungen Frankreichs zu befriedigen.

So bedrängt die Verhältnisse des Staats auch waren, so konnten sie den Blick des Königs doch nicht von den Anforderungen abwenden, welche die Bildung seines Volkes heischte. Er erließ mehrere Verordnungen zur strengeren Prüfung der Schul-Männer, so wie aller jungen Leute, die sich dem öffentlichen Dienst widmeten, und stiftete die Universität in Berlin. Diese Idee erwachte schon in ihm, bald nach dem Tisiter Friedens-Schluß, als die größte Landes-Universität in Halle an Westphalen übergegangen war; indessen waren die Stimmen im Volke über die Zweckmäßigkeit öffentlicher Bildungsanstalten in großen Städten, und deren Einfluß auf die sittliche Verhaltung der Jugend, so getheilt, daß der König selbst nicht zu einem festen Entschlusse gelangen konnte. — Wilhelm von Humboldt, der damals die geistlichen und Unterrichts Angelegenheiten leitete, besiegte die Bedenken des Königs, und unterm 16. August 1809 gab er seine Einwilligung zur Einrichtung der Universität in Berlin. — Der Pallast des Prinzen Heinrich ward zum Universitäts-Gebäude

bestimmt; die Zahl der gelehrten Männer, welche in Berlin lebten, wurden durch die berühmtesten des Auslandes vermehrt, und schon im Herbst 1810 begannen die Vorlesungen ohne eine besondere Feierlichkeit bei der Eröffnung derselben, welche erst am 3. August 1811, am Geburtstage des Königs, nachgeholt wurden. Man erstaunte über die Freigebigkeit mit welcher die neue Bildungs-Anstalt ausgestattet ward. — Aehnliches war zuvor in Preußen noch nicht geschehen, und am wenigsten hatte man es in solcher Zeit der Bedrängniß vermuthet. —

Nun war Frankfurth offenbar zu nahe und Schlesien entbehrte ganz eine Universität, denn in Breslau bestand nur eine catholisch-theologische Universität, daher ward im folgenden Jahre 1811 die Universität von Frankfurth nach Breslau verlegt und mit der dort schon vorhandenen catholischen verbunden.

Der König fühlte indessen, daß er der kräftigen Unterstützung eines Mannes bedürfe, der ihm in den vielen Verwickelungen, in welchen sich der Staat befand, treu zur Seite stände, er mußte die Verwaltung des Ganzen in die Hände eines Einzigen legen, welcher mit sicherer Hand überall durchgreifen würde. — Sein Blick wandte sich auf den Freiherrn von Hardenberg, der seit seinem letzten Austritt aus dem Ministerio in der Stille der ländlichen Einsamkeit auf seinem Gute Tempelhof bei Berlin wohnte. Aber Hardenberg stand nicht in Napoleons Gunst, und deshalb war er füher aus dem Ministerio ge-

FRIEDRICH von SCHUCKMANN
KOENIGL. PREUSS. GEH. STAATS-MINISTER
DES INNERN

CARL

HERZOG VON MECKLENBURG STRELITZ

FRIEDRICH WILHELM III

ALS KRONPRINZ

VON WITTGENSTEIN

HAUS u. STAATS MINISTER

schieden, und so weit ging damals der Druck Napoleons, daß der König bei der Wahl seines Ministers gewissermaßen dessen Bestimmung einholen mußte. Durch die Vermittelung des Französischen Gesandten St. Marsan ward diese Schwierigkeit besiegt, und nun trat Hardenberg im Juni 1810 als Staatskanzler an die Spitze der ganzen Verwaltung, sowohl der äußern als der innern Angelegenheiten, die dieser große Mann bis zu seinem Tode zum Glück und Ruhm Preußens geführt hat. — Zwar schieden jetzt, der Minister, Freiherr von Altenstein als Finanz-Minister, der Graf Dohna als Minister des Innern, und der Justiz-Minister Beyme aus, weil sie sich durch diese Einrichtung verletzt fühlten, und selbst Scharnhorst zog sich von der Leitung des Kriegswesens zurück; letzterer aber nur scheinbar, um unter dem Deckmantel der Zurückgezogenheit unbemerkter aber kräftiger wirken zu können, denn er blieb im genauesten Einverständniß mit dem Staats-Kanzler, dem er in allen militairischen Anordnungen treu mit Rath und That an die Hand ging. —

Die Stelle des Justizministers erhielt der Kammergerichts-Präsident von Kircheisen, und der Oberst Haake das Kriegsministerium, jedoch nur vorläufig, das Ministerium des Innern ward dem Herrn von Schuckmann übertragen. Nun gewann die Verwaltung wiederum einen neuen Aufschwung. — Sogleich ward das Gesetz wegen Erhebung einer Vermögens- und Einkommens-Steuer, welches bereits

bekannt gemacht war, wieder zurück genommen, und der allgemeine Indult auf ein Jahr verlängert. — Durch die Ernennung eines Staats-Kanzlers ward eine veränderte Verfassung der ganzen Verwaltung, so wie sie seit dem 16. December 1808 bestanden hatte, nöthig, und es erschien hierüber das Gesetz vom 27. October 1810 welches folgende Einrichtungen anordnete. —

Der König befiehlt aus dem Kabinet, und im Staatsrath, bei seiner persönlichen Anwesenheit in demselben. In dem Kabinet hat der Staats-Kanzler den Vortrag, unter ihm ein Kabinets-Rath und eine Militair-Person, die der König hiezu bestimmt. Der Staats-Kanzler hat die Oberaufsicht jedes Verwaltungs-Zweiges, und steht an der Spitze eines jeden; er führt auch den Vorsitz im Staats-Rath, dieser ist zusammengesetzt, aus:

1) Den Prinzen des Königlichen Hauses, welche das 18. Jahr zurück gelegt haben. —

2) Den Staats-Ministern.

3) Aus Mitgliedern, die des Königs Vertrauen dazu besonders berufen hat.

4) Dem Staats-Sekretair, dem die Geschäftsführung des Staats-Raths obliegt.

Der Staats-Rath hat keine Verwaltung, sondern nur:

1) Die Prüfung und Sanctionirung aller Gesetze, Verfassungs- und Verwaltungs-Normen.

2) Die Entscheidung der Gegenstände, welche

zu den Verwaltungszweigen zweier Ministerien gehören, und worüber sich diese nicht vereinigen können. —

3) Die Prüfung der Jahresberichte der Minister über ihre Verwaltung.

4) Diejenigen Gegenstände welche der König oder der Staats-Kanzler demselben zur Berathung überweiset. —

Unter dem Staats-Rath sollte die Gesetz-Kommission, die Ober-Examinations-Kommission, und das Plenum der wissenschaftlich technischen Deputationen, sämmtlicher Ministerial-Departements, unter dem Staats-Kanzler allein, die Oberrechnungs-Kammer, und das Archiv stehen. Die Mehrheit der Stimmen sollte in demselben entscheiden. —

Das Ministerium sollte aus fünf Ministern, dem des Innern, der Justiz, der Finanzen, der auswärtigen Angelegenheiten, und des Krieges zusammen gesetzt sein. —

Die Minister sollten in ihren Departements auf eigene Verantwortlichkeit verfügen, dem Staats-Kanzler jedoch Auskunft über jede Verwaltungs-Maaßregel geben, welcher berechtigt war, dieselben bis zur Entscheidung des Königs oder des Staats-Raths zu suspendiren. Nur über die Gesetz- und Verwaltungs-Normen, über Haupt-Etats, so wie bei Bewilligung von höheren Besoldungen und Pensionen, bei Gnadengeschenken, Ernennung von Räthen bei den Behörden, Ertheilung von Titeln, welche

den Raths=Character gaben, bei Ueberschreitung des Etats u. s. w. mußten sie die Bestimmung des Königs einholen; die Berichte an den König gingen durch den Staats=Kanzler. Die Ministerien wurden in verschiedenen Abtheilungen verwaltet, von welchen eine in dem Ministerio des Innern, den Kultus, und den öffentlichen Unterricht, welchem späterhin ein besonderer Minister vorgesetzt ward, leitete. —

Endlich ward der veraltete Curial=Styl abgeschafft, und angeordnet, daß die Behörden sich des Styls, welcher im gemeinen Leben gebräuchlich ist, bedienen sollten. —

An demselben Tage ward auch die Bekanntmachung aller Gesetze durch eine allgemeine Gesetzsammlung und durch die Provinzial=Amtsblätter angeordnet, weil man die bisherige Publication derselben unvollkommen gefunden hatte. Gleichfalls unter demselben 27. October 1810 legte der König in dem Edict über die Finanzen des Staats und die neue Einrichtung wegen der Abgaben, dem Volke die Lage des Staats offen vor. Dieses diente als Einleitung zu den nachfolgenden Verordnungen, welche wiederum Ordnung in die Finanz=Verwaltung bringen, den Kredit heben, der drückenden Noth abhelfen, und den Wohlstand der Nation wieder herstellen sollten. Er erklärte: er habe sich unablässlich damit beschäftigt, um hiezu die Mittel zu finden. Die eine Hälfte der Kriegssteuer an Frankreich von 120 Millionen werde mit dem Schluß des Jahres berichtigt sein, aber um das

Land zu befreien, müsse man auch die rückständige zweite abtragen. Mit Rührung habe er die Beweise der Anhänglichkeit aller Klassen seiner treuen Unterthanen an ihn und sein Haus bemerkt, und die Hilfe anerkannt, welche ihm bei der Sicherstellung der Kontribution, und bei der Aufbringung der einstweiligen Fonds, von den Ständen, und von dem Handelsstande mit Bereitwilligkeit geleistet worden, die Schwierigkeiten welche er aber noch zu überwinden habe, wären sehr groß, und erforderten zu seiner Bekümmerniß, nicht geringe Opfer. Er vertraue aber auf die Vorsehung, die seine auf die Rettung des Staats gerichteten Bemühungen segnen werde, und auf die patriotischen Gesinnungen seines treuen Volks und in dieser Zuversicht wolle er sowohl diesem als den Gläubigern des Staats die Beschlüsse mittheilen, welche er gefaßt habe, um den vorgesetzten Zweck zu erreichen. —

Die Menge und der Werth der Krongüter, deren Verkauf unabänderlich feststehe reiche zwar zur Tilgung aller Obliegenheiten aus, aber es gehöre Zeit dazu, um sie zu veräußern, wenn man sie nicht verschleudern wolle. — Er müsse daher neue Auflagen ausschreiben, und wolle solches hiemit ankündigen. — Die Klagen über die neue Belastung wolle er wenigstens dadurch, daß die Lasten gleichmäßig vertheilt, die sonst freien Grundstücke mit herangezogen würden, und durch andere Maaßregeln zu mildern suchen. — Bank und Seehandlung sollten, vom

Jahr 1811 an, wieder ihre Zinsen zahlen. Die Gläubiger des Staats sollten Zinsscheine in gewissen Fristen zahlbar erhalten, und alle vom Staat eingegangenen Verbindlichkeiten vom Jahr 1812 an, pünktlich erfüllt werden. — Besonders sollten aber die Kriegsschulden der einzelnen Provinzen bei einer in Berlin niedergesetzten Kommission liquidirt, diese nach den Grundsätzen möglichster Gleichheit vertheilt, und deren Verzinsung und allmählige Tilgung vom Staate gesichert werden. Seine höchste und stete Sorgfalt wollte er darauf richten, durch jede nothwendige und heilsame Einrichtung in polizeilicher und finanzieller Hinsicht, den ihm so sehr am Herzen liegenden Hauptzweck, das Wohl seiner treuen Unterthanen wieder herzustellen, möglichst zu befördern; zu dem Ende behielt er sich vor, der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation, sowohl in den Provinzen, so wie für das Ganze zu geben, deren Rath er gerne benutzen wolle, und in der dem Volke die Ueberzeugung fortwährend gegeben würde, daß der Zustand des Staats und der Finanzen sich bessere, und daß die Opfer, welche zu diesem Zweck gebracht worden, nicht vergeblich wären. So wird sich, schloß er, das Band der Liebe und des Vertrauens zwischen uns und unserem treuen Volke immer fester knüpfen, aber er hoffe auch, daß jeder, wes Standes er auch sei, jene zur Rettung jetzt unumgänglich nöthigen Opfer mit patriotischem Gemeinsinn bringen, und dadurch die Gesinnungen erhöhen werde, mit

denen er seinen guten Unterthanen ergeben sei, und dieses werde die schönste Belohnung für seine Sorgen sein. — Diese väterliche Mittheilung konnte ihren Zweck nicht verfehlen, und ohne Widerspruch wurden anfangs alle die Anordnungen befolgt, welche er in diesem Edict zuvor angekündigt hatte, doch erhob sich in der Folge Mißtrauen und Unzufriedenheit. — Ueberhaupt schien sich von jetzt an, das System des Königs gänzlich verändert zu haben; bis dahin hatte er sichtbar vermieden, außerordentliche Anstrengungen zur Befriedigung Napoleons vom Volke zu fordern, denn er besorgte Unzufriedenheit im Innern zu erwecken, und Napolon über die Kräfte welche dem Lande geblieben waren, die Augen zu öffnen, fürchtend, daß er alsdann seine Forderungen steigern würde. Er hatte bis dahin geglaubt, daß es unmöglich sei, die Kriegs-Kontribution gleichzeitig zu zahlen, und die Staatspapiere und Provinzial-Schulden zu verzinsen. Er wollte daher nur jene bezahlen, die Zinsenzahlung anstehen lassen, und die Provinzen und Gemeinden sich selbst überlassen. Jetzt fand er, daß so lange der Staat nicht Kapital und Zinsen entrichte, so könne auch nicht der Verkehr sich wieder heben, und den Einzelnen weder die prompte Abtragung der Steuern, noch neue Anleihen abgedrungen werden, die Liquidation und Ausgleichung der Gemeinde- und Provinzial-Schulden sei aber nothwendig, weil die Gesammtheit die Bürde leichter als der Einzelne tragen könne. Bis dahin hatte ihm eine innere Scheu

beigewohnt, die drückenden Verhältnisse des Staats dem Volke offenkundig darzulegen, man ahndete nur, wie mißlich es damit stand, er fürchtete den Muth desselben ganz niederzuschlagen. Jetzt entschloß er sich dieses zu thun, hiedurch die Gemüther zu gewinnen, und ein gemeinsames Streben zur Rettung aus der Noth zu erwecken. — Bis dahin hatte er auf die Dazwischenkunft glücklicher Ereignisse und zufälliger Umstände gehofft, sich auf die Anwendung von Palliativ-Mitteln, bestehend in Finanz-Operationen, und Anwendung kleiner Hilfsmittel beschränkt, weil er glaubte, daß er dem erschöpften Lande nichts mehr zumuthen könne. Jetzt faßte er den heroischen Entschluß, sich ohne Rücksicht auf die möglicherweise eintretenden glücklichen Zufälle, sich selbst zu helfen, alle Kräfte des Landes anzustrengen, um sich aus der Noth zu befreien, dagegen aber demselben durch zweckmäßige Einrichtungen im Innern zu Hilfe zu kommen, — und diese Entschlüsse wurden zum Heil des Volkes von ihm mit kräftiger Hand auch durchgeführt. —

An jene Verordnung vom 27. October 1810, betreffend die Finanzen des Staats, reihete sich eine Anzahl Edicte, welche alle von derselben Richtung ausgingen, und dasselbe Ziel zu erreichen strebten. —

Das Edict vom 28. October führte eine neue Konsumtions- und Luxus-Steuer ein, wobei aber die Erhebung der Abgaben sehr vereinfacht, und auf wenige Artikel beschränkt ward; ein Gesetz von dem-

selben Tage legte auch dem platten Lande eine Kriegs-Konsumtions-Steuer auf, indem das auf demselben zu Mehl, Grütze, Bier und Branntwein verbrauchte Getreide, so wie das geschlachtete Vieh einer Abgabe unterworfen ward; das Edict vom 30. October hob sämmtliche Klöster, Dom und andere Stifter, Balleien und Kommenden auf, und bestimmte die Einziehung ihrer Güter, sicherte aber den Berechtigten eine Entschädigung zu, und versprach für eine reichliche Ausstattung der Pfarren, Schulen, milden Stiftungen und selbst derjenigen Klöster zu sorgen, welche sich mit der Erziehung der Jugend und der Krankenpflege beschäftigten. Durch dieses Gesetz wurden sieben Dom-Kapitel, sieben Kollegial-Stifte, und etwa 150 Klöster, worunter 40 Frauen-Klöster, aufgehoben. Preußen war kein Spanien, wo das Dekret der Kortes nur allein in der Hauptstadt 225 Klöster aufhob, aber es kam dadurch doch eine Menge von Grund-Eigenthum wieder in den bürgerlichen Verkehr, was bis dahin nur zum Unterhalt von faulen Bäuchen gedient hatte. —

Das Gesetz vom 2. November führte im allgemeinen Gewerbe-Steuer ein, das Gesetz vom 20. November erhöhte ansehnlich die Stempel-Abgaben, erleichterte aber auch deren Einziehung.

Mit dieser Reihe von Abgabe-Gesetzen verband der König aber auch wieder höchst wohlthätige Anordnungen, die man die versöhnenden nennen könnte. Noch lasteten auf den Bewohnern des platten Landes,

der Druck aus alter Zeit. Die Landleute waren unter andern gehalten, die Beamten des Landes und das Militair durch Vorspann fortzuschaffen, womit ein gewaltiger Mißbrauch getrieben ward. Wer eine Reise zu machen hatte, wußte sich von der Regierung oder den Landräthen einen Vorspann-Paß zu verschaffen, und quälte oft in den dringendsten Ernte- und Saat-Zeiten den Bauer mit seiner Fuhre. Die Aufhebung dieses Vorspanns, durch das Edict vom 28. October 1810 brach die Bahn zum Bessern. Zwei Tage später ward die drückende Natural-Fourage und Brodlieferung, zu welcher die Landleute Behufs der Verpflegung des Militairs verpflichtet waren, aufgehoben; der Bedarf sollte künftig durch freiwillige Lieferung, oder durch Entrepreneurs beschafft werden. Schon hatte sich die Ansicht verbreitet, daß jedes Gewerbe sich frei von allem Zwang, den ihm Zwangsberechtigung oder Zunft-Verhältnisse auferlegten, müsse bewegen können, und es ist wohl gewiß, daß die Anwesenheit des Hofes und der höchsten Beamten in Königsberg diese Ansicht hatte reifen lassen, indem der berühmte Professor Krauß dort diesen Grundsatz mit kräftigen Gründen vertheidigte. Man fing in diesem Geiste an, die Mühlen-Gerechtigkeit, den Mühlenzwang, und den Bier- und Branntwein-Zwang aufzuheben. Zwar hat die Entschädigung der Müller für das aufgegebene Recht hinterher ungeheure Summen dem Staat gekostet, und wohl hätte man gern diese Anordnung wieder

zurück genommen, aber die Sache war einmal geschehen, und da sie jetzt überwunden ist, so wird wohl Niemand das frühere Verhältniß zurück wünschen; hieran schloß sich das oben angeführte Gesetz wegen der Gewerbesteuer, welches außer der Einführung der Steuer, den viel wichtigeren Zweck hatte, die Zünfte und Innungen aufzuheben, und alle Gewerbe von den Fesseln zu befreien, die jene aus dem Mittelalter herstammenden Verbindungen denselben anlegten. Wer seine Steuer bezahlte, konnte nunmehr das erlernte Gewerbe treiben, er mochte Mitglied einer Innung oder eines Gewerkes sein, oder nicht. Bis dahin war jede Zunft abgeschlossen, der Weisbäcker durfte nicht Roggenbrod backen, der Seiler nicht große Taue fertigen, der Riemer keine Sättel machen, welches nur dem Sattler zustand, der Pantoffelmacher keine Schuhe u. s. w. Jetzt ward jedes Gewerbe frei, und jeder konnte das Fabrikat liefern, wozu er Geschicklichkeit hatte. —

Rücksichtlich des Vor- und Aufkaufs wurden durch das Gesetz vom 20. Nov. 1810 die früher deshalb bestandenen Gesetze aufgehoben, weil sie die Production und Konsumtion erschwerten, und mit dem System der Gewerbfreiheit in Widerspruch standen. Es ward ein freier Marktverkehr hergestellt, und nur an Markttagen der Vor- und Aufkauf vor den Thüren und in den Straßen untersagt. Endlich ward das Verhältniß des Gesindes zur Herrschaft durch die neue Gesinde-Ordnung vom 8. November 1810 fest-

gestellt, durch welche die bisherigen Provinzial-Gesetze über diesen Gegenstand aufgehoben, und Einheit bei der Bestimmung der Rechte und Pflichten der Herrschaften und des Gesindes in der ganzen Monarchie hervorgebracht ward.

So brachte das Jahr 1810 eine Menge von tief eingreifenden und wohlthätigen Anordnungen, aber die trübseeligen Verhältnisse im Innern konnten hiedurch nicht gehoben werden; der Handel lag gänzlich durch die Kontinentalsperre darnieder, und dennoch schritt Napoleon nur zu härtern Forderungen, welche die Einbuße des Landes vergrößerten, und denen sich Preußen nicht widersetzen durfte und konnte. — Schon hatte der König unterm 10. März 1810 eine Erklärung abgegeben, daß er auf jede fremde Waare Beschlag lege, sobald sie aus einem englischen Hafen komme, und selbst den Nordamerikanern mußten durch eine Verordnung vom 20. Juli die Häfen gesperrt werden, weil den französischen Machthabern dunkle Gerüchte zu Ohren gekommen waren, als ob sie reiche Ladungen von Kolonial-Waaren nach Kolberg gebracht hätten. Bald aber ward der König noch zu größeren Beschränkungen genöthigt, erstens durch den oben erwähnten Tarif von Trianon, in welchem jeder Handel mit England verboten erklärt, und jede englische Waare, selbst wenn sie durch Konfiscation erworben, oder auf gekaperten Schiffen gefunden, oder sogar im Gefolge französischer Lizenzen eingebracht war, mit einer Abgabe belegt war, die

oft die Hälfte, ja sogar zwei drittel ihres Werthes überstieg. — Am 19. October ward sogar angeordnet, daß alle englische Waaren, wo man sie fände, verbrannt werden sollten, weil dieses Reich keinen Arbeiten des festen Landes den Eingang gestattete. —

Der König mußte sich diesen harten Maaßregeln anschließen, so schwer sie auch das Land drückten, welches gänzlich erschöpft war, und sich nur durch den Handel erholen konnte. Um nicht allen Verkehr zu hemmen, gab der König wenigstens die Einfuhr der rohen Stoffe, zum Besten der innern Gewerbe frei, und bewilligte den Kaufleuten bei der Zahlung der hohen Steuern mancherlei Vortheile. Jede Nachsicht war aber gegen die Absicht des Kaisers Napoleons. Schon rückten französische Truppen längs der Seeküste vor, um den französischen Verbots-Gesetzen Nachdruck zu geben, und man mußte auch in Preußen eine Besetzung der Ostsee-Häfen fürchten. Um diesem neuen Unglück zu entgehen, mußte der König unterm 28. October 1810 einen neuen Befehl ergehen lassen, nach welchem alle verarbeiteten und rohen Waaren, die für englische gelten konnten, sofort verzeichnet, die verbotenen sogleich konfiscirt, und die erlaubten dem Tarif von Trianon unterworfen werden sollten. Es geschah solches gerade zur rechten Zeit, weil der französische Gesandte an demselben Tage, wo dieser Befehl erging, eine bittere Vorstellung über die Langsamkeit, womit Preußen bei seinen Maßregeln zu Aufrechthaltung der Kontinentalsperre ver-

fuhr, einreichte. — Jetzt mußte auch die Verbrennung der englischen Waaren geschehen, welche im Lande vorgefunden wurden. Vergebens beriefen sich die Kaufleute auf ihr Eigenthumsrecht, und daß die Waaren von gekaperten Schiffen herrührten, oder bereits früher konfiscirt und verkauft oder auf erlaubtem Wege eingegangen wären, und das Gesetz keine rückwirkende Kraft hätte; Napoleons Argwohn mußte versöhnt, und seiner Gewalt ein Opfer gebracht werden. — Indessen bei der Bestechlichkeit der französischen Beamten, und den geheimen Instructionen welche die zur Ausführung jener Verbots-Gesetze eigens bestellten Preußischen Handels-Kommissaire erhalten hatten, ward doch Napoleon hintergangen. Die Schiffe erschienen vor den Häfen, um sich absichtlich kapern und konfisciren zu lassen, und wurden dann den Eigenthümern gegen eine billige Entschädigung zurückgegeben. Die Hälfte der Waaren wurden nur versteuert, und wenn eine Küste mit wirklichen Waaren verbrannt ward, so enthielten wieder zehne die dasselbe Schicksal haben sollten, alte Lumpen und dergleichen, denn ihr wahrer Inhalt war zuvor von den Eigenthümern heimlich bei Seite gebracht worden. Dagegen ward in den Zeitungen unaufhörlich ausposaunt, welche ungeheure Quantitäten von englischen Waaren, und zu welchem ungeheuren Werth an diesem und an jenem Ort verbrannt worden. Dieses Verfahren geschah unter Genehmigung der Preußischen Behörden, welche den Kaufleuten

dabei behilflich waren; durch die Handels-Kommissaire wurden die Französischen Konsules bestochen, daß sie ein Auge zudrückten, und auch der König war sehr wohl davon unterrichtet, daß man die ihm abgedrungenen Verfügungen einging und duldete es, damit der Verkehr nicht ganz gehemmt werden sollte. — Seine hiebei bewiesene Milde verdient ein unvergängliches Lob. Es war ja einmal die unglückliche Zeit, wo Ueberlistung zur Tugend und Täuschung zum Verdienst geworden war. Der Staat erhielt hiebei freilich auch seinen Antheil am Gewinn, und dieser war bedeutend genug, um die Last der Ausgaben, unter welcher er fast erlag, zu erleichtern. —

Napoleon ersann immer neue Ungerechtigkeiten gegen England. — Eine Menge von englischen Schiffen befand sich von den Herbststürmen überfallen, auf der Ostsee, die Gelegenheit absehend, wo sie in einen Hafen ihre Ladung einschmuggeln konnten, und waren jetzt aus Noth gezwungen einen Zufluchtsort zu suchen. Napoleon nöthigte den König, ihnen seine Häfen zu öffnen, ihre Ladungen in Beschlag zu nehmen, und sie an Frankreich auf Abschlag der Kontribution zu überlassen. Der König empfand es tief, daß er sich ein solches gewaltsames Verfahren gegen Unglückliche abdringen lassen mußte, indessen ward auch ein großer Theil von diesen Waaren den Preußischen Kaufleuten, die sich deshalb mit den Engländern verständigten überlassen, aber auch ein großer Theil den Franzosen übergeben, durch welche an 8

Millionen Thaler wiederum von der französischen Kontribution getilgt wurden. Auch die Ausfuhr ward durch Napoleon gänzlich gehemmt. Die wichtigsten Ausfuhr-Artikel waren für Preußen Holz und Getreide. Napoleon belegte sie in Frankreich mit einem ungeheuren Ausfuhrzoll um den Schleichhandel noch mehr zu stören. Für seine Länder hatte derselbe keine Bedeutung, da sie kein Getreide und kein Holz ausführen, aber er zwang Preußen gleiche Zölle darauf zu legen, und dies geschah durch die Verordnung vom 26. Juli 1811, durch welche der König die ergiebigste Quelle des Erwerbs seiner Unterthanen selbst verstopfen mußte. So folgte Kränkung auf Kränkung von Seiten Napoleons. — In dem Jahre 1811 ward auf derselben Bahn fortgeschritten. Um die Mittel zur Bezahlung der Kriegssteuern und der Staatsschulden immer mehr zu sichern, ward außer dem schon ausgesprochenen Verkauf der Domainen-Güter auch noch die Ablösung der Domainen-Abgaben durch ein Gesetz vom 16. März erleichtert; die Ablösungs-Kapitalien sollten den 25 fachen Betrag der Abgabe ausmachen, aber in Staatspapieren nach dem Nennwerthe bezahlt werden. Bei aller Erleichterung, welche dem Käufer der Domainen geschafft worden, ging der Verkauf doch sehr langsam vor sich. Inzwischen hatten die neuen Gesetze häufig durch Mißverständnisse des Inhalts derselben, häufig durch die absichtliche böse Auslegung, die man den Zwecken derselben gab, Unzufriedenheit erregt. Die-

jenigen, welche hiedurch ihre Privilegien verloren, waren höchst aufgebracht, und besonders bildete sich von Seiten der Ritter-Gutsbesitzer eine förmliche Opposition gegen die Regierung, und doch that in jener trüben Zeit die Eintracht in allen Ständen so sehr Noth. Das Elend schürte dagegen das Feuer der Unzufriedenheit nur noch immer mehr an. Die Leiden des Krieges hatten zwar alle Provinzen schwer getroffen, besonders aber sichtbar waren die Wirkungen desselben in Schlesien; der Geldmangel war in diesem gewerbthätigen Lande fühlbarer, wie anderswo, der Leinwandhandel lag ganz darnieder, weil die Ausfuhr durch die Kontinentalsperre gehemmt war, die Wollpreise sanken, denn die Tuchfabriken konnten ihre Arbeiten eben so wenig absetzen. —

Die Inhaber von Staats-Papieren und Kapitalien regten diesen Geist der Unzufriedenheit gleichfalls an, denn ersteren ging der Verkauf der Domainen und die hieraus gehoffte Befriedigung zu langsam, und bei letzteren erregte der Indult Mißvergnügen; und wenn er gleich aufgehoben ward, so geschah dieses doch unter so vielen Beschränkungen, und mit so vieler Nachsicht gegen den Schuldner, daß der Zweck der Kapitalisten nicht erreicht ward. Den ersteren ward gestattet die gekündigten Kapitalien binnen Jahresfrist, und in Pfandbriefen der Provinz nach dem Nennwerth zu bezahlen, und ihnen Erleichterung bei der Nachsuchung eines Moratoriums bewilligt. Den größten Theil des Güter besitzenden Adels sprach

auch diese beschränkte Aufhebung des Indults nicht an, sie verlangten noch größere Nachsicht. —

Der Geist des Mißvergnügens verbreitete sich immer mehr im Lande und brach sogar bei den Bauern in Schlesien in lichte Flammen aus. — Sie glaubten auf den Grund des Gesetzes vom 9. October 1807, betreffend die Aufhebung der Leibeigenschaft, nunmehr mit dem Martinstage 1810 auch von allen Diensten und Abgaben gegen ihre Gutsherrschaft entbunden zu sein, und kündigten auf Veranlassung von Uebelgesinnten und Winkelkonsulenten in mehreren Gemeinden, besonders in Oberschlesien ihren Gutsherren den Dienst auf. Einige Gutsbesitzer vergaßen sich so weit, daß, indem sie Gewalt gebrauchen wollten, sie sogar auf die Bauern schossen. Nun rotteten sich die Bauern zusammen, und stürmten und plünderten die Edelhöfe. — Der König sah sich endlich genöthigt, Militair gegen sie anrücken zu lassen, ihnen seinen Willen nochmals kund zu thun, und dies wirkte so viel, daß die Bauern ohne weiteres Blutvergießen zu ihrer Pflicht zurückkehrten, und die Rädelsführer und Aufhetzer verhaftet wurden. — Dem Könige war diese Unzufriedenheit, welche sich über die Verfügungen der Regierung äußerte, nicht unbekannt geblieben. Er glaubte bei seiner Offenheit und Geradheit nicht besser derselben begegnen zu können, als wenn er Repräsentanten von allen Ständen aus den Provinzen zu sich berief, mit ihnen die neuen Gesetze berathen ließ, ihnen selbst darlegte,

daß nur durch sein Verfahren, den dringendsten Bedürfnissen des Staats und den Anforderungen der Zeit genügt werden könne. Auf diese Weise hoffte er seinen Anordnungen am besten Eingang zu verschaffen. —

Nach seiner Idee, sollten sie die Gesammtheit des Volks vertreten, aber vergessen, daß sie aus einzelnen Provinzen abgeordnet wären, sie sollten allen Kastengeist bei Seite legen, und sich nur als Glieder einer großen Familie betrachten, in welcher alle Lasten mit gleicher Schulter getragen werden müßten. —

Aber man verstand seine wohlgemeinten Absichten nicht. — Mit vorgefaßten Meinungen kamen die Abgeordneten an, und ihre Unzufriedenheit ward immer größer, als sie vernahmen, daß der König den einmal gefaßten Entschluß, die Gebrechen des Staats von Grund aus zu heilen, und allen Palliativ-Maaßregeln zu entsagen, unveränderlich festhielt. — Anfangs waren ihre Vorstellungen bescheiden, und man suchte ihnen auch darzuthun, daß ein Rückschritt nicht mehr möglich sei, versprach ihnen aber Milderungen der Abgaben, sobald die dringendste Noth beseitigt sein werde. —

Der Staats-Kanzler eröffnete endlich am 23. Februar 1811 die Versammlung der Repräsentanten, mit einer Rede, in welcher er die gesammten Regierungs-Maximen des Königs darlegte. —

Er sagte unter anderem: „Wäre es möglich gewesen, diese Repräsentation schnell genug zu Stande

zu bringen, wodurch allein ein Geist, ein National-Interesse an die Stelle, ihrer Natur nach, immer einseitiger Provinzial-Ansichten treten kann; wäre nicht die dringende Nothwendigkeit vorhanden, die Hilfe gleich zu benutzen, welche die neuen Abgaben darbieten, nicht die Unmöglichkeit, etwa einstweilen, Mittel auswärts zu finden, so würde der König die Meinung der Repräsentanten der Nation über das Steuer-System gern gehört haben, ehe er solches festgesetzt hätte. — Eine Berathung mit den jetzt bestehenden Provinzial-Ständen würde aber weder dazu geführt haben, die Meinung der Nation zu erfahren, noch hätte sie ein den Zweck erfüllendes Resultat liefern können. Mit sorgfältiger Ueberlegung aller Verhältnisse, ist daher das neue System hingestellt worden, in seinen Grundzügen, und die Absicht ist nicht, und darf nicht sein, diese umzuändern, aber indem verständige, und mit dem Ort bekannte Männer aus allen Provinzen und aus allen Ständen hier versammelt wurden, soll die Ausführung jenes Systems dadurch gesichert und erleichtert werden, daß genaue Kenntniß desselben bewirkt, daß Mißverständnisse gehoben, und die Berufenen in Stand gesetzt werden, nach ihrer Zurückkunft in den Provinzen auf die allgemeine Stimmung heilsam zu wirken, und Vertrauen und Folgsamkeit zu begründen, daß die Mitglieder der Regierungen Uebereinstimmung in ihre Ansichten bringen, und dann dazu beitragen, die Königlichen Verordnungen überall nach einerlei Grund-

säzen und ohne Aufenthalt, in Ausübung bringen zu lassen. Wo örtliche Verhältnisse es gebieten, sollen Modificationen angenommen werden, in so fern sie, unbeschadet den wesentlichen Grundlagen, anwendbar sind. — Hierüber, über die Beihilfe oder Erleichterungen, welche Unglücksfälle auf eine Zeit lang nothwendig machen, oder welche die Aufrechthaltung nützlicher Gewerbe heischt, über die Sicherstellung der Abgaben, durch zweckmäßige Kontrollen, durch solche, die zwar nicht lästiger sind, als es die Nothwendigkeit erfordert, aber doch auch nicht zu wenig strenge, damit der unredliche Defraudant nicht auf Kosten des rechtlichen Staatsbürgers gewinne, sollen sie ihre Meinung abgeben. Und das werden sie thun, mit dem reinen Patriotismus, mit der Unpartheilichkeit, die Männern eigen sein müssen, auf welche das Vertrauen des Königs und des Volks gerichtet ist. — Wo ist einer unter uns, sagte er, der es bezweifelte, wie wehe es dem Herzen unsers geliebten Monarchen thut, in einer so verhängnißvollen, durch so manche Umstände drückende Zeit, seinem Volke Lasten auflegen zu müssen, während er es nur mit Wohlthaten überhäufen, und die geschlagenen Wunden, ohne Schmerz heilen möchte? Aber es wäre auch Beleidigung, bei ihnen allen, ohne Ausnahme, nicht wahren Patriotismus, Anhänglichkeit an den König und an den Staat, und Entfernung von Vorurtheilen und Egoismus voraussetzen zu wollen. Viele unter ihnen haben hievon die un-

zweideutigsten Beweise gegeben, die andern erwarten nur die Gelegenheit. — Alle sind sie bereit zu großen Aufopferungen, alle wollen sie gewiß gleich tragen die allgemeine Last. — Nur Grundsätze der allgemeinen Gerechtigkeit und Billigkeit sollen sie leiten, solche, die unsere späten Enkel noch billigen werden. Und wenn gleich ihre Ansichten über die Mittel zum Zweck, noch verschieden sein mögen, so wollen sie doch gewiß nur Alle ein und dasselbe Ziel erreichen, und wie dieses geschehen könne, unbefangen zu prüfen, und darüber sich zu vereinigen trachten. Sie werden zwar nicht vergessen, was das Wohl der Provinz oder der Stadt erfordert, zu der sie gehören; aber sie werden eingedenk sein, daß ihr Standpunkt hier höher genommen werden müsse. Sie werden sich als Bürger des ganzen Staats betrachten, das einzelne Wohl, das einzelne Interesse dem des Ganzen unterordnend, hiedurch ihre Meinung zu bestimmen wissen. — Es bedürfe für sie keiner Schilderung des erlittenen Unglücks, um sie zu überzeugen, daß wir unser Heil nur in der Ergreifung außerordentlicher und kräftiger Mittel finden können. Aber es kann uns zum Troste gereichen, daß diese Mittel vorhanden sind, wenn wir sie, wie Männer, denen nicht zu klagen, aber zu handeln und Opfer nicht zu scheuen ziemt, mit Muth ergreifen. — Sie liegen aber keinesweges allein in dem Aufbringen des nöthigen Geldes, um uns der uns aufliegenden Kriegs-Kontributionen und Schulden zu entledigen. Nur

Kurzsichtige, und mit den ältern und neueren Begebenheiten nicht vertraute Beobachter können dies verneinen — könnten es verkennen, daß in den großen Veränderungen, die allenthalben um uns her vorgingen, laute Aufforderungen liegen, nicht zu einer tadelnswerthen Nachahmung, aber zu einer klügern Aneignung solcher Grundsätze, Verfassungen und Einrichtungen, welche aus dem Fortschreiten des menschlichen Geistes und den veränderten Ansichten der Dinge folgen, gegen die das Alte sich vergeblich zu erhalten strebt. — Und wie viel glücklicher sind wir als andere, wenn dieses, ohne gewaltsame Erschütterungen, durch den edeln Willen eines gerechten und einsichtsvollen Königs, und durch willige Annahme abseiten eines gebildeten, folgsamen und über sein wahres Beste aufgeklärten gutgesinnten Volks geschieht. — Das neue System — das einzige, wodurch Wohlstand begründet werden kann, beruhet darauf, daß jeder Einwohner des Staats, persönlich frei, seine Kräfte auch frei entwickeln und benutzen könne, ohne durch die Willkühr eines andern daran behindert zu werden; daß niemand einseitig eine Last trage, die nicht gemeinsam und mit gleichen Kräften getragen werde; daß die Gleichheit vor dem Gesetz einem jeden Staats-Unterthan gesichert sei, und daß die Gerechtigkeit strenge und pünktlich gehandhabt werde; daß das Verdienst, in welchem Stande es sich finde, ungehindert empor streben könne; daß in die Verwaltung Einheit, Ordnung und Kraft gelegt

werde; daß endlich durch Erziehung, durch echte Religiosität und durch jede zweckmäßige Einrichtung ein Nationalgeist, ein Interesse, und ein Sinn gebildet werde, auf den unser Wohlstand und unsere Sicherheit fest gegründet werden können. — Allgemeine Gewerbefreiheit ist eine Hauptbedingung des Wohlstandes. — Sie kann nur da Statt finden, wo die Abgaben zwischen Stadt und Land völlig gleichgestellt sind. Soll dies durch directe oder durch indirecte Abgaben geschehen? — Darüber ist lange gestritten. — Im preußischen Staate hat man längst den indirecten Abgaben den Vorzug gegeben, und auch jetzt haben sich die Meinungen einsichtsvoller Männer dahin vereinigt, daß bei den neuen Auflagen, die indirecte Besteuerung vorzüglich gewählt werden müsse. — Zu ihrer Beruhigung, fuhr er fort, will ich hier nur so viel sagen, daß die Schulden des Staats, an sich, nicht abschreckend groß sind, daß er, außer der Kontribution an Frankreich nur wenig an das Ausland zu entrichten hat, daß diese Kontribution, mit Einschluß der Zinsen, allernächstens zur Hälfte bezahlt sein wird, daß wir Hoffnung haben, die zweite Hälfte, durch Anrechnung des Werths von Kolonial-Waaren, die Frankreich übernommen, beträchtlich vermindert zu sehen, daß viele Forderungen an den Staat bezahlt sind, und eine ansehnliche Summe durch Kompensation mit Rückständen, welche die Königlichen Kassen zu fordern haben, getilgt werden, daß die laufenden Zinsen von allen Staatsschulden wie es

das Finanz-Gesetz vom 27. October vorigen Jahres verspricht, am 1. Juli dieses Jahres pünktlich abgetragen werden sollen, daß endlich beträchtliche Vorschüsse, zur Aushilfe verschiedener Provinzen und der Stadt Berlin geleistet worden sind. — Die Einnahmen und Ausgaben des Staats sind so gestellt, daß ein ansehnlicher Ueberschuß zur Staatsschuldentilgung übrig bleibt, und wenn uns die Vorsehung die Segnungen des Friedens erhält, und nur erst die Kontribution an Frankreich bezahlt ist, so dürfen wir mit Zuversicht hoffen, das Aufblühen unsers Wohlstandes und die Herabsetzung der Abgaben zu erleben. — Aber vorerst sind die größten Anstrengungen unvermeidlich, zumal da der Verkauf der Domainen und geistlichen Güter nur langsam von Statten gehen kann, und da von auswärtigen Anleihen, unter jetzigen Umständen wenig zu erwarten ist. — So lange es irgendwo möglich ist, wird die in dem Finanz-Edict vom 27. October v. J. angekündigte innländische Anleihe, wo nicht ganz, doch zum Theil, unterbleiben. Dagegen muß auf die Einbringung der neuen Abgaben mit desto größerem Eifer gesehen werden. — Man erinnere sich dabei daß ihr Betrag keineswegs ganz als eine dem Lande aufgelegte neue Last anzusehen sei, da dagegen manche ältere Abgabe wegfalle, als: die Accise auf sehr viele Artikel; man bedenke, daß große Summen, z. B. durch volle Bezahlung des Vorspanns, der Fourage und Magazinkorn-Abgaben dem Lande wieder zu gute kommen.

Endlich müsse vorzüglich noch ein Irrthum berichtigt werden. — In dem mehrgedachten Finanz-Edikt ist die Absicht angekündigt, die Provinzial- und Kommunal-Kriegsschulden einer genauen Prüfung zu unterziehen, zu liquidiren und auszugleichen. Man hat dies dahin mißverstanden, als ob die Absicht sei, die eine Provinz oder Kommune, ungerechter Weise, für die andere zahlen zu lassen; aber es ist gerade der umgekehrte Fall. — Allgemeine Lasten sollen, nach einem gerechten Verhältnisse auf das ganze vertheilt, auf besondere Unglücksfälle und bereits getragene Bürden soll Rücksicht genommen, die eine jede Körperschaft insbesondere treffende Schuld einer zweckmäßigen Verwaltung übergeben, und nach übereinstimmenden Grundsätzen behandelt, ein Tilgungsfond und die richtige Verzinsung gesichert, und die allgemeine Garantie des Staats dem Ganzen ertheilt werden. — Noch fehlt es an einer richtigen und bestimmten Quotisation der Provinzen, diese soll aus diesen Anordnungen hervorgehen. Und nun wollen wir uns mit redlichem Herzen, und mit dem festen Vorsatze vereinigen, in wechselseitigem Vertrauen unser wichtiges Geschäft zu beginnen und zu vollenden, mit steter Rücksicht auf die Pflichten, die ein jeder von uns sich gewiß, während der heutigen Versammlung, lebhaft vergegenwärtigt, und deren treue Erfüllung im Herzen feierlich angelobt hat. — Gott segne den König, das Land und unsere Bemühungen!"

Diese offene Erklärung fand bei den Abgeord-

neten der Gutsbesitzer keinen Eingang, sie scheuten jedes Opfer, wenn es gleich zum Besten führen sollte. Das Wohl des Ganzen, schien sie wenig zu kümmern, und die Vorrechte ihrer Kaste strebten sie aufrecht zu erhalten; diese waren durch das neue System sowohl in der Abgaben-Erhebung, wie in der sonstigen Verwaltung untergraben, und daher widersetzten sie sich allen Anordnungen der Regierung mit Heftigkeit. Vergebens suchte man sie zu besänftigen, vergebens setzte man ihrem Frevel Festigkeit und Ernst entgegen, und eröffnete ihnen, daß der König keine Rückschritte thun, sondern den betretenen Weg standhaft bis zum Ziele verfolgen werde. Die Stände des Lebusschen, Storkowschen und Bivskowschen Kreises erkühnten sich sogar, dem Könige eine höchst unehrerbietige Vorstellung zu übergeben, in welcher sich der Kastengeist im höchsten Maaße aussprach, alle bisherigen neuen Einrichtungen, so weit sie dieselben angriffen, für gefährlich und verwerflich schilderten, und hiebei so verletzend und rücksichtslos waren, daß der König bei aller Langmuth sich genöthigt sah, ernsthaft einzuschreiten. — Durch die Kabinets-Ordre vom 24. Juni 1811 ließ er zwei Gutsbesitzer und zwar von den Hauptschreiern der aristokratischen Partei aufheben und nach der Festung abführen, zwei Land-Räthe von ihren Aemtern suspendiren, und entließ seinen Hofmarschall, weil er ungeachtet er zu seinen Dienern gehörte, dennoch jenes unehrerbietige Libell unterschrieben hatte, ohne Pension. —

So fand der König bei seinen redlichen Bestrebungen, noch einen unbegründeten Widerstand und sein Herz welches durch den Kummer über die von Aussen her dem Staate zugefügten Leiden tief erschüttert war, mußte auch noch den Schmerz empfinden, seine Absichten von denen verkannt zu sehen, deren Wohl sein ganzes Leben und seine ganze Thatkraft gewidmet war.

Obgleich der König hier die Strenge hatte eintreten lassen, weil die Milde nichts mehr half, so war doch das Geschrei des Aristokratismus nicht ohne Wirkung, denn vieles Gute, was beabsichtigt war, gerieth ins Stocken; die Mahlsteuer ward durch das Gesetz vom 7. September 1811 über die Finanzen des Staats auf dem platten Lande und in den kleinen Städten, wieder aufgehoben, ein Blasenzins bei den Brennern eingeführt, und die Schlachtsteuer ermäßigt, eben so ward die Ausfuhr-Steuer der Wolle herabgesetzt. Wenn der König in ersteren auch einige Zugeständnisse machte, so sprach er doch auch dabei aus, daß er die Grundsätze:

„Gleichheit vor dem Gesetz, Eigenthum des Grund und Bodens, freie Benutzung desselben, und freie Verfügung über solchen, Gewerbefreiheit, Aufhören der Zwang- und Bann-Gerechtigkeiten und Monopole, Tragung der Abgaben nach gleichen Grundsätzen, Vereinfachung der Art ihrer Erhebung,"

keineswegs aufgeben wolle, da er sie als die heilsam-

sten für das Wohl der ihm von Gott anvertrauten Unterthanen aller Klassen halten müsse. —

Die Berufung der Landesdeputirten auf welche der König ein hohes Vertrauen gesetzt hatte, und von welcher er viel Ersprießliches für den Staat erwartete, verfehlte also ihren Zweck, und war im Gegentheil dem kräftigen Fortschreiten der Reorganisation des Staats hemmend entgegengetreten. Bei dem Volke ward aber gegen den sich so deutlich zeigenden Kastengeist die Erbitterung gesteigert, der Koriphäe der Aristokratie war Adam Müller, der mit gewandter Feder für sie schrieb, wogegen aber die Volkspartei auch nicht schwieg, und Flugschriften erschienen von beiden Seiten, von welchen ihrer Heftigkeit wegen, manche verboten wurden. Die Versammlung der Landesdeputirten ging im September 1811 wieder auseinander, aber bei allen Bemühungen hatten sie zwei wichtige Gesetze nicht zurückhalten können; das erste war vom 7. September 1811, betreffend die polizeilichen Verhältnisse der Gewerbe, in welchem alle Modalitäten für den Betrieb derselben, welche deren Freiheit nothwendig machte, genau bestimmt wurden; das zweite, das Edict vom 14. September 1811 betreffend die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse, und das mit demselben in der genausten Verbindung stehende Landes-Kultur-Edict von demselben Tage.

Der König fühlte die Nothwendigkeit eines Standes von kleinen freien Besitzern ländlicher Grund-

stücke, oder eines kräftigen Bauerstandes, denn aus diesem entstand der Stamm seines Heeres. Der Leibeigene, derjenige, welcher nicht eine Spanne Bodens sein nennt, und sie auch nicht zu erwerben das Recht hat, konnte nicht mit der Anhänglichkeit seinem Vaterlande zugethan sein, wie der Sohn, der Bruder, der Angehörige eines Eigenthum besitzenden Bauern. Nur durch den eigenthümlichen Besitz eines Grundstücks konnte der Patriotismus bei dem Stande des Landmanns geweckt und erhoben werden. Von einem kräftigen Bauerstande konnte er Unterstützung erwarten, wenn das Unglück von neuem ihn nöthigte, größere Anforderungen an das Land zu machen. —

Von der andern Seite war er überzeugt, daß die eigentlichen Quellen des Wohlstandes für Preußen, wie es damals bestand, im Landbau beruhten. Der Handel lag darnieder, eine große Gewerbthätigkeit herrschte, ungeachtet aller Mühe, die sich Friedrich der Große gegeben, und ungeachtet der großen Summen, welche er verwendet hatte, um Fabriken zu beleben, in Preußen nicht, wenn wir nicht vielleicht einen Theil Schlesiens ausnehmen. — Der Landbau gewährte durch die Ausfuhr des Getreides aus den Ost-See-Häfen, sichere Hilfsquellen für die Bedürfnisse des Staats, und für den Wohlstand der Einwohner. Um diesem aufzuhelfen, mußte gleichfalls ein Stand von eigenthümlichen kleinen Grundbesitzern geschaffen werden, denn nur dieser würde dem Grund und Boden den höchsten Ertrag abge-

winnen, aber nicht der Miethling, oder der Leibeigne, welchen kein Interesse an die Erdscholle die er bebaute, fesselte, weil er kaum für sich, geschweige denn für seine Kinder arbeitete. Aber auch außerdem mußten die Hindernisse weggeräumt werden, welche der bessern Kultur des Bodens entgegen standen, dieses waren die Frohndienste, und die mancherlei Beschränkungen, mit welchen Gemeinheiten und Grundgerechtigkeiten, und auch persönliche Verhältnisse das Aufstreben das Landbaues fesselten. — Es lag eine unglaubliche Kraftverschwendung, beides, von Menschen und Anspannung in diesen Frohndiensten, denn der Fröhner kam spät auf den Dienst, und verließ ihn früh wieder, belud seinen Wagen, welcher mit schlechtem Vieh bespannt war, mit unbedeutenden Lasten, zauderte und faullenzte, wo er konnte, und bearbeitete den Boden so schlecht, daß er der Herrschaft nur geringe Erträge gab. — Alle diese Mißverhältnisse abzustellen, war der Zweck der Gesetze vom 14. September 1811, welche als Grundlage des ganzen Cyclus von agrarischen Gesetzen dienen, welcher Friedrich Wilhelms Unsterblichkeit als Gesetzgeber begründet hat. Hierauf ist die Gemeinheitstheilungs-Ordnung und die Ablösungs-Ordnungen der Dienste und Abgaben u. s. w. gebaut worden. —

Die Leibeigenschaft war durch das Gesetz vom 9. October 1807 aufgehoben, hiemit war der erste Schritt zur Verbesserung des Landbaues geschehen, indem der Landmann frei ward. Das Edict vom

14. September 1811 schuf einen eigenthümlichen Bauerstand, indem er die Gutsherrn nöthigte, den Bauern die Höfe, welche sie bis dahin pachtweise, oder auf Lebenszeit, oder auch erblich unter großen Beschränkungen besaßen, zum freien Eigenthum gegen eine Entschädigung, welche nach ihrer Wahl, in Land oder in einer Abgabe von Getreide bestehen konnte, zu überlassen. Hiemit wurden zugleich alle Frohndienste aufgehoben, und nur einige wenige Hilfsdienste auf 12 Jahre vorbehalten, um die Zerrüttung der Vorwerks-Wirthschaften welche eine so gänzliche Umwälzung der Gestaltung derselben nach sich ziehen konnte zu verhindern. In den Domainen war der König längst mit einem guten Beispiel vorgegangen, und den weisen Maaßregeln seiner erlauchten Vorfahren gefolgt. —

In allen Provinzen waren die Bauern in den Domainen nach und nach vom Dienst befreit, und ihnen die Höfe zu erblichen Rechten überlassen worden, in Preußen war solches mit einem Schlage durch das Gesetz vom 27. Juli 1808 geschehen, und ihnen sogar das unbeschränkte Eigenthum der Höfe übertragen. — Durch das Gesetz vom 14. September 1811 ward die Maaßregel allgemein. —

Keine von den weisen Regierungs-Maaßregeln des Königs ist so angefeindet worden, wie diese. — Man schrie über Gewalt welche den Gutsbesitzern angethan würde, indem man sie zwänge, ihr Eigenthum fort zu geben, man klagte über die Verletzung

des Rechts-Princips, und übersah das viele Gute und Herrliche welches daraus entsprungen ist. — Friedrich Wilhelm hat aber das Rechtsprincip nicht verletzt, sondern dies ist schon früher geschehen. Nach älteren Gesetzen, durfte schon kein Gutsherr bei namhafter Strafe einen Bauerhof einziehen, sondern mußte ihn stets besetzt erhalten, er mußte ihn dergestalt erhalten, daß er stets die öffentlichen Abgaben, die Fuhren, die Lieferungen und sonstige Lasten tragen konnte, und daher durfte er seine gutsherrlichen Leistungen nicht erhöhen, er haftete selbst für die öffentlichen Lasten, wenn der Bauer sie nicht entrichtete oder entrichten konnte, er mußte ihn mit Feld, Vieh und Wirthschafts-Inventarium, mit Brod und Saat-Korn versehen, wenn es ihm daran fehlte, und gewöhnlich hatte der liederliche Wirth im Frühjahr schon den Ertrag seiner letzten Ernte verzehrt, und meldete sich, um Saat- und Brod-Korn bis zur nächsten zu erhalten, welches ihm gereicht werden mußte. Dieses geschah freilich gewöhnlich begleitet mit einer derben Züchtigung, die doch wenig Eindruck auf den schlechten Wirth machte. Der Gutsherr mußte ferner den verarmten oder erkrankten Bauer unterhalten. — Alle diese drückenden Lasten des Gutsherrn, hob jenes Gesetz auf, und entschädigte denselben für den Nutzen, den er von dem Hofe gezogen hatte, und für die beschränkten Rechte, die ihm noch daran zustanden. — Wo ist hierin eine Verletzung des Rechtsprincips zu finden? — Der Erfolg hat die weise Einrichtung

bewährt, und nachdem sie durchgeführt worden, klagte kein Gutsbesitzer mehr darüber, daß er verletzt sei, denn jeder hat eingesehen, daß er hiebei gewonnen hat. Besonders hat der Gutsherr dadurch gevortheilt, daß der Acker mit eigener Anspannung bearbeitet, besser bestellt wird, als es durch die Frohnden geschah, und reichere Früchte trägt. — Wären die Dienste nicht aufgehoben, so hätte der Ackerbau nicht denjenigen hohen Aufschwung erlangt, die Kultur des Landes nicht den hohen Grad erreicht, auf dem sie jetzt steht, denn alle Verbesserungen, alle von Thaer, Koppe und andern empfohlenen Einrichtungen setzen eine sorgfältige Kultur des Bodens voraus, und diese war von den Frohnden-Arbeitern nicht zu erreichen.

Der König sprach sich über seine Absichten an dem Schlusse des Gesetzes dahin aus:

„Der Eifer Gutes zu wirken, hat hier ein großes und weites Feld, das allgemeine Interesse ruft ihn auf dasselbe, wir hoffen ihn auf allen Punkten zu finden, wo es Schwierigkeiten zu lösen giebt. Hierauf sei das Bemühen wahrer Patrioten gerichtet. Unsere Absicht dabei ist lediglich Unsern getreuen Unterthanen, sowohl den Rittergutsbesitzern, als den des Bauerstandes neue Beweise Unserer Liebe und Sorgfalt für sie zu geben, und Wir werden Unsere desfallsigen Bemühungen belohnt finden, wenn die Wohlthaten, die daraus entspringen, erkannt, und bald und allgemein benutzt werden.“ —

Hieran reihte sich das Landes-Kultur-Edict von demselben Tage, durch welches Er die Beschränkungen des Landbaues aus dem Wege räumen, und jeden in den Stand setzen wollte, seine Kräfte frei anzuwenden, um Grund und Boden, so weit seine Kräfte reichten, auf das vortheilhafteste zu benutzen. — Zu diesem Zweck verordnete er:

Daß jeder Grundbesitzer befugt sein sollte, über sein Grundstück in so weit frei zu verfügen, als nicht Rechte, die einem Dritten darauf zustanden, dadurch verletzt werden. —

Er gestattete, daß jeder sein Grundstück vergrößern und verkleinern dürfe, und begünstigte die Parcelirung der ohnehin zu großen Güter, damit die Zahl der, mit Eigenthum ansäßigen Landleute vermehrt ward, damit der Ackerbau mehr Hände gewinne, und dieser in Folge der freiwilligen größeren Anstrengungen mehr Ertrag als bisher liefern sollte. — Um diese Vereinzelung zu erleichtern, gestattete das Gesetz bei Erbpachten die Ablösung des Kanons durch Kapital, bestimmte, daß die Staats-Abgaben denselben nicht hinderlich sein sollte, hob die bis dahin vom Staat über Privat-Waldungen geführte Ober-Aufsicht auf, und räumte den Eigenthümern die freie Benutzung derselben ein, ordnete an, daß keine neue beständige Dienste wieder eingeführt werden sollten, bewilligte, daß auch Ausländer die Pachtungen von Domainen übernehmen konnten und versprach die baldige Ertheilung einer Gemeinheits-

theilungs-Ordnung, welche durch die Kriegs-Unruhen aufgehalten ward, und erst im Jahre 1821 erschien. In deren Erwartung wurden schon jetzt mehrere, die freie Verfügung über Grund und Boden, und Beschränkung der Servituten enthaltende Vorschriften ertheilt z. B. rücksichtlich der Benutzung der Weide in den Wäldern, des Rasen-Hauens, des Raff- und Leseholz-Sammelns.

Der König schloß dieses Gesetz mit den Worten:

„Es ist für Unser Gefühl höchst erfreulich, daß Wir dahin gekommen sind, alle Theile unserer getreuen Nation in einen freieren Zustand zu versetzen, und auch den geringsten Klassen die Aussicht auf Glück und Wohlstand eröffnen zu können.“ —

„Wir erflehen den Seegen der Vorsehung für unser braves Volk, und für die Bemühungen, die Wir ferner anwenden werden, den Zustand des Ganzen wie des Einzelnen möglichst zu verbessern,“ —

und wer vermöchte es zu bezweifeln, daß dieses Königliche Flehen, aus einem landesväterlichen, sein Volk liebenden Herzen gekommen sein sollte?

Die Benutzung des Wassers entging eben so wenig seiner Aufmerksamkeit, und auch hiebei wollte er die Beschränkung des Eigenthums mildern, daher erschien unterm 15. November das Gesetz wegen des Wasserstauens bei Mühlen, und Verschaffung der Vorfluth, wodurch diese Verhältnisse mehr geordnet,

oder die Ordnung derselben wesentlich erleichtert ward. —

Zu den merkwürdigen, in das Organische der Verwaltung eingreifenden Gesetzen des Jahres 1811 gehört:

das Gesetz vom 1. Februar 1811, durch welches bei Injurien-Sachen die Privat-Genugthuung aufgehoben war. —

Die Verordnung vom 28. März, durch welche die Amtsblätter eingerichtet, und die Publikation der Gesetze durch diese, und durch die Gesetzsammlung, als die allein kraftgebende angeordnet ward.

Das Militair-Kirchen-Reglement vom 28. März, die, den milden Sinn des Königs bekundenden Verordnungen vom 24. April, in welcher er die körperliche Züchtigung der auf Zeitlebens verurtheilten Verbrecher aufhob, und vom 19. Juni, nach welcher der todeswürdige Verbrecher nicht mehr durch die unsichere Hinrichtung mit dem Schwert, sondern durch die unfehlbare mit dem Beil, seine Strafe erleiden, und ihm so die möglichen Qualen eines Fehlhiebes erspart werden sollten. —

Endlich verdient das Edict vom 13. December bemerkt zu werden, welches die Umschmelzung der Scheidemünze in Courant verordnete, die Prägung der Silbergroschen anordnete, und der durch die Franzosen verrufenen Scheide-Münze, so lange sie noch herrschend war, einen festen Cours bestimmte.

Das Jahr 1812 begann schon unter trüben Aussichten, indem sich der politische Horizont von neuem verfinsterte, dennoch wurden über die Sorgen, welche jetzt von neuem das Herz des Königs bestürmten, die Einrichtungen im Innern nicht vergessen. —

Das merkwürdigste Gesetz war dasjenige vom 11. März 1812, betreffend die bürgerlichen Verhältnisse der Juden. Der König hatte beschlossen, den jüdischen Glaubensgenossen in der Monarchie, eine neue Verfassung zu geben, und sie sämmtlich für Einländer und Preußische Staatsbürger zu erklären. — Die Einräumung dieses Vorrechts ward aber davon abhängig gemacht:

Daß sie bestimmte Familien-Namen führen, und sich bei Führung ihrer Bücher, und Abfassung ihrer Verträge der deutschen Sprache, und bei ihren Unterschriften deutscher oder lateinischer Schriftzüge bedienen sollten. —

Viele Beschränkungen hatten, wie in andern Ländern, so auch in Preußen auf den Juden gelastet, der jüdische Glaubensgenosse konnte weder hohe noch niedere Schul-Aemter bekleiden, noch ein Gemeinde-Amt verwalten. Er durfte sich nicht niederlassen, wo er wollte, keine Grundstücke ankaufen, ohne höhere Erlaubniß, die selten ertheilt ward, noch weniger jedes christliche Gewerbe treiben; selbst ihr Ehebündniß ward von einer höheren Bewilligung abhängig gemacht. Dabei lasteten auf ihnen eine Menge Abgaben, welche christliche Glaubensgenossen nicht kannten.

Alle diese Beschränkungen wurden aufgehoben, die Juden sollten gleiche Lasten wie die übrigen Einwohner des Staats tragen, auch dem Militair-Dienst sich unterziehen, aber auch in allen rechtlichen Verhältnissen, blos diejenigen ausgenommen, welche sich auf ihren besondern Kultus bezogen, mit ihnen nach gleichen Gesetzen beurtheilt werden. —

Die Juden haben es stets dankbar erkannt, welche Wohlthat ihnen Friedrich Wilhelm zufließen ließ. —

Ein zweites Gesetz vom 23. Juni 1812 errichtete zu einem ehrenvollen Andenken der aufgelösten Ballei des Johanniter-Ordens, den Königl. Preußischen Johanniter-Orden, und ernannte den letzten Heermeister, den Bruder Friedrich des Großen, Prinz Ferdinand zu dessen Großmeister. Sein Nachfolger ward der Bruder des Königs Prinz Heinrich, welcher auch schon bis zur Auflösung des Ordens Coadjutor des früheren Heermeisterthums gewesen war. —

Durch einen Königl. Befehl vom 24. April ergingen über die Verordnung vom 7. October 1810 wegen veränderter Verfassung der obersten Staatsbehörden mehre Bestimmungen. Der Staatskanzler behielt die Leitung der Angelegenheiten im Innern und der Finanzen, dagegen war der Staats-Rath noch nicht organisirt, und in dessen Stelle sollten sämmtliche Staats-Minister, und die Chefs der verschiedenen Abtheilungen sich unter dem Vorsitz des Staats-Kanzlers wöchentlich einmal versammeln;

der Geheime-Rath von Schuckmann erhielt neben dem Departement des Kultus, das allgemeine Polizei-Departement, mit Ausschluß der Sicherheits-Polizei, welche nebst der höhern Polizei der Oberkammerherr Fürst von Wittchenstein als Geheimer Staats-Rath leiten sollte; das Gewerbe- und Handels-Departement erhielt der Geheime Staats-Rath Sack; die Verwaltung der Staats-Einkünfte im Finanz-Ministerio behielt der Staats-Rath v. Heydebrak, das Etats-Kassen-Wesen leitete Staatsrath von Oelsen, die Geld-Institute des Staats, das Schuldenwesen desselben, die Lotterie, die Münze, das Salz-Monopol, ferner das Kreditwesen der Provinzen, Körperschaften und Städte, ward unter Ober-Aufsicht des Staats-Kanzlers, dem Geheimen Staats-Rath Stägemann übergeben.

Die erste Hälfte der Kontribution war an Frankreich mit Benutzung anderer Hilfsquellen abgetragen worden, die Hoffnung welche der König geäußert, er werde außerordentliche Beiträge aus dem Vermögen der Unterthanen entbehren und dennoch die Verpflichtungen des Landes gegen Frankreich erfüllen können, wurde dadurch vereitelt, daß der König von Napoleon gezwungen, neue Kriegsrüstungen gegen Rußland machen mußte, welche einen neuen Aufwand erforderten, wozu noch die ungeheuern Summen kamen, welche ein neuer Durchmarsch fremder Truppen durch das Land machte, daher war er genöthigt, die Kräfte des Landes anzustrengen und die Vermögens- und

Einkommens-Steuer durch das Edict vom 24. Mai 1812 auszuschreiben. Jenes besteuerte er mit 3 pro Cent, dieses wurde wenn es unter 300 Thaler betrug mit 1 pro Cent, und über 300 Thaler — mit 5 pro Cent besteuert. — Jeder sollte, um der gehässigen Form bei der Erhebung der Steuer zu begegnen, sein Vermögen selbst abschätzen, wobei jedoch den Behörden frei gestellt ward, die Angaben zu prüfen, und wenn die Prüfung gegen ihn ausfalle, die Hälfte der verschwiegenen Summe, als Strafe einzuziehen. Diejenigen, welche nur von der Anwendung ihrer Körperkraft lebten, sollten 12, und Handwerker, deren Einkommen nicht 100 Thaler betrage, 18 gute Groschen zahlen. — Die Ausführung des Gesetzes machte eine ganze Reihe von Anordnungen nöthig. —

Endlich erschien auch noch ein Gesetz, welches viele Anfechtungen erlitten hat. Es ist das Edict vom 30. Juli 1812, wegen der Errichtung der Gens-d'armerie. —

Eigentlich enthält es eine Kreis-Kommunal-Ordnung, und der Zweck derselben war, Einheit in die Verwaltung des platten Landes und der kleinen Städte zu bringen, sie sollte sich gewissermaßen der Städte-Ordnung anschließen. —

Die Administration des Kreises ward einem vom Staate ernannten Kreis-Director übertragen, dem eine bewaffnete Macht zur Ausführung seiner Befehle beigegeben ward, und so spricht nur ein Theil des Gesetzes von demjenigen, was die Ueberschrift des

Ganzen bezeichnet. Das Volk glaubte darin eine zu große, aber noch dazu unvollkommene Annäherung an die französischen Einrichtungen zu finden, weil es schien, als ob den Kreis-Directoren, die Macht der Präfecte eingeräumt wäre; indessen war die Besorgniß überflüssig; die Hauptsache, diese Kreis-Ordnung, war noch in den wenigsten Kreisen eingeführt, als sie bereits am 17. Februar 1817 aufgelöst ward; nur die Gensd'armerie blieb, und was Ordnung und Sicherheit im Lande, Ruhe und Heiligkeit des Eigenthums diesem ausgezeichneten, anfangs so bitter angefeindeten Corps zu danken hat, und noch täglich verdankt, darüber kann nur eine Stimme sein. Nur die Feinde der Ordnung konnten beim Fest auf der Wartburg, und in so mancher, einen revolutionairen Ton athmenden Flugschrift, ein Institut anfechten, welches mit Recht die Achtung jedes Gutgesinnten genießt. — Die übrigen Verordnungen des Jahres 1812 sind weniger von einem allgemeinen Interesse. Da mit 1813 dem Staate eine neue Aëra aufging, so wenden wir uns zu der Erzählung der äußern politischen Verhältnisse, in welche der König um diese Zeit verwickelt war.

Wir schlossen bei der Darstellung der politischen Weltbegebenheiten, welche den König und seine Länder berührten, mit dem Tilsiter Frieden, und haben den Druck erzählt, in welchem Preußen und sein Han-

del durch Napoleon gehalten ward, so weit derselbe auf die innere Verwaltung des Landes von Einfluß war. — Wir haben gezeigt, welche unendlichen Anstrengungen das Land machte, um seine Verbindlichkeiten gegen Frankreich zu erfüllen, und die gänzliche Räumung desselben zu bewirken, wie aber Napoleon nur auf neue Ränke sann, um die gänzliche Verarmung Preußens zu bewirken, oder doch zu verhindern, daß es sich jemals wieder erholen könnte, und wirklich unterlag jeder Redliche schon der Besorgniß, daß Preußen seinen Verpflichtungen unterliegen müsse, als durch den neu ausbrechenden Krieg mit Oestreich wieder ein Strahl der Hoffnung auf Rettung erwachte. Das Gewitter brach von Portugal aus. Dieses, stets in der engsten Verbindung mit England, hatte sich der strengen Kontinental-Sperre nicht unterwerfen wollen, sondern schwankte, indem es Napoleons Forderungen bald einräumte, bald seine Kränkungen ertrug, bald aber auch die Neigung, welche es zu England zog, befriedigte, und die demselben so nöthige Handelsverbindung benutzte. — Kaum vier Monate nachdem der Tilsiter Friede abgeschlossen war, sandte Napoleon ein Heer unter Junot über die Pyrenäen, Napoleon dekretirte unterm 27. October 1807, daß das Haus Braganza aufgehört hätte zu regieren, und die Königliche Familie schiffte sich am 27. November ein, um ihre Zuflucht in einem fremden Welttheile, in Brasilien zu suchen. —

Spanien welches hier zur Unterdrückung seines

Nachbarstaates mitgewirkt hatte, ward eben so schnell von der rächenden Nemesis ergriffen. Es herrschte dort der Günstling des schwachen Königs Karl des IV. und seiner Gattin, Don Emanuel Godoy, der Gegenstand des allgemeinen Hasses der Nation. Der Kronprinz Ferdinand stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen, um ihn zu stürzen, das Geheimniß dieser Verschwörung ward entdeckt, es erfolgten Verhaftungen, der König verzieh erst seinem Sohn, bald aber entstand ein gegen den Emanuel Godoy gerichteter Volks-Auflauf, welcher die feierliche Thron-Abtretung des Königs an seinen Sohn Ferdinand, den 19. März 1808 zur Folge hatte. — Diese Unruhen gaben Napoleon eine erwünschte Gelegenheit, sich in die Angelegenheiten Spaniens zu mischen. — Unter dem Vorwande, Verstärkungen nach Portugal zu senden, ließ er ein zweites Heer nach Spanien einrücken, und lud Vater und Sohn nach Bayonne ein, um vor ihm, als dem Vermittler ihrer Streitigkeiten zu erscheinen. — Beide, an sich schwach, und noch eingeschüchtert, durch die Macht der Franzosen, erschienen daselbst, und gaben dort der Welt ein unerhörtes Schauspiel. Karl der IV. trat seine Krone feierlich an Napoleon ab und Ferdinand verzichtete für ewige Zeiten auf sein Nachfolge-Recht; sie wurden gleichsam als Gefangene in das Innere Frankreichs abgeführt. Napoleon schenkte die Krone Spaniens und beider Indien an Joseph, seinen Bruder. Die Welt erstaunte, über diese neue Gewaltthat, aber

in dieser lag der Keim zu dem Untergang, welcher den Mächtigen und seine Napoleoniden, nachdem ihn noch einmal das Glück mit Uebermaß begünstigt hatte, in wenigen Jahren als Folge hievon, ereilte. —

Das Volk der Spanier, so wie der Portugiesen, konnte, wenn gleich verlassen von ihren angestammten Herrschern, das Spiel, welches mit ihren Thronen getrieben ward, nicht ertragen. — Fast zu gleicher Zeit, brach in Oporto und Cadix der Aufruhr aus. Volk, Adel und Geistlichkeit vereinigten sich, um das fremde Joch abzuschütteln; das Volk sah seinen Stolz beleidigt, indem es von Paris aus, Befehle annehmen sollte, der Adel fürchtete seine Vorrechte zu verlieren, die Geistlichkeit, daß sich ein freier Sinn über das erstere verbreiten werde. — Das Volk stand auf, der Sturm brach los, der Adel leitete ihn, und die Geistlichkeit entflammte die Gemüther, indem sie den Kampf einen heiligen nannte. — England welches wieder neue Wege für seinen Handel sich eröffnen sah, schickte Waffen, Munition, Kleidungen und Hilfs-Völker. Binnen kurzer Zeit stand die ganze Halbinsel in Flammen; die Garnison von Cadix ergab sich, ein Französisches Heer kapitulirte umzingelt in der Sierra-Morena, und zwar gerade an dem Tage, als der neue König in Madrid seinen feierlichen Einzug hielt. Wenige Wochen dauerte nur sein Regiment, kaum thronte der Emporkömmling im Escurial, als er schon wieder Madrid verlassen mußte, und Ferdinand VII., wieder als König daselbst ausgerufen

ward. — In Portugal erlag Junot der Englischen dort gelandeten Streitmacht, und noch im Spätherbst waren beide Reiche größtentheils von den Fremdlingen gesäubert. — Napoleon befand sich gerade in Erfurth zur Zusammenkunft mit Alexander, welcher letztere den Zweck hatte, ihn zu bewegen, der Welt den Frieden wieder zu geben. Er sonnte sich gerade in den Strahlen seiner Größe, und empfing die Huldigungen der ihm unterworfenen Könige und Fürsten. Er hatte eben dem Prinzen Wilhelm von Preußen so harte Bedingungen wegen Rückzahlung der Kontribution gemacht, als er die Nachricht von den erlittenen Unfällen in Spanien erhielt. — Sofort eilte er nach Paris zurück, sammelte ein neues Heer, und rückte mit diesem in Spanien ein. — Zwar kämpfte er dort mit gewohntem Glück, es gelang ihm sogar, seinen Bruder wieder nach Madrid zurück zu führen, er konnte aber nur die Flamme des Aufruhrs unterdrücken, aber nicht auslöschen. Ueberall loderte sie von neuem auf, wo sie nicht gerade durch die Uebermacht der Franzosen beschränkt wurde. —

Schon drohte ihm ein Ungewitter von der andern Seite und zwang ihn aus Spanien zurück zu kehren. Oestreich wohl einsehend, daß ihm, als der einzigen Macht, außer Rußland, welche noch Widerstand leisten konnte, dasselbe Schicksal drohte, welches Spanien überfiel, und der Hoffnung von neuem Raum gebend, daß die Stunde der Befreiung aus den schimpflichen Banden geschlagen habe, hatte sich

von neuem mit England verbündet, und stand zu Anfang des März 1809 fürchterlicher als jemals gerüstet da, Napoleon zum Kampf herausfordernd.

Wie viele deutsche Herzen klopften freudig, wie viele Gebete stiegen zum Himmel empor, daß Gott den Waffen des Kaisers Franz Glück geben möge! — Nur die deutschen Fürsten konnten das Gefühl der Furcht vor Frankreichs Macht nicht unterdrücken, der Gedanke, daß dem Kaiser Napoleon die Weltherrschaft einmal vom Lenker der Schicksale beschieden sei, hatte sich ihrer bemächtigt, und der die Deutschen ehrende Gehorsam gegen die Befehle der Fürsten, zügelte ihre Völker, und unterdrückte die geheimen Wünsche, die sich in dem innersten Gemüthe der meisten ihrer Unterthanen erzeugten. Nur wenige einzelne Männer begannen den Kampf auf ihre eigene Hand. —

Der König hatte allen Aufforderungen, dem Rheinbunde beizutreten, standhaft widerstanden, und seine Völker können ihm nicht genug die Festigkeit verdanken, mit welcher er es that; doch jetzt stand er bei dem Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Oestreich von allen verlassen, und wenn er jetzt einer Partei beitrat, so schien die Vernichtung des Preußischen Staats unausbleiblich. — Auf eine unbegreifliche Weise gelang es ihm, seine Neutralität zu bewahren, doch eben jener Drang, der in dem Herzen jedes Preußen, noch mehr als in denjenigen der übrigen Deutschen lebte, Oestreich zu unterstützen,

und so die Befreiung Deutschlands von Napoleons Joch zu bewirken, der gewiß in dem Gemüth des Königs eben so lebendig herrschte, wie in demjenigen seiner Unterthanen, den er aber mit blutendem Herzen zu unterdrücken wußte, dieser mächtige Drang, der vier Jahre später Deutschland rettete, hätte beinahe die politische Existenz Preußens gefährdet, trotz dem, daß der König auf das strengste seine Verbindlichkeiten gegen Frankreich erfüllte, die abschlägliche Kontribution zahlte, die Franzosen, welche in den Oderfestungen standen, auf das reichlichste verpflegte, alle Handelsverbindungen mit England, und auch mit Portugal und Spanien aufhob und jede Uebertretung seines Gebots mit den härtesten Strafen bedrohte. —

Der Kurfürst von Hessen, und der Herzog von Braunschweig Oels, durch das Machtgebot Napoleons ihrer Länder beraubt, die dem Bruder Napoleons, Hieronimus, als König von Westphalen übergeben waren, warteten nur auf eine Gelegenheit um das Verlorene wieder zu erlangen. Sie hatten Truppen geworben, und standen in Böhmen, und waren der Stamm der verschiedenen Verzweigungen, welche sich nach Nord-Deutschland erstreckten, und welchem Schill in Preußen, Katte in der Altmark, Dörenberg und Maltitz in Hessen sich angeschlossen hatten. Sie rechneten sämmtlich darauf, daß es nur eines Anstoßes bedürfe, und ganz Deutschland würde wie Spanien losbrechen, denn man kannte zwar die all-

gemeine Stimmung, aber berücksichtigte nicht das Pflegma des Deutschen, der sich in Geduld eine Zeitlang dem Drucke hingiebt, ehe er dem Unterdrücker die Ferse verwundet. Schill zählte auf den Tugendbund, welcher auch bereit war, für Deutschlands und Preußens Befreiung Gut und Blut zu wagen. — Der ehemalige Preußische Hauptmann Katte pflanzte in der Altmark zuerst die Fahne der Empörung auf; am Schluß des März 1809 drang er mit seiner zusammen gerafften Schaar in Stendal und Brieg ein, nahm die Kassen fort, und drang bis Magdeburg vor. Zwar erklärte ihn der König, und die Westphälische Regierung in die Acht, indessen gelang es ihm doch sich den ihn aufsuchenden Truppen zu entziehen, er entkam nach Böhmen und schloß sich dem Corps des Herzogs von Braunschweig an. —

In der Gemeinde Wolfshagen im Hessischen brach unter von Maltitz ebenfalls zu früh am 21. April 1809 ein Aufruhr aus. Von Dörenberg, Oberst des Garde-Jäger Regiments des Königs von Westphalen, ward ausgeschickt ihn zu unterdrücken, aber er versuchte seine Jäger zu bereden, sich der Bewegung anzuschließen, doch nur wenige folgten ihm, als er zu von Maltitz übertrat. Diese rückten dennoch auf Kassel vor, aber eine ihnen entgegen gesandte stärkere Truppen-Abtheilung zerstreute den zusammengelaufenen Haufen. Als Landesverräther erklärt, und verfolgt, retteten sie sich dennoch, und entgingen allen Nachstellungen. —

Schill der damals in Berlin stand, hatte mit Maltitz und Dörenberg Verbindungen unterhalten; Boten gingen hin und her, und wenn gleich nach den Grundsätzen der Verbindung zur Befreiung Deutschlands alle Nachrichten mündlich ertheilt werden sollten, so war man doch so unvorsichtig gewesen, Briefe zu wechseln, und sie aufzubewahren; diese wurden von der Westphälischen Regierung bei der Unterdrückung des Aufstandes in Hessen aufgefunden. Auch der König hatte von der Theilnahme Schills eine unbestimmte Nachricht bekommen, und beschloß ihn nach Königsberg zu berufen, um ihn diesen Verbindungen zu entziehen; Schill aber, welcher seine Absicht verrathen sah, glaubte nur allein darin Rettung zu finden, daß er losbrach, und dieses geschah, ehe der Befehl des Königs in Berlin ankam. — Er hatte wie gewöhnlich das ganze Frühjahr hindurch seine Husaren und Jäger, und die letzte Zeit stets mit vollständigem Gepäcke, vor den Thoren Berlins geübt, sie aber auch nach den Anstrengungen des Dienstes häufig schwadronweise in den öffentlichen Gärten bewirthet, und so sich die Liebe seiner Untergebenen, welche ihm schon von Kolberg her mit unbegrenzter Treue anhingen, dergestalt erworben, daß er dreist über ihr Leben gebieten konnte. —

Am 28. April führte er die von ihm befehligten Truppen ungefähr 600 Mann stark, wie gewöhnlich, vor das Thor, und kehrte nicht zurück. Er hatte ihnen die Nothwendigkeit loszubrechen vorgestellt,

jedem überlassen, ob er ihm folgen, und sein Schicksal an das seinige knüpfen, oder ihn verlassen und zurück kehren wolle. Keiner blieb zurück, alle schwuren ihm Treue. — In der Nacht vom 30. April zum 1. Mai folgten ihm noch 300 Füseliers vom Leibregiment, unter Guitzow. Mit Mühe hielt man die übrigen zurück, und selbst der Offizier, welchen das Gouvernement dem Schill nachschickte, um ihm das tadelnswerthe seines Schrittes vorzustellen und ihn zur Rückkehr zu bewegen, blieb bei ihm. —

Ganz Preußen erstaunte über die unerhörte That, aber in der freudigen Billigung sprach sich der Geist aus, welcher alle beseelte, und welcher später so glänzende Früchte trug. —

Schill wandte sich gerade auf Wittenberg, denn hier befanden sich alle Sächsischen Kassen und Artillerie-Depots, weil man in Dresden einen Besuch der Oestreicher fürchtete; er wollte die Festung mit einem Handstreich fortnehmen, aber der Kommandant war bereits gewarnt, er schlug ihm den Durchzug ab, verweigerte auch die Zahlung einer Kontribution die jener von ihm forderte. — Nun ging er über die vor der Stadt belegene Elbbrücke, welches die schwache Garnison nicht verhindern konnte, in das Dessauische, erhob dort Krigs-Kontributionen, und wandte sich nach Köthen, von wo der Fürst entflohen war. Er gestattete die Plünderung des Schlosses, weil der Fürst ein sklavischer Verehrer und lächerlicher Nachahmer Napoleons war, und bemächtigte sich der

Marställe. Eine Abtheilung unter Lieutenant Brünnow, ging auf Halle, zerstörte die Westphälischen Wappen, nahm die Stadt im Namen des Königs von Preußen in Besitz, verließ sie aber, wieder verstärkt durch eine große Anzahl Freiwilliger. Jetzt drang er auf Magdeburg vor. Bei Dodendorf hatte er ein blutiges Gefecht, in welchem er die von der Besatzung Magdeburgs gegen ihn abgesandten Truppen schlug, und ihnen 200 Gefangene abnahm; der Plan Magdeburg zu überraschen war vereitelt. —

Er hoffte daß das ganze Königreich Westphalen aufstehen, und sich ihm anschließen würde, dieses geschah aber nicht, nur loses Gesindel strömte ihm zu. Der König Hieronimus erklärte ihn für das Haupt einer Räuberbande und für vogelfrei; sein König gab der Berliner Garnison die höchste Mißbilligung seines Unternehmens öffentlich zu erkennen, und sandte den General Stutterheim nach Berlin, um die Sache auf das genaueste zu untersuchen; es ward sogar ein Kriegsgericht niedergesetzt, welches ihn als Nichterschienenen, des Todes schuldig erklärte. —

Schill hätte seinem Geschick entgehen können, wenn er gleich nach Stralsund ging, und sich dort einschiffte, oder sich nach Böhmen wandte und mit dem Herzog von Braunschweig vereinigte, statt daß er nun zwecklos in Niedersachsen umherschwärmte, und die Zeit verlor. Er nahm zwar die Meklenburgische Festung Dömitz ein, und machte sie zu seinem Waffenplatz, seine Truppen streiften bis Lübeck und

beunruhigten selbst Hamburg. — Aber überall klagte man über die Gewaltthätigkeiten seiner Leute, und schalt auf ihre Plünderungssucht, welche doch oft in ihrer Noth eine Entschuldigung fand. — Bald konnte Schill nicht einmal die Hoffnung mehr hegen, durch glänzende Waffenthaten der Strafe und der Schande zu entgehen, denn bald sammelten sich unter General d'Albignac einige tausend Franzosen und Westphalen. Zu ihnen stieß eine Holländische Division unter dem General Gratien, sie nahmen ihm Dömitz wieder ab, Meklenburger und Dänen unter General Ewald rückten auf ihn an, und von allen Seiten drohte seinem Haufen Vernichtung. Nur ein Weg nach der See zu, blieb ihm offen. Ueber Wismar und Rostock ging er, nachdem er noch ein Bataillon Meklenburger aufgerieben hatte, nach Stralsund, vor welchem er am 25. Mai 1809 ankam, und es nach einer unbedeutenden Gegenwehr einnahm. — Stralsunds Werke hatte Napoleon schon im Herbste des vorigen Jahres in die Luft sprengen lassen. Schill ließ mit ungeheurer Anstrengung auf den Ruinen der alten Werke Feldschanzen aufwerfen, und rüstete sich zur äußersten Vertheidigung.

Am 31. März erschien der Feind, bestehend in 7000 Holländern und Dänen; sie stürmten die Schanzen und Schill vertheidigte sich mit Löwenmuth. — Bald aber wurden die Erdwerke überwältigt, und man schlug sich in der Stadt. Hier war es, wo Schill in der Fahrstraße von Kugeln und Säbelhieben

verwundet sank. — Mit ihm hörte die Gegenwehr auf; leider hatten sich die Braven, welche ihm folgten und sich ihm anschlossen, nicht dem Vaterlande, sondern nur dem Versuche zur Rettung desselben geweiht, und ihr Blut und Leben fruchtlos zum Opfer gebracht. — Ein Theil seiner Angehörigen rettete sich auf Schiffe, segelte nach Swinemünde, und überlieferte sich auf Gnade und Ungnade ihrem Könige. Wer aber den Franzosen in die Hände fiel, büßte als Räuber; die Offiziere wurden erschossen, und die Gemeinen nach Spanien geschickt. Elf von den ersteren ruhen bei Wesel, sie erlitten den Tod wie Helden. — Diejenigen welche in Stralsund auf dem Platz geblieben waren, sind glücklicher als jene zu preisen. —

So endete Schill in einem Alter von 34 Jahren. Kühn und hochherzig, wie er war, ausgezeichnet durch seine Waffenthaten, fand er zu früh das Ziel der glänzend begonnenen Laufbahn. Seine Landsleute betrauerten tief sein Schicksal, man wollte seinen Untergang nicht glauben, obgleich sein Tod gerichtlich beglaubigt war; mit ihm ging die letzte schöne Hoffnung ins Grab. War seine That gleich widergesetzlich, so war ihre erste Quelle doch die reinste Vaterlandsliebe und darum lebt er im Andenken der Zeitgenossen, und wird in der Geschichte leben, wenn sie die Vertheidiger der deutschen Freiheit nennt. — Sein Haupt, welches ein Holländischer Wundarzt abgeschnitten, und nach Leiden geschickt hatte, war dort in Spiritus lange Jahre zu sehen, bis es endlich in

dem vergangenen Jahre an die Braunschweiger Regierung ausgeliefert wurde, um in dem Denkmal beigesetzt zu werden, welches dort zum Andenken der bei Braunschweig erschossenen Waffengefährten Schills errichtet worden ist. Dem weisen, festen und beharrlichen Benehmen des Königs ist es allein zuzuschreiben, daß dieser Ausbruch der Vaterlandsliebe nicht seinen Untergang herbei führte, und keinen nachtheiligen Einfluß auf die politischen Verhältnisse Preußens hatte. Beinahe gleichzeitig erfolgte der merkwürdige aber glücklichere Zug des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig Oels durch Nord-Deutschland. — Er hatte unterstützt durch das Geld des reichen Kurfürsten von Hessen, in Böhmen ein kleines Corps geworben, welches sich selbst das: „Corps der Rache" nannte. Die Uniform desselben, war schwarz, ihr Feldzeichen ein Todtenkopf. Auch er hatte wie Schill auf die Verbindungen mit den Unzufriedenen im Hessenlande gehofft, und wären diese nicht zu früh losgebrochen, hätten gleichzeitig Schill, Maltitz, Dörenberg und der Herzog von Braunschweig ihre Bewegungen angefangen, und sich mit einander vereinigt, so war es um das Königreich Westphalen geschehen. — Schill hatte schon geendet, als der Herzog von Braunschweig am 11. Juni in Verbindung mit den Oestreichern, unter dem Feldzeugmeister Am Ende, Dresden einnahm. Doch machte das Oestreichische Corps, welches unter Kienmayer gegen Junot und den König Hieronimus operiren sollte,

keine glänzenden Fortschritte, und der Herzog von Braunschweig, welcher mit seinen Schwarzen unter dessen Befehl stand, wäre unthätig geblieben, wenn nicht das Mißgeschick der Oestreicher ihn genöthigt hätte, sich auf seine eigene Kraft zu beschränken. — Oestreich hatte sein Geschick wiederum ereilt. Eine Reihe von unglücklichen Gefechten endigte mit der Besitznahme Wiens von Seiten der Franzosen, und mit der Schlacht von Wagram, dieser folgte am 12. Juli 1809 der Waffenstillstand. — Wahrscheinlich konnte sich der Herzog von Braunschweig diesem anschließen, da er unter Oestreichischem Befehl stand, er zog es aber vor, über die See nach England zu gehen, und von dort aus so lange als möglich gegen Frankreich zu kämpfen. Er versammelte seine Leute, stellte jedem frei, ob er zurück bleiben, oder ihn in das ferne Land auf dem gefährlichen Zuge begleiten wolle. — Wenige traten aus, die meisten glühend vor Wuth gegen die Unterdrücker Deutschlands, schwuren ihr Schicksal mit dem seinigen zu vereinigen. Mit 700 Reitern, 1200 Fußgängern, und 6 Stück Geschütz ging er über Leipzig nach Braunschweig, wo er wiederum feierlich von seinem Erbe Besitz nahm. Von dort ging er auf Hannover, dann über die Elbe, alle Westphalen, Holländer und Franzosen, welche ihm die Wege verlegen wollten, täuschend, oder aus dem Wege treibend, und kam glücklich in Bremen und Oldenburg an. Hier bemächtigte er sich der Schiffe, preßte die Matrosen, schiffte Ballast und Lebensmittel

ein, verkaufte die Pferde seiner Reiterei, versenkte die Munition, und ging am Mittag des 7. August unter lautem Jubel des Volks und seiner Krieger unter Segel, der Herzog hatte als der letzte seiner Schaar das Schiff bestiegen. —

Englische Kriegsschiffe empfingen ihn an der Mündung des Stromes; seine Beharrlichkeit, sein Muth und seine Entschlossenheit hatten das Wagstück gelingen lassen. —

Während Schill und der Herzog von Braunschweig für die Befreiung Deutschlands Glück und Leben opferten, hatte man den König von Seiten Englands und Oestreichs mit Anträgen bestürmt, um der Koalition beizutreten, aber in seiner bedrängten Lage hatte er weise alles vermieden, was den Argwohn der Franzosen rege machen konnte. — Ueber die Schillianer, welche sich selbst dem Könige überliefert hatten, ward Gericht gehalten, das in Schlesien belegene Fürstenthum Oels, dem Herzog von Braunschweig gehörig, eingezogen, und der Tugendverein, wie schon oben erzählt ist, aufgehoben. Die feste Haltung, welche der König bewies, durfte ihn nicht reuen, denn schon am 14. October 1809 wurde der Frieden zwischen Frankreich und Oestreich geschlossen. Freilich schlug dieser auch die letzte Hoffnung der Preußen, dereinst von Napoleons Druck befreit zu werden, nieder, denn er kostete Oestreich zweitausend Quadrat-Meilen, und 3,300,000 Einwohner. Auch diese Macht damals nur noch die einzige Stütze

Deutschlands, ward nun durch ihre Schulden, und durch die Zerstörung ihres Handels zu Grunde gerichtet. —

Der Gewaltige fuhr fort, seine Arme immer weiter auszustrecken. In dem Glauben an seine Unüberwindlichkeit handelte er jetzt als Schiedsrichter der Völker, und scheute nicht mehr die öffentliche Meinung, er spottete ihrer sogar. — Er war nicht mehr ein Eroberer, sondern ein gieriger Länder-Räuber. Am 17. Februar 1810 zog er, das heilige Recht der Kirche nicht achtend, Rom und den Kirchenstaat ein. — Am 9. Juli 1810, gerade als Preußen dort wegen einer großen Anleihe unterhandelte, um sich seiner Noth zu erwehren, hörte Holland auf, ein selbstständiger Staat zu sein. Napoleons Bruder Louis mußte vom Throne steigen, und sein Land ward dem Französischen Kaiserreiche einverleibt. — Preußen, welches noch immer die ungeheure Kontribution an Frankreich schuldig war, durfte keine Nachsicht von Napoleon hoffen; wenn es mit seinen fälligen Zahlungen im Rückstande blieb, und schon entnahm man aus manchen Aeußerungen der Französischen Minister, daß er beabsichtige, Schlesien an sich zu nehmen, wenn Preußen die gesetzten Termine nicht einhalte. Spätere Aeußerungen Napoleons haben es deutlich gezeigt, daß er hierdurch den mehrfachen Aufforderungen zur Zahlung der fälligen Raten auf einmal ein Ende machen wollte. — Es war überhaupt eine trübe Zeit; ein beunruhigendes Gerücht jagte das

andere, kein heiterer Blick begegnete dem andern, jeder Preuße seufzte unter dem allgemeinen Drucke. —

Nach Frankfurth am Main, und in die Hansestädte rückten Französische Truppen, angeblich um dem Schleichhandel mit England zu steuern; aber schon im November riß Napoleon die Hansestädte, Oldenburg und einen großen Theil von Westphalen, an sich, indem er erklärte, daß Frankreich nur in dem Besitz der nördlichen Flüsse Deutschlands eine Gewährleistung gegen Englands Schleichhandel finden könne. — Ohne Rücksicht auf die Freundschaft Alexanders, dessen Schwager, den Herzog von Oldenburg, Napoleon seiner Länder beraubte, ward diese Gewaltthat verübt, Alexander konnte überhaupt nicht mehr gleichgültig bei dieser Raubsucht Napoleons bleiben; vorzüglich tief aber empfand er die gegen seinen Schwager verübte Unthat. Zwar gingen die Kourire mit Freundschafts-Versicherungen hin und her. — Der Französische General Lauriston eilte nach Petersburg um Alexander zu besänftigen, und wenn auch Napoleon, durch sein Organ, den Moniteur, bei mehreren Gelegenheiten öffentlich erklären ließ, daß er hoffe den Frieden zu erhalten, so sah man doch zwei schwere Gewitterwolken im Osten und Westen heraufziehen, und es schien, als ob sie gerade über Preußen zusammenstoßen, und dort in einem fürchterlichen Kampfe ihre Blitze entladen würden. —

Von neuem ward der König auf das treuloseste von Napoleon behandelt, und gedrückt. — Ersterer

erklärte sich im Anfange des Jahres 1811 bereit, die Hälfte seiner Schuld an Frankreich abzutragen, und verlangte nunmehr dem geschlossenen Vertrage gemäß, die Räumung Glogaus, aber jener stellte neue Forderungen, von unbezahlten Rechnungen und rückständigen Zinsen auf, und als auch diese beseitigt waren, gaben die Franzosen dennoch die Stadt nicht zurück, vielmehr erlaubte sich dort der Befehlshaber die härtesten Bedrückungen gegen dieselbe, welche er in Belagerungs-Zustand erklärte. —

Die Besatzung der Oderfestungen sollte nicht 10,000 Mann übersteigen, Napoleon vermehrte sie allen Verträgen entgegen, bis auf 23,000 Mann, deren Verpflegung dem Lande monatlich 250,000 Thaler kostete. — Zwar erschien ein Französischer Beamte in Berlin, um die Mehrkosten zu liquidiren, welche die Franzosen erstatten wollten, aber er rechnete, und rechnete den ganzen Sommer hindurch, führte die Preußischen Beamten bei der Nase umher, und ging am Schlusse des Jahres unverrichteter Sache von dannen. —

Preußen hatte sich bereits sieben Etappen-Straßen gefallen lassen müssen, welche das Land in verschiedenen Richtungen durchschnitten. Napoleon bestand noch auf einer achten, welche Meklenburg mit Stettin vereinigen sollte, und außer derjenigen, welche von Stettin nach Danzig führte, ward noch eine über Deutsch-Krone und Konitz dorthin, und nach Warschau bestimmt. Der König mußte sich alles dieses

gefallen lassen. Die Franzosen durchzogen sein Land in allen Richtungen, und er war nicht mehr Herr in demselben. Die armen Bewohner der Etappen-Plätze auf den Militairstraßen wurden durch Einquartierungen und Requisitionen zu Grunde gerichtet, noch mehr aber, sie mußten sich auch oft die größten Mißhandlungen von den durchziehenden Truppen gefallen lassen. —

Inzwischen waren die Rüstungen von Seiten Rußlands und Frankreichs ungeheuer; die Besatzung Danzigs ward auf 20,000 Mann gebracht, Magdeburg mit 12,000 Mann besetzt; das Heer in Deutschland verstärkte sich täglich und rückte gegen die Elbe und Weichsel vor; die Polnischen, die Sächsischen und die Heerhaufen der Rheinbündner wurden vermehrt, die Blüthe der jungen Mannschaft ward überall ausgehoben, und wo sie sich in Frankreich sträubte, mit Gewalt fortgeschleppt. Eine ungeheure Menge Material an Munition, Lebensmitteln, Kleidungsstücken und Kriegs-Geräthen ward aufgehäuft, die Anstalten überstiegen den menschlichen Glauben.

Auch Rußland verstärkte unter dem Vorwande, einigen etwanigen Landungs-Versuchen der Engländer zu begegnen, seine Truppen an der Ostsee, und ebenso diejenigen Heerhaufen, welche an der Grenze des Herzogthums Warschau standen. Es wurde im Innern eine Art Landwehr gebildet, und endlich durch den Kaiserlichen Ukas vom 16. September eine Aushebung von einem Mann auf 500

Seelen in allen Provinzen des weiten Kaiserreiches befohlen, welche 130,000 Soldaten schaffte. Sie wurden in aller Eile von invaliden Offizieren ausgebildet, und gingen schon wehrhaft zu ihren Truppenabtheilungen ab. —

Schwedens König, Karl Johann, durch Napoleons Einfluß auf den Thron erhoben, wollte nicht den Aufforderungen seines Beförderes, sich gleichfalls gegen Rußland zu rüsten, folgen, darum züchtigte ihn dieser durch die Wiederbesetzung Stralsunds am 27. Januar 1812.

So wie sich die Französischen Truppen verstärkten, stieg auch der Uebermuth der Französischen Generäle bis auf den höchsten Gipfel. Der Kommandant in Glogau setzte die Peußischen Beamten ab, und bemächtigte sich aller ankommenden und abgehenden Briefe. — Ragg, Befehlshaber in Danzig, gestattete daß Französische Kaper die gesammte Küstenfahrt beunruhigten und Kauffahrtei-Schiffe fortnahmen. Hatte er doch selbst Antheil an diesen Raubschiffen. Endlich führten sie sogar Schiffe, die mit Preußischen Soldaten besetzt waren, aus dem Hafen von Swinemünde fort. Der Kommandant von Stralsund verletzte das Preußische Gebiet, indem er nach Anklam und Demmin Truppen sandte, und dort Haussuchung nach englischen Waaren halten ließ. — Die Erbitterung der preußischen Unterthanen gegen die Franzosen, war durch diese Plackereien, durch diese Eingriffe in die heiligsten Rechte eines Volks auf das höchste

gestiegen; doch man konnte nur Zähneknirschend in die Kette des Sklavenjochs beißen, welches auf dem armen Lande ruhte; an ein Zerbrechen war noch nicht zu denken. —

Bald war nun die Gewißheit des Krieges zwischen Rußland und Frankreich nicht mehr zu bezweifeln. Rußland verlangte die Räumung von ganz Preußen, von Hamburg, Lübeck und Bremen, und die Wiederherstellung des Herzogthums Oldenburg. England, die Wieder-Abtretung Spaniens an Ferdinand den Siebenten. Frankreich wollte dagegen wiederum in gar keinem Stücke diesen Anforderungen nachgeben. —

Die Lage des Königs war in dieser Zeit schrecklich. — Er liebte den Frieden, und doch war er zu schwach, um ihn erhalten zu können; an eine Neutralität war auch nicht zu denken, denn Napoleon erklärte, wer nicht mit ihm sei, wäre wider ihn. Von der einen Seite zog das Ungewitter gegen den treuen Freund Alexander auf und das königliche Herz wünschte diesem beizustehen; aber auf der andern Seite sah er die Wohlfahrt seines Hauses, und dessen Existenz bedroht, wenn er der Neigung seines Herzens, und der seiner Unterthanen folgte; ihn tröstete wohl nur die Ueberzeugung, daß er sich der gebieterischen Nothwendigkeit ergeben, und sich darin fügen mußte, was seines und seines Landes Wünschen entgegen strebte. —

Zwar versuchte noch der Preußische Gesandte, General von Krusemark, durch seine Vorstellungen

bei dem Pariser Kabinet, Preußen von dem drohenden Durchzuge der Franzosen zu befreien. Er berief sich auf das Völkerrecht; aber die Französischen Minister erklärten: eine jede Protestation sei unnütz, und der Wille des Kaisers durch unser unglückliches Land mit seiner Heeresmacht zu ziehen, sei unabänderlich. Unter diesen Umständen blieb nichts anderes übrig, als sich mit Frankreich zu verbinden; dieses geschah durch den Allianz-Vertrag vom 24. Februar 1812 in welchem dem Könige der Besitz seiner damaligen Länder garantirt ward. — Eine geheime Uebereinkunft verpflichtete ihn 20,000 Preußen den Franzosen zur Hilfe zu stellen, wofür ihm im Fall eines glücklichen Ausganges des Krieges eine Vergrößerung seiner Staaten versprochen ward. Es war die höchste Zeit, daß dieser Vertrag zu Stande kam, denn schon hatte der Französische Minister erklärt: daß, wenn Preußen nicht binnen 24 Stunden eine Konvention über den Durchmarsch der Truppen abschließe, Napoleon den Durchmarsch erzwingen würde. Außer dem Hauptvertrage wurden noch zwei geheime Konventionen abgeschlossen. —

Die erste bestimmte:

Das Hilfs-Corps solle aus 14,000 Mann Infanterie, 4000 Mann Kavallerie, 2000 Artilleristen mit 60 Geschützen bestehen, und mit doppeltem Munitions-Bedarf versehen sein. Kolberg solle außerdem mit 4000 Mann Preußen besetzt bleiben, in Potsdam durften, wenn der König dort bliebe 3000

Mann Preußen stehen bleiben, sonst nur 1200 Mann die Besatzung der Stadt ausmachen. 10,000 Mann Preußen sollten die Schlesischen Festungen besetzen, und 3000 Mann in Graudenz zur Besatzung bleiben. —

Die Französischen Heere und ihre Bundestruppen sollten die Preußischen Länder mit Ausnahme von Ober-Schlesien und der Fürstenthümer Breslau, Oels und Brieg, in allen Richtungen durchziehen, nur Potsdam sollte von den Durchmärschen befreit, und die Schlösser in Berlin und Charlottenburg, jedes mit einer Compagnie Preußen besetzt bleiben. — Kein Französischer Offizier sollte diese Schlösser ohne Erlaubniß des Preußischen Gouverneurs derselben betreten. —

Zwischen der Elbe, Oder, Weichsel und Niemen sollten keine anderen Preußischen Truppen bleiben, als die Gensd'armerie, und diejenigen welche zur Erhaltung der Ordnung nöthig wären. Preußen sollte die Verpflichtung zur Verpflegung der Französischen und verbündeten Truppen, so wie die Gestellung der Fuhren übernehmen, diese sollten liquidirt, und der Betrag auf die Kontribution in Abzug gebracht werden. — Eben so wollte Preußen wenn es nöthig wäre, Artillerie und Munition aus den festen Plätzen unter derselben Bedingung an die Französischen und verbündeten Truppen liefern, in so fern nicht diese Gegenstände zur Vertheidigung der Festungen selbst erforderlich sein sollten. Der König dürfe keine Truppen-Aushebung oder Zusammenziehung so lange

vornehmen, als das Land noch von den Franzosen besetzt sei. —

In der zweiten Konvention ward festgesetzt:

Daß während die Truppen des Kaisers der Franzosen sich in Preußen befänden, die Zahlung der Kontribution eingestellt würde. Der König mache sich verbindlich, in die Magazinen zum Gebrauch für die Franzosen aufschütten zu lassen: 200,000 Centner Roggen, 40,000 Centner Reiß und Hülsenfrüchte, 2 Millionen Flaschen Brandtwein, eben so viel Bier, 400,000 Centner Weizen, 650,000 Centner Heu, 350,000 Centner Stroh, 600,000 Scheffel Hafer; ferner zu gestellen 44,000 Ochsen, worunter 6000 Zugochsen und 15,000 Pferde. — 600,000 Pfund Pulver, 300,000 Pfund Blei, 3600 bespannte Wagen mit ihren Führern, welche in 20 verschiedenen Brigaden, und diese in drei Divisionen zwischen der Elbe und Oder, zwischen der Oder und Weichsel, und zwischen dieser und der Russischen Grenze aufgestellt werden sollten; ferner sollten Lazarethe für 20,000 Mann errichtet, und alle überflüssigen Lebensmittel aus Kolberg und Graudenz, nach Küstrin, Danzig und Stettin abgeliefert werden. — Der Werth aller dieser Gegenstände sollte aber auf die Kontribution in Abrechnung gebracht werden. —

Der König, wie immer treu allen übernommenen Verpflichtungen, machte sofort nach der Ratification der Verträge alle möglichen Anstalten, um dieselben zu erfüllen, und nun wälzten sich die ungeheuren

Französischen Heere, auf dreien Straßen über Leipzig, Magdeburg und Dresden durch Preußen dem Niemen zu. — 482,000 Mann und 80,000 Pferde zählte man das Heer stark, und jetzt sah man erst, welche unglaubliche Anstrengungen Napoleon gemacht hatte, und wie er auf alles bedacht gewesen war, um seinen Plänen den erwünschten Erfolg zu sichern. Es folgten dem Heere zahlreiche Wagen mit Brückengeräthschaften und Lazareth-Utensilien, ganze Bataillone von Krankenwärtern, Krankenwärterinnen, von Handwerkern aller Art, von Gärtnern mit Sämereien. Ganze Wagenzüge mit Baumaterialien und selbst mit Tafel-Glas beladen, um in dem unwirthlichen Rußland sofort Hütten bauen, die Felder bestellen, eine Anzahl Mühlen, um das gewonnene Getreide gleich mahlen zu können, eine Menge Wagen, beladen mit Eissporen, Feuerspritzen und eine große Menge von anderen Geräthschaften folgten dem Heer. — Es schien nicht ein Kriegszug, sondern eine wahre Völkerwanderung zu sein. —

Sofort wurden alle Häfen der Ostsee gänzlich gesperrt, und auch der Küstenhandel unterbrochen. Eigenmächtig, wie in einem eroberten Lande, schalteten die Franzosen mit ihren Bundesgenossen, den unglücklichen Preußen, und erlaubten sich die fürchterlichsten Erpressungen. Die preußischen Transport-Wagen, die das Land stellen mußte, wurden viele Meilen weit mitgeschleppt, und gingen mit ihrer Anspannung den Eigenthümern verloren, wenn die Füh-

rer durch Mißhandlungen gezwungen waren, sie zu verlassen. Das Schlachtvieh, Fourage, Lebensmittel, Geld und Leinenzeug ward geraubt, und diese Erpressungen waren um so verwerfflicher, als der König schon im Mai durch die gemachten Lieferungen die ganze rückständige Kontribution getilgt hatte, und in einem Vorschuß von 94 Millionen Franken, für mehr gelieferte Gegenstände stand. Generäle und Soldaten, und noch mehr der Troß erschöpften sich in solchen Bedrückungen. Die Klagen der Bürger und Bauern über die Gewaltthätigkeiten wurden nicht gehört, oder blieben unbeachtet. Freilich widersetzten sich die fast zur Verzweiflung gebrachten Bürger und Bauern oft den ungerechten Anforderungen der Franzosen, woraus Mord und Todtschlag entstand, indessen trugen sie doch im allgemeinen das Leiden mit Geduld. — Die Franzosen raubten auf diese Weise 77,920 Pferde, 13,394 Wagen und 22,772 Ochsen in Ostpreußen. — Dieses Land ward am härtesten behandelt, und Gouverneurs und Militair-Intendanten erlaubten sich hier die himmelschreiendsten Eingriffe in die innere Verwaltung. —

Im Mai kam Napoleon nach Dresden, und lud den König ein, sich gleichfalls dort einzufinden. Dieser begab sich dorthin in Begleitung des Staats-Kanzlers, aber mit welchem Gefühl, mit welchem schweren Herzen dies geschehen sein muß, läßt sich wohl ermessen. Napoleon nahm ihn mit Achtung auf; und bewies ihm viele Zuvorkommenheiten, aber

die Bemühungen des Staats-Kanzlers, durch Unterhandlungen mit den Französischen Ministern dem Preußischen Vaterlande eine Erleichterung von den Lasten, unter welchen es fast erlag, zu verschaffen, waren fruchtlos. Der König benutzte den Vorwand, zur Herstellung seiner Gesundheit in die Böhmischen Bäder zu gehen, begab sich aber von dort nach Breslau, wohin keine Französischen Truppen kommen durften, denn sein Herz blutete bei dem Anblicke der Leiden seiner Unterthanen, und er glaubte die Erbitterung seines Gemüths bei dem Anblick der Franzosen nicht verhehlen zu können. — Der Staats-Kanzler Freiherr v. Hardenberg ward dagegen von ihm unterm 12. August mit der Leitung der ganzen Verwaltung der von den Franzosen besetzten Länder an seiner Stelle beauftragt, und mit unumschränkter Macht bekleidet. —

Am 28. Mai war Graf Narbonne, Napoleons Gesandter bei dem Kaiser von Rußland von Wilna, wohin er dessen Ultimatum gebracht hatte, zurück gekommen; Alexander hatte solches nicht angenommen. Sofort reiste Napoleon zur Armee nach Posen ab; hier machte er die mit Preußen und Oestreich geschlossenen Allianz-Verträge bekannt, und ließ die Truppen vorrücken. — Zugleich bestimmte ein Armee-Befehl, daß jeder Offizier, vom Könige bis zum Lieutenant hinab, ein Zelt und für 14 Tage Lebensmittel mit sich führen sollte; wiederum ein mit Eifer

benutzter Vorwand, um den Gegenden, wo die Truppen standen, das letzte an Lebensmitteln zu rauben. — Am 7. Juni kam Napoleon nach Danzig, besichtigte die Festungswerke und ordnete deren Verstärkung, besonders diejenige des Hagelsberges an. Am 12. ging er nach Königsberg, und am 22. nach Wilkowisken. — Inzwischen hatte er nochmals den General Lauriston nach Petersburg gesendet, welcher aber mit der Nachricht zurückkam, daß Alexander fest auf die Räumung Preußens, und der Weichsel- und Oder-Festungen bestehe, indem er sonst keine Bürgschaft für einen dauerhaften Frieden habe, und jetzt erließ Napoleon die merkwürdige Proclamation an sein Heer, worin er demselben das Beginnen des zweiten Polnischen Krieges verkündete, und sich mit einer Zuversicht über die Hoffnung des Sieges aussprach, als ob ihm dieser gar nicht fehlen könnte. — Rußland meinte er darin, risse sein Verhängniß fort, sein Schicksal werde erfüllt. — Alexander beantwortete sie in einer sehr gemäßigten Sprache. Am 23. und 24. Juni überschritten die Franzosen den Niemen, und die Feindseligkeiten begannen. Die Ursache des Krieges, bei welchem Frankreich der angreifende Theil war, gründete sicher Napoleons Eroberungs- und Herrschsucht. Er wollte erst Rußland demüthigen, und weil er einen andern verwundbaren Theil von England nicht erreichen konnte, mit Rußlands erzwungener Hilfe dessen Besitzungen in Indien angreifen; ein wahrer Riesen-Plan! —

Die Preußischen Hilfstruppen mit Ausnahme des combinirten Husaren-Regiments, welches sich bei der großen Armee befand, waren dem Corps des Marschall Macdonald (Herzog von Tarent) zugetheilt, sie wurden von dem General Grawert geführt, und drangen auf Riga vor. — Bei Eckau zeigten sie zuerst, daß sie noch die alten Preußen waren, oder vielmehr, daß man die Fehler, welche der Organisation des Heeres anklebten, und das Unglück vor sieben Jahren herbei geführt hatten, erkannt, und sie beseitigt hatte. — Es war nicht mehr eine geworbene Schaar von Soldaten, es war ein National-Heer aus eingeborenen Kriegern bestehend. — Gern hätte jeder es vorgezogen mit, als gegen die Russen zu kämpfen. Es galt nicht einmal den Kampf für das Vaterland, sondern nur die Ehre führte die Preußen in das Feuer, und sie war das Palladium um welches von ihnen gestritten ward. — Sie fochten wie Löwen, und errangen selbst die Bewunderung der Franzosen. —

Die Russen hatten sich nach mehreren kleinern für sie ungünstigen Gefechten, hinter die Düna zurück gezogen. Fast ganz Kurland hatte Macdonald erobert, als am 18. Juli die Preußen auf die russische Cavallerie stießen und sie nach einem glücklichen Gefechte zurücktrieben. Bald aber brachten die Russen 18 Bataillone Infanterie zu Hilfe und drangen aus Eckau vor, um die Preußen aus Bauske zu vertreiben; der General Grawart, den Plan derselben

durchschauend, schickte den General Kleist ab, um die Russen in der Flanke und im Rücken anzugreifen, und dieses gelang. Als letzterer mit ihnen handgemein ward, griff Grawert sie auch von vorne an. Die Russen vertheidigten sich tapfer, das Gefecht war blutig; erst am Abend um 8 Uhr wurden dieselben zum Weichen gebracht, und zogen sich mit dem Verlust einer Kanone, einer Fahne und mehrer hundert Gefangenen auf Riga zurück. Die Preußen konnten von den langen Märschen und dem Gefecht des Tages ermüdet, ihren Sieg nur schwach verfolgen. — Der Verlust an Todten war auf beiden Seiten nicht unbedeutend gewesen. —

Jetzt näherte man sich Riga, jedoch fehlte es den Preußen, welche zu dessen Belagerung bestimmt waren, an Belagerungs-Werkzeugen, auch waren sie der starken Besatzung gegenüber zu schwach; der General Essen, welcher Riga vertheidigte, versuchte daher am 22. August einen Ausfall, und warf die Preußen bei Dahlenkirchen zurück, welche von der Uebermacht gedrängt, sich zwar muthvoll vertheidigten, dennoch, nachdem sie sich gänzlich verschossen hatten, mit einem Verlust von 650 Gefangenen, worunter 14 Offiziere waren, zurück ziehen mußten. Zwar nahmen die Preußen drei Tage später Dahlenkirchen wieder ein, aber die Belagerung von Riga konnte nicht mit Kraft begonnen und fortgesetzt werden, vielmehr hielten die Russen die Belagerer immer in einer angemessenen Entfernung. — Der General Grawert hatte den

VON KIRCHEISEN

KÖNIGL. PREUSS. STAATS u. JUSTIZ MINISTER.

Druck von J. Keiser & Sohn in Magdeburg

VON L'ESTOCQ

KONIGL PREUSS. GENERAL LIEUTENANT

F. Braumann.

GRAF von KALKREUTH

KÖNIGL. PREUSS. FELDMARSCHALL

GRAF V. D. SCHULENBURG=KÆHNERT.

KÖNIGL. PREUSS. STAATS MINISTER

Befehl der Preußen im Anfange des Septembers wegen Krankheit niedergelegt, und der General York denselben übernommen, auch war der Belagerungs-Park, aber ohne alle Bespannung angekommen, und bei dem Dorfe Ruhenthal aufgestellt worden. Die Russen hatten sich dagegen ansehnlich verstärkt, denn es waren zur See aus Finnland, Esthland und Liefland eine Menge Truppen in Riga angekommen. — Es war abzusehen, daß sie nicht säumen würden, auf diesen Park ihre Unternehmungen zu richten, um sich dessen zu bemächtigen, welches durch die ungünstige Stellung der Preußen erleichtert wurde. — Sie hätten sich auf eine Länge von neun Meilen ausdehnen müssen, und ihre Stellung ward von Morästen durchschnitten, welche es verhinderten, daß sich die einzelnen Abtheilungen schnell genug unterstützen konnten, wenn sie angegriffen wurden. Als daher die Russen am 24. Sept. aus Riga hervordrangen, und den Oberst von Horn bei Tamoszno angriffen, blieb ihnen nichts anderes übrig als sich hinter den Eckau-Fluß zurück zu ziehen. — Am folgenden Tage suchten jene den linken Flügel der Preußen zu umgehen, und sich auf diese Weise Ruhenthal zu nähern. York mußte jetzt den Uebergang über die Aa vertheidigen, und sein ganzes Corps bei Ruhenthal zusammen ziehen, um den wichtigen Park zu schützen; daher gab er Mitau den Russen Preis. Am 29. bemächtigten sich die Russen des Ueberganges über die Aa, und griffen nun auf beiden Seiten des Flusses die Preußen

an. — Auf dem linken Ufer stand General Kleist mit der Besatzung von Mitau, und auf dem rechten Ufer General York selbst mit der Hauptmacht. — Man schlug sich mit der höchsten Erbitterung bis tief in die Nacht, das preußische Bajonnet siegte zuletzt und die Russen wurden über die Aa zurückgetrieben. — Am folgenden Tage erneuerte sich das Gefecht auf beiden Seiten des Flusses. Jetzt konnte auch die preußische Cavallerie daran Theil nehmen, sie hieb ein, und zwei Russische Jägerbataillone mußten sich zu Gefangenen ergeben. Am 1. October endlich wurden die Russen von dem rechten Ufer der Aa vertrieben, Mitau wieder eingenommen, und der Feind genöthigt, sich eiligst nach Riga zurück zu ziehen. Beinahe wäre der Russische Ober-Befehlshaber, welcher sich zu lange in Mitau aufgehalten hatte, um die von den Preußen angeordnete Verwaltung ab, und dagegen eine Russische wieder einzusetzen, in Gefangenschaft gerathen. —

Den Russen kostete diese Expedition nach den Berichten des General York, 5000 Mann, an Todten, Verwundeten und Gefangenen, und eine Kanone, indessen waren den Preußen auch 1000 Mann außer Gefecht gesetzt worden. —

Die Belagerung von Riga konnte der vorgerückten Jahreszeit wegen nicht mit Erfolg fortgesetzt werden, auch blieb sie fruchtlos, so lange nicht eine Flotte die Verbindung der Festung mit der See ab-

schnitt, über welche sie täglich Lebensmittel und Verstärkungen beziehen konnte. —

Die Preußen litten entsetzlich, durch die ungünstige Witterung, noch mehr aber durch den sumpfigen Boden, auf welchem sie bivouaquiren mußten. Es entstanden Krankheiten, und dieses bestimmte den General York, die Blockade in eine Beobachtung zu verwandeln, und bis hinter Eckau zurück zu gehen. — Sein Hauptquatier nahm er in Mitau. Die Russen machten häufige Ausfälle, z. B. am 15. November, wo der neue Gouverneur, Marquis von Paulucci die Preußen bei Walhof und Friedrichstadt überfallen wollte, aber mit einem großen Verlust zurück getrieben wurde. So lange hatte zwischen allen Generälen des 10. unter Macdonald stehenden Armee-Corps, das beste Einverständniß geherrscht. — Der König hatte seinen Generälen und Truppen befohlen, nichts zu verabsäumen, um dasselbe zu erhalten, und sie ehrten dessen Willen, indem sie ihn pünktlich befolgten. — Macdonald mit ihren Anstrengungen zufrieden, hatte sich deshalb lobend gegen den Kaiser ausgesprochen, und für sie Ehrenzeichen als Belohnung nachgesucht. — Jetzt aber traten auch Zerwürfnisse zwischen ihm und York ein. Macdonald hatte die Preußischen Verpflegungs-Beamten zurück geschickt, und ersetzte sie durch Französische, diese füllten sich nach ihrer wohlbekannten Art zu handeln, die Taschen, und ließen die Truppen darben. Er verweigerte sogar, den Preußen die Munition und

die Gewehre verabfolgen zu lassen, welche für sie in Pillau niedergelegt waren, und hielt die in Ost-Preußen ausgehobene Ersatzmannschaft ab, zu den bereits geschwächten Regimentern zu stoßen. York beklagte sich darüber mehrmals bei Macdonald, seine Schreiben blieben aber unbeantwortet. Endlich erhielt er eine Antwort, welche in so bittern Ausdrücken den Preußen bösen Willen und Abneigung gegen die Franzosen vorwarf und dagegen den Gegenstand der Beschwerde so oberflächlich berührte, daß York hierdurch mit Recht aufgebracht sein mußte, die Spannung ward so groß, daß Macdonald ihm nicht undeutlich zu verstehen geben ließ, daß er das Kommando niederlegen möchte, welches jedoch York auf das entschiedenste ablehnte und erklärte die ihn von seinem Könige angewiesene Stelle behaupten zu müssen. Durch diese Weigerung ward Macdonald nur noch mehr in Harnisch gebracht.

Während sich dieses bei den Preußen vor Riga ereignete, ereilte nicht die Russen, wie Napoleon in seiner Proclamation vom 22. Juny prahlerisch vorher verkündet hatte, sondern ihn selbst und seine Franzosen das Schicksal! —

Nachdem Napoleon am 23. Juni bei Kowna über den Niemen gegangen war, zogen sich die Russen, ihre sichere Stellung bei Wilna verlassend, langsam zurück, sei es, weil sie ihre Verstärkungen aus dem Innern des Landes erwarteten, oder weil sie das Schicksal des Feldzuges nicht auf eine Hauptschlacht setzen wollten.

Am 17. August fand Napoleon erst das Heer der Russen bei Smolensk zur Schlacht bereit, sie war mörderisch, dauerte mehrere Tage, und endete damit daß Napoleon in die von den Russen selbst eingeäscherte Stadt einzog, ohne seine Feinde vernichtet zu haben.

Am 7. September mußte er an den Ufern der Moskwa einen zweiten Kampf gegen Kutusow bestehen, der noch mörderischer wie jener war, ihm aber den Eingang in Moscau die ungeheure Hauptstadt des weiten Russischen Reichs, diesem alten Sitz der Czaaren eröffnete.

Am 14. September hielt das Heer dort seinen Einzug; aber niemand kam demselben entgegen um Schonung für die Stadt zu bitten, oder dem Kaiser zu huldigen. Kutusow hatte sich seitwärts nach Tula und Kaluga gezogen. Sein Heer war noch immer zahlreich und ward es täglich mehr durch die herangezogenen Verstärkungen. Moscau schien fast ausgestorben, nur loses Gesindel trieb sich in den Straßen umher. Während Napoleon aus dem Kreml, dem Pallast der Czaaren prahlerische Tagesberichte erließ, brachen überall in der Stadt Feuersbrünste aus. Noch ist es unentschieden, ob solche absichtlich angelegt, oder durch Zufall oder Fahrläßigkeit entstanden sind. Die fürchterlichen Herbststürme wälzten die Flammen von Häusern zu Häusern, von Straßen zu Straßen, sie zerstörten Kirchen und Palläste, Denkmähler der Kunst und Wissenschaft. Bald

glich die Stadt einen großen Flammen-Meer (die Werkzeuge zum Löschen fehlten). Als die Flammen ermüdeten, lag Vierfünftheil der ungeheuren Stadt in Asche. Diese Stadt, in der sich die Eigenthümlichkeiten Europas mit denen von Asien die Hände reichten, eine Stadt, wie es keine mehr auf der Welt gab, war vernichtet. Während des Feuers hatte in derselben rasende Wuth, Trunkenheit, Plünderung und Mord, Verzweiflung und freche Ruchlosigkeit geherrscht.

Wahrscheinlich ward der Beschluß Moscau zu verbrennen, von dem vornehmen Adel Rußlands der dort Palläste hatte, selbst gefaßt, und von ihm waren in denselben Brennstoffe aufgehäuft, welche die Flammen verbreiteten. Die Nachwelt mag über ein Verfahren richten, wovon man nach Jahrhunderten mit Abscheu und Bewunderung sprechen wird.

Indem die ungeheuren Hilfsquellen welche Moscau dem Heere hoffen ließen, zerstört wurden, konnte Napoleon nicht weiter vordringen, die nächsten Magazine in Smolensk waren zu entfernt, die Dörfer um Moscau entvölkert und der Mangel ward schon fühlbar. Wochen lang schwankte Napoleon, aber die Unterhandlungen welche er mit den Russen anknüpfen wollte, wurden schnöde zurückgewiesen, die Einladungen an die Geflüchteten, nach Moscau zurück zu kehren, wurden verspottet.

Die Russen verstärkten sich immer mehr, denn die Nachricht von der Verbrennung der Hauptstadt,

hatte alle Völker aufgeregt und sie strömten nach Kaluga; 18,000 Kosaken saßen allein an den Ufern des Donn freiwillig auf und zogen zum Heere, die Russen waren jetzt zum Kampf enthusiasmirt und ihre leichten Truppen wurden immer kühner. Napoleon mußte jetzt auf den Rückzug denken, nachdem er fünf Wochen in der Czaaren-Stadt verloren hatte. Am 19. October ward der Rückzug befohlen, und mit ihm brach ein Elend über das französische Heer ein, wie es die Geschichte noch nicht kannte.

Murat ward mit seiner Cavallerie bei Tarutina, Napoleon selbst bei Malo Jaroslawecz geschlagen, darauf am 3. November bei Wiasma. Hunger und Frost vollendeten die Niederlagen. Auf dem Schnee bivouaquirend erfroren jede Nacht hunderte von Menschen. Die Kriegszucht löste sich auf, die Ordnung verschwand. Mit einem Ueberrest von 40,000 Mann und 400 Stück Geschütz ward Smolensk erreicht.

Nur zwei Tage gönnte sich dort das Heer der Ruhe, aber schon zu lange, denn die Russen waren ihm nach Krusnoi vorausgeeilt, es mußte sich durchschlagen und verlor wiederum eine große Menge Menschen. Die ganze Nachhut unter Ney mußte sich ergeben und er selbst entkam nur mit wenigen hunderten. So eilte man zur Beresina, wohin Victor 30,000 Mann zur Verstärkung entgegen geführt hatte, hier hoffte man Vorräthe zur Stillung des Hungers zu finden. Man hatte zwei Brücken über den Fluß geschlagen, als aber bei dem Vordringen der Russen

eine derselben einsank, eilten alle in wilder Hast zur Zweiten, die Bande der Ordnung waren aufgelöset, der Stärkere stürzte den Schwächern ins Wasser, um sich selbst zu retten. Hunderte wurden von den Rädern der Geschütze zermalmt, viele wollten durch den Strom schwimmen, und gingen von den Eisschollen niedergedrückt unter. Nur zwei Drittheil kam über den Strom, ein Drittheil fand seinen Untergang oder ward gefangen. Auch von dem Preußischen Husaren-Regiment welches bei der großen Armee stand und sich bei allen Gelegenheiten ausgezeichnet hatte, erreichten nur wenige Mann das diesseitige Ufer.

Kaum war das flüchtige Heer einige Meilen von der Beresina entfernt, als das seit einigen Tagen geherrschte gelinde Wetter, sich wieder in den heftigsten Frost umsetzte. Nun erreichte das Elend den höchsten Grad. In Matten, Frauen- und Priester-Röcken und Stücken Pelz gehüllt, schlichen die Jammergestalten von Napoleons unüberwindlichen Kriegern einher, die Wege waren mit Todten und Sterbenden bedeckt, die Nachtlager glichen Schlachtfeldern.

Die Kosaken sonst von den Franzosen als elendes Gesindel bezeichnet, wurden jetzt der Schrecken der Fliehenden, ihr bloßer Name verjagte ganze Züge, und ließ die Erschöpften ihre letze Kraft verwenden um nur zu entrinnen.

Alle Beute, unter diesen das berühmte Kreuz des heiligen Iwan, die Kunstschätze welche man nach Paris schleppen wollte, der Raub den die Marschälle

und andere Offiziere gemacht hatten, die eroberten Fahnen, die eigenen Kriegskassen Napoleons, sein Privat-Schatz, alles fiel in die Hände des Feindes.

Napoleon reisete am 5. December nach gehaltenem Kriegsrath von Smorgonie bei Wilna ab, den Train seines Heeres verlassend und kam am 18. schon in Paris an. Wie viel Tausend in den Schlachten gefallen, in den Krankenhäusern gestorben, in den Strömen ertrunken sind, wie viel Gefangene fortgeschleppt worden, kann niemand sagen, aber 243,000 Leichname und 123,000 todte Pferde wurden in den ersten Monaten verbrannt oder verscharrt, jedoch ist die Summe der Umgekommenen größer, weil viele früher verbrannt wurden, ehe der Befehl zur Zählung ankam. — So viel Menschenleben hatte Napoleon durch seinen grenzenlosen Ehrgeiz gemordet, aber die Summe der Glücksgüter und der Wohlstand welcher von ihm und durch ihn in diesem Feldzuge zerstört worden, läßt sich gar nicht berechnen.

So endete der Heereszug der mit Stolz und Anmaßung von den Franzosen angepriesen, und unter unendlichem Aufwand von Kraft begonnen war. Ein dumpfes Gerücht verbreitete in Preußen schon im Anfange des Decembers die mißliche Lage Napoleons und bald ward sie durch Briefe aus der östlichen Gegend bestätigt. Man kannte noch nicht den Umfang des Unglücks, aber Napoleon hatte den Nimbus der Unüberwindlichkeit verloren, und überall erblühte in den Herzen der Patrioten die Hoffnung daß aus

Moscaus Asche der Phönix der Freiheit emporschweben werde. — Das berühmte 29. Büllетin in welchem Napoleon aus Molodetirno unterm 3. December selbst Kunde von seiner Niederlage gab, öffnete allen die Augen, es ging freudig von Hand zu Hand. Sonst vergrößerte das Gerücht das Unglück, hier blieb es hinter der Wahrheit zurück, die man zuerst durch die zurückkehrenden Flüchtlinge erfuhr.

Das 10. Corps vor Riga war sich nun selbst überlassen, und Macdonald sah die Nothwendigkeit ein, so schleunig wie möglich zurückzugehen, damit er nicht abgeschnitten würde. York, noch unbekannt mit demjenigen, was bei der großen Armee vorgefallen, war nicht wenig erstaunt, als er den Befehl zum Rückzuge nach Preußen erhielt. Macdonald wollte die Russen täuschen und ließ in Mitau große Anstalten zum Sturm von Riga treffen, indessen verfehlte er seinen Zweck. Schon drangen die Russen über Kowno auf Tilsit vor und die höchste Eile war nöthig, wenn er Königsberg erreichen wollte. Von Paulucci verdrängt kam sein Corps am 26. December bei Pictupöhnen an. Hier stand General Lascow und machte ihm den Rückzug streitig. Die Preußische Cavallerie aber griff die Russen an, machte viele Gefangene und bahnte dem nachfolgenden Corps den Weg. Macdonald eilte nunmehr an der Spitze der Cavallerie nach Königsberg und die Infanterie folgte langsam, hinter sich die Russen unter Paulucci und seitwärts unter Wittchenstein.

Memel ergab sich am 27. December den Russen durch Kapitulation.

Jetzt warf sich Wittchenstein zwischen die Preußen und Franzosen, und York mußte sich entweder mit einem namhaften Verlust durchschlagen oder capituliren. Anfangs wählte er das erstere, aber jetzt von der Größe der französischen Niederlage unterrichtet und wohl einsehend, daß binnen kurzen das Blatt sich wenden und Preußen im Kampf mit Frankreich dastehen würde, erwog er, wie nothwendig alsdann dem Könige sein Haufen bereits versuchter Soldaten sein müsse. Er erkannte die Pflicht, solchen demselben zu erhalten, und da die Russen ihm mehrfach freundschaftliche Anerbietungen machen ließen, so ging er auf die denkwürdige Konvention ein, welche zwischen ihm und dem General-Major v. Diebitsch auf der Porcherunschen Mühle am 30. December abgeschlossen ward, nach welcher das Preußische Corps in einem genau bestimmten Landstrich zwischen Memel, Nimmersett und Tilsit, bis zu dem eingegangenen Befehl des Königs neutral stehen bleiben sollte.

Am letzten Tage des Jahres meldete General York dem Marschall Macdonald:

„Er habe sich von ihm getrennt, weil es ihm durchaus unmöglich gewesen sei, die Vorhut zu erreichen, und er nur die Wahl gehabt habe, zwischen jener Uebereinkunft und der Vernichtung des größten Theils seines Corps und des ganzen zu ihm gehörigen Materials."

Zugleich benachrichtigte er auch hievon den General-Lieutenant v. Massenbach, welcher sich mit der Cavallerie und einigen Bataillonen Infanterie bei der Avantgarde, unter dem unmittelbaren Befehl des Marschalls, befand. — Der letztere hatte große Lust die unter Massenbachs Befehl stehenden Truppen entwaffnen zu lassen, aber dieser entwischte ihm; er ging in der Nacht heimlich über den Niemen zurück und schloß sich seinem nächsten Befehlshaber an, in dessen Kapitulation ihn die Russen mit aufgenommen hatten. In Berlin erschien hierüber eine Erklärung des Inhalts:

„Der General-Lieutenant v. York, Chef des unter den Befehlen des Marschall Herzog von Tarent gestellten Hilfs-Corps, hat auf dem Rückmarsch von Kurland bei der Porcherunschen Mühle mit dem russischen kaiserlichen General-Major v. Diebitsch capitulirt. — In dem hierüber an Sr. Majestät den König erstatteten Berichte führt der General-Lieutenant v. York an, daß er durch die schlechte Beschaffenheit der Wege, durch die strenge Kälte, durch die daraus entstandene Ermattung der Truppen, durch den Mangel an Cavallerie, welche nebst einem Theil der Infanterie bei der Avantgarde, anderthalb Tagemärsche unter den Befehlen des Herzogs von Tarent vorausgegangen, vorzüglich aber dadurch, daß er von drei ihm sehr überlegenen feindlichen Corps umzingelt worden, zu dieser Maaßregel

gezwungen sei, und setzt hinzu, daß er dieses Mittel ergriffen habe, dem Könige das Corps zu erhalten."

v. York selbst schloß seinen Bericht, den er über das Wagstück an den König erstattete, mit den Worten:

„Ew. Königliche Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte; ich werde mit der freudigsten Beruhigung sterben, wenigstens nicht als treuer Unterthan und wahrer Preuße gefehlt zu haben. Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt wo Ew. Majestät sich von den übermüthigen Forderungen eines Alliirten losreißen können, dessen Pläne in ein mit Recht Besorgniß erregendes Dunkel gehüllt waren, wenn das Glück ihm treu geblieben wäre. Diese Ansicht hat mich geleitet, gebe der Himmel, daß sie zum Heil des Vaterlandes führt."

So ward das Jahr 1812 geschlossen durch obigen merkwürdigen Schritt, dessen Folgen der König noch nicht wissen konnte, weil das Land noch von den Franzosen besetzt, Napoleons Macht zwar gebrochen, aber noch nicht zerstört war, und welcher daher den König in die höchste Verlegenheit setzte. Er mußte ihn, wie wir im nächsten Abschnitt hören werden, zu ernsthaften Maaßregeln gegen v. York veranlassen, welche die Nothwendigkeit freilich gebot, die aber mit seinen Ansichten und Plänen wohl nicht übereinstimmten. Dieser wichtige Schritt York's, welcher in Preußen eine allgemeine Billigung fand und einen

großen Impuls zu den ungeheuren Anstrengungen gab, welche nächstdem das Land machte, um sich von der Sclaverei zu befreien, indem man sah, was ein energisches Auftreten wirken konnte, macht uns den kräftigen Mann zu merkwürdig, als daß wir uns nicht näher nach ihm umsehen sollten. Er hat ja durch seinen wahrhaft nicht leichten Entschluß eben so sehr seine Umsicht, als seine Charakterstärke bekundet, zu dem großen Befreiungswerke wesentlich beigetragen, und zu den nachfolgenden Ereignissen kühn die Bahn gebrochen.

Hans David Ludwig von York ward am 26. September 1759 in Königsberg geboren; er stammte aus einer alten englischen Familie die sich in Pommern niedergelassen hatte. In seinem 14. Jahre trat er als Junker in die Armee, und ihn zeichnete schon damals ein fester Wille, rascher Entschluß und eine glückliche Fassungsgabe aus. Ein Duell zog ihn Festungs-Arrest zu, er nahm hierauf seinen Abschied und trat in holländische Dienste. Bei den Truppen dieser Macht war er 1783 bis 1784 in Ostindien und auf dem Kap und nahm an den dortigen Feldzügen Theil, im Jahr 1786 kehrte er in Preußische Dienste zurück und ward als Hauptmann angestellt. Im Jahr 1806 war er Oberst und Commandeur des Jäger-Corps und commandirte in diesem Feldzuge erst die Avant- und dann die Arriergarde des Corps des Herzogs von Weimar, dessen Elb-Uebergang er nach den Unfällen an der Saale so geschickt deckte,

daß die nachdrängende feindliche Uebermacht ihm nichts anhaben konnte. Im Gefecht bei Wahren in Mecklenburg verwundet, kehrte er nach Preußen zurück und entging so der Kapitulation des Blücherschen Corps bei Lübeck. Nach seiner Wiederherstellung ward er bei der Re-Organisation des Heeres im Jahr 1808 als General-Major zum Inspecteur der sämmtlichen leichten Truppen und 1810 zum General-Lieutenant ernannt.

Im Jahr 1812 ward ihm das Kommando des Preußischen Hilfscorps anvertraut, weil der König seine Umsicht und Thätigkeit kannte. Er war der Kato seiner Zeit, er war unerschütterlich in der Gefahr, sein Handeln gründete sich auf Ehre und Tugend, seine Hoffnung beruhete auf Recht und Sieg, sein einziges Gefühl war Krieg, Vaterland und Ruhm; strenge in seinen Sitten, forderte er die Beobachtung desjenigen, was Tugend und Ehre besiehlt, auch von seinen Untergebenen. Yorks Name steht hoch in der Geschichte. Möge sein Beispiel noch spät dem Preußischen Heere als ein glänzender Stern auf der Bahn der Ehre und des Ruhms vorleuchten! —

Aus dem Privat-Leben des Königs in diesem Zeitraum, ist außer demjenigen, was wir bereits in die politische Geschichte desselben verwebt haben, merkwürdig die Geburt zweier Kinder, die Rückkehr nach Berlin, und der Tod derjenigen, die das ganze Glück seines

Lebens ausmachte, seiner Gattin, seiner Tröſterin im Unglück, der angebeteten Königin Louiſe. Der Geburt des einen Kindes, der Prinzeſſin Louiſe Auguſte Wilhelmine Amalie, jetzige Prinzeſſin Friedrich der Niederlande, welche am 1. Februar 1802 Statt hatte, iſt bereits gedacht worden.

Nachdem der König in demſelben Jahre die ebenfalls ſchon erwähnte Reiſe nach Petersburg gemacht hatte, dachte der König ernſtlich an die Rückkehr nach Berlin, aber leider brach im Frühjahr 1809 wiederum der Krieg zwiſchen Napoleon und Oeſtreich aus, und der Kriegsſchauplatz war in Sachſen ſo nahe bei der Hauptſtadt, daß er es nicht gerathen fand, ſeinen Sitz dahin zu verlegen. Er verharrte den Sommer 1809 mit ſeiner Familie in Königsberg. Außer den Regenten-Sorgen bekümmerte ihn die Krankheit der Königin, welche in der ſchönſten Jahreszeit ſehr leidend war. Ihr Gemüth war ergriffen durch den unglücklichen Ausgang des Krieges mit Oeſtreich, welcher ihre ganze Hoffnung rege gemacht hatte; und die mit dem Frieden ſinken mußte. Sie empfand daß von der Gegenwart nichts mehr zu hoffen ſei — und ſchrieb in jener Zeit einmal den Ausſpruch nieder:

„Ja ich fühle es täglich mehr, mein Reich iſt nicht von dieſer Welt!"

ihr Gatte machte nur noch ihr Glück aus. In einem Briefe aus jener Zeit ſagt ſie:

„Ich lese viel, und denke viel, und mitten unter Leiden giebt es Tage mit denen ich zufrieden bin. Es ist wahr, daß die Menschen keinen Antheil daran haben; in meinem Innern bereitet sich Alles. Von äußern Dingen ist es nur die Freundschaft des Königs, sein Zutrauen und seine liebevolle Begegnung welche mein Glück ausmachen!“

und in einem andern Briefe:

„Der König ist herzlicher und besser als je für mich — großes Glück und große Belohnung nach einer 14jährigen Ehe!“ —

Am 11. October 1809, ward die Königin von ihrem letzten Kinde dem Prinzen Friedrich Heinrich Albrecht, jetzt General-Major und Commandeur der 2. Garde-Cavallerie Brigade entbunden; wiederum eine Blume in dem Kranze häuslicher Freuden, die dem Könige den Kummer über seine Verhältnisse als Regent versüßen sollten, — aber die Freude ward dadurch getrübt, daß die Königin nachdem sie während ihrer Schwangerschaft schon sehr leidend gewesen, auch nach der Entbindung kränkelte. Der König sehnte sich nach der Rückkehr nach Berlin, die Königin stimmte damit überein, die kriegerischen Verhältnisse waren nicht mehr drohend. Daher ward die Abreise auf den 15. December festgesetzt. Den merkwürdigen Zeit-Abschnitt in der Geschichte des Preußischen Staats, wo der König seine Residenz wieder betrat, wollte er durch die Ausübung des schönsten

Vorrechts des Monarchen, durch die Begnadigung von Verbrechern bezeichnen, und seinem Herzen hierdurch das wohlthuendste Gefühl bereiten. Unterm 9. December erließ er daher einen Kabinets-Befehl nach welchem am Tage seiner Ankunft in Berlin, alle, welche zur Einsperrung von 6 Monaten und darunter verurtheilt waren, ihrer fernern Haft bis zum Nachweis eines ehrlichen Erwerbes, imgleichen alle, welche zu harten Strafen verurtheilt worden, aber sie bis zu dem Zeitraum von 6 Monaten oder weniger abgebüßt hatten, sofort entlassen werden sollten. Eine Ausnahme sollte nur da gemacht werden, wo eine gegründete Besorgniß des Mißbrauchs der wieder erlangten Freiheit sich ergäbe, in welchem Fall der Groß-Kanzler dem Könige schleunigst zu seiner Entschließung Bericht erstatten sollte; diese Begnadigung ward später durch den Kabinets-Befehl vom 9. Januar 1810 auf die Geldstrafen bis zum Betrage von 100 Thalern und auf die bis zum Tage der Ankunft des Königs in Berlin, begangenen leichten Vergehen ausgedehnt. Je näher aber der ersehnte Tag heranrückte, je mehr bemeisterte sich eine gewisse Bangigkeit des Gemüths der Königin! Man möchte es eine Vorahnung ihres baldigen Todes nennen. Sie schrieb hierüber:

„So werde ich denn bald in Berlin zurück sein und wiedergegeben so vielen treuen Herzen, welche mich lieben und achten. Mir wird es bei diesen Gedanken ganz beklommen vor Freuden und ich

vergieße schon so viele Thränen hier, wenn ich daran denke, daß ich alles auf dem nämlichen Platz finden, und doch alles so ganz anders ist, daß ich nicht begreife, wie es dort werden wird. Schwarze Ahnungen ängstigen mich. Immer möchte ich allein hinter meinem Schirmleuchter sitzen, mich meinen Gedanken überlassen, ich hoffe es soll anders werden."

Die Prinzen und Prinzessinnen reiseten schon früher ab, eben so die höchsten Beamten und der Hofstaat, der König und die Königin folgten an dem bestimmten 15. December.

Die Reise glich einem wahren Triumpfzuge, denn überall ward das geliebte Herrscherpaar, dessen Rückkehr man so sehnlichst wünschte, mit Jubel empfangen und mit Seegenswünschen begleitet. Die letzte Nacht vor dem feierlichen Einzuge in Berlin brachte der König mit seinen Angehörigen in Freienwalde zu, wo er die Huldigung der Stände der Marken durch von ihnen abgeordnete Deputirte empfing. Hier bewilligte er auch den ihm von Berlin entgegengesandten Deputirten der Stadt, daß ein feierlicher Empfang stattfinden könne, welchen er zuvor abgelehnt hatte.

Am 23. December war der für Berlin und für ganz Preußen festliche Tag an welchem Friedrich Wilhelm nach einer erzwungenen Abwesenheit von länger wie drei Jahren wiederum die Hauptstadt des Landes, seine Residenz und die Burg seiner Väter

betreten sollte, und hiemit glaubte man alle Leiden beendet, welche das Land so lange gedrückt hatten. Tages vorher herrschten rauhe Stürme, Schnee und Schloßen, der Freuden-Tag aber ward vom klarsten Winterwetter begünstigt, die Anstalten zum Empfange waren großartig, die freudige Bewegung allgemein, ganz Berlin schien auf den Beinen zu sein.

In Weißensee empfingen den König und die Königin Abgeordnete des Magistrats und der Stadtverordneten, den Bürgermeister Büsching an der Spitze. Junge Mädchen streueten Blumen und wandelten die gefrorene Erde in einen Frühlingsweg um, auf welchen der König und die Königin in das festlich geschmückte Haus des Ober-Baurath Moser traten. Hier standen wiederum Töchter der Berliner Bürger und überreichten ihnen auf grünsammtnen mit Gold gestickten Kissen, ein Gedicht welches die Freude der Bewohner der Residenz über die Rückkehr des Königs Paars ausdrückte.

Nach eingenommenem Frühstück, setzte sich der König zu Pferde, die Königin aber bestieg mit den Prinzessinnen, ihrer Tochter Charlotte (jetzt Kaiserin von Rußland) und ihrer Nichte Friedericke (jetzt Herzogin von Anhalt-Dessau) dem Prinzen Carl, und der Oberhofmeisterin von Voss den schönen Wagen den ihr die Stadt Berlin als Zeichen der innigsten Liebe und Verehrung entgegengesandt hatte. Es rührte sie besonders der Beweis der Aufmerksamkeit der Berliner, indem man an demselben und dem Ge-

schirr des Postzuges, das Lila, ihre Lieblingsfarbe, geschmackvoll angebracht hatte. —

Es war gerade derselbe Tag, wo sie vor sechszehn Jahren als Braut den Einzug in Berlin gehalten hatte, damals die Hoffnung des Landes, jetzt die durch abgelegte Proben in der Leidenszeit bewährte Landes-Mutter und der Stolz desselben.

Beim letzten Chaussée-Hause stand die ganze Potsdammer und Berliner Garnison, und die aus ihren Standquartieren Frankfurth und Landsberg an der Warte dahin aufgebrochenen Truppen in Parade aufmarschirt. Während der König die Linie herab ritt und der Wagen der Königin ihm folgte, begrüßten ihn 101 Kanonen. Das Regiment Garde du Corps marschirte bei ihnen vorüber, diesem schloß er mit seinem Generalstabe sich an, dann folgte der Wagen der Königin und hierauf das erste Garde-Regiment zu Fuß. So in der Mitte seiner getreuen Krieger zog er in Berlin ein.

Am Bernauer-Thor empfing sie der Magistrat, die Stadtverordneten und die gesammte Geistlichkeit. Der Oberbürgermeister Präsident Gerlach hielt ihnen eine Anrede, und junge Mädchen überreichten der Königin ein Gedicht. Vom Thore war zu beiden Seiten der Straße eine 500 Fuß lange Estrade gebaut, deren Dach auf Säulen ruhte, die mit grünen Nadelholz bekleidet waren, und auf welchen sich die städtischen Beamten und viele Bürger festlich gekleidet befanden. Von allen Thürmen wehten weiße

Fahnen, alle Glocken läuteten, und der laute Jubelruf des Volks empfing die Ankommenden. Jetzt eröffneten den Zug 40 blasende Postillions, das Fleischergewerk und eine berittene Abtheilung der Bürgerschützen, dann folgten die Garde du Corps, hierauf der König allein, hinter ihm etwas zurück seine Brüder, dann der Generalstab. Hiernächst folgte der Wagen der Königin, geführt von reitenden Feldjägern, und umgeben von einer andern Abtheilung der reitenden Bürgerschützen, dann das Garde-Infanterie Regiment welchen sich die 21. Compagnien Bürger-Garde und die Gewerke anschlossen, welche vom Thore bis zum Pallaste des Königs ein Spalier gebildet hatten.

Die in den Straßen gebauten Gerüste und alle Fenster waren mit fröhlichen Menschen besetzt, selbst die Dächer hatte man abgedeckt, und überall wehten Tücher zum freudigen Gruß. Der König und die Königin, angekommen in ihrem Palais, traten sofort auf den Balkon heraus, empfingen den Willkommen-Ruf der Menge und ließen die Truppen und die Bürgergarde und Gewerke vor sich vorüber marschiren. Abends war die Stadt erleuchtet, und sämmtliche Offiziere, geführt von dem Prinzen August Ferdinand und dem General von Tauenzien, brachten dem Königs-Paar ein Lebehoch.

Am folgenden Sonntage ward in Berlin und im ganzen Lande ein feierliches Dankfest in allen Kirchen gefeiert, und als der König und die Königin an diesem Abend das Schauspiel besuchte, erhielten

sie noch dort, die rührendsten Beweise der Liebe des Volks.

Alles war voll Freude und Hoffnung, das größte Vertrauen beruhte jetzt auf den König, der sein und des Staates Unglück mit männlicher Kraft und Ergebung in den Willen des Höchsten ertrug, und die innigste Liebe wandte sich auf die Königin, die ihm die Leiden mit Seelengröße tragen half und hierbei seine Tröſterin und Stütze war.

Wenngleich die Königliche Familie fortfuhr in der bisherigen Einfachheit zu leben, und jeder äußern Pracht entsagte, die sich freilich auch mit der damaligen Lage des Staats nicht vereinigen lassen durfte, so erließ doch der König unterm 29. December eine Verordnung über das Ceremoniel am Hofe, welches von seiner Einfachheit am wenigsten erwartet werden konnte. —

Bei künftigen Courtagen, hieß es in derselben: sollten sämmtliche Hofchargen in Function sein, und alle in Berlin befindliche Titular- oder wirkliche Kammerherrn sich dabei einfinden. In Hinsicht der Hoffähigkeit blieb es wie ehemals: daß diejenigen welche bis dahin nach den bestehenden Grundsätzen Zutritt bei Hofe gehabt hatten, auch fernerhin diesen Vorzug genießen sollten, ebenso würde dieses Vorrecht auch mit allen älteren und neueren Civil- und Militair-Chargen und Würden, vom Präsidenten des Landes und Provinzial-Kollegien angerechnet aufwärts bis zum Staats-Minister, verbunden bleiben. Den Frauen,

deren Männer hoffähig wären, stehe es frei die Präsentation bei der Königin durch die Oberhofmeisterin nachzusuchen, indessen könnten sie nicht früher als nach erfolgter Präsentation bei Hofe erscheinen. Es verstehe sich von selbst, daß alle Königlichen Diener welche vermöge ihres Dienstes zur Tragung einer Dienst-Uniform berechtigt wären, nur in dieser und weder in einer ständischen- noch Ordens- noch sonstigen Uniform bei Hofe erscheinen dürften.

Hieran reihete sich eine zweite Verordnung wegen Erweiterung der Königlichen Preußischen Orden und Ehrenzeichen, welche den Zweck hatte, das National-Verdienst durch öffentliche Auszeichnung allgemein ehren, belohnen und ermuntern zu können.

Dem rothen Adler-Orden ward nämlich eine 2. und 3. Klasse und eine Verdienstmedaille am Bande des Ordens hinzugefügt. Die Orden sollten in zwei Klassen zerfallen, wovon eine, der schwarze Adler-Orden, der rothe Adler-Orden mit seinen drei Klassen und die goldene und silberne Medaille am Bande des letztern, das Verdienst im Allgemeinen, der Orden pour le merite nebst der goldenen und silbernen Medaille am schwarz und weißen Bande, aber die Auszeichnung durch Tapferkeit vor dem Feinde belohnen sollte. Sie sollten den Inhabern das Recht geben, außer den Amtsverhältnissen als die ersten ihres Ranges geehrt zu werden, und ihre Wappen mit der Abbildung des Ordens zu umgeben. Sie sollten bei den Leichenbegängnissen der Inhaber gebraucht werden

können. Dem schwarzen Adler-Orden und der ersten Klasse des rothen, so wie den militairischen Ordenszeichen wurden militairische Ehrenbezeugungen zugestanden. Der König behielt sich die Verleihung der Orden und Ehrenzeichen selbst vor, aber um die Nebenangelegenheiten bei der Verleihung zu ordnen, ward die General-Ordens-Kommission niedergesetzt. —

Am 18. Januar 1810 an welchem Tage vor 110 Jahren Friedrich I. sich die Königskrone in Königsberg aufgesetzt und das Andenken der Krönung durch die Stiftung des schwarzen Adlerordens verewigt hatte, ward die neue Stiftung mit großem Gepränge im Rittersaale des Königlichen Schlosses vollzogen, und am Sonntage darauf durch eine gottesdienstliche Feier geheiligt, bei welcher die Ritter und Inhaber der Ehrenzeichen freierlich zur Kirche zogen und von dort eben so zurückkehrten, worauf sie zur Königlichen Tafel gezogen wurden. Seitdem wird jährlich in derselben Art das Krönungs- und Ordensfest gehalten.

Das Volk hieß diese Vermehrung der Ehrenzeichen gut, ohne zu bedenken, daß durch deren Anhäufung, der Werth derselben geschwächt wird, gegen die Person mancher, die damit beliehen wurden, erhoben sich aber tadelnde Ausstellungen. Vielleicht könnte aber nichts so sehr den Werth derselben erhöhen, und so manche Täuschung vermieden werden, wenn jedesmal bei der Verleihung bekannt gemacht würde, für welche verdienstliche Handlungen der Orden verliehen worden sei. —

Das Jahr 1810 brachte dem seit so vielen Jahren so hart geprüften König den herbsten Schlag, den Verlust der Königin, die er so unendlich liebte! — Warum mußte er, der seine hohen Berufspflichten so treu erfüllte und dessen Wandel und Leben so fleckenlos war, auch noch dieses Leid erfahren, welches ihn mehr als alle übrigen zu Boden schmetterte! — Es ging nunmehr in das 17. Jahr, seit er die Fülle des häuslichen Glücks an ihrer Seite genoß. Wenige Bürger und noch weniger Fürsten dürfen sich des Besitzes einer solchen Gattin rühmen, wie die seinige, die Gefährtin in allen seinen Leiden und Freuden war. Die innigste Liebe verband beide, ihr häusliches Glück ersetzte ihnen alle rauschenden und prunkenden Freuden, die das Herz kalt lassen, vier Söhne und drei Töchter waren ihr Stolz und ihrer Erziehung widmeten sie sich mit der größten Sorgfalt. Das Volk erkannte was es ihrer Schönheit und ihrer Tugend schuldig war, vom Throne verbreitete sich der Geist der ehelichen Treue und Zärtlichkeit über die bürgerlichen Familien, und wo er nicht Nachahmung fand, da ward ihm doch Verehrung und Huldigung.

Die großen Anforderungen welche Napoleon rücksichtlich der unerschwinglichen Kontribution im Jahr 1810 wieder an den König machte, die Drohung daß eine französische Executions-Armee das Land besetzen sollte, bekümmerten tief das Herz der Königin, welcher der König seinen Schmerz und die Verlegenheit, worin er sich befand, nicht verbergen konnte.

Sie durchweinte manche Nacht, welche der ärmste Landmann ruhig in seiner Hütte zubrachte.

Am 10. März, ihrem Geburtstage war die Verlegenheit am größten. Mit Mühe zeigte sie eine Freudigkeit, die der äußere Anstand erforderte, aber ihr Herz war schon gebrochen, denn sie äußerte mitten in den Vorbereitungen zu dem festlichen Tage zu ihrer Umgebung, entweder im Vorgefühl des Todes oder daß Napoleon sie dennoch nach allen gebrachten Opfern von Thron und Reich vertreiben würde:

„Ich denke es wird wohl das letzte mal sein, daß ich meinen Geburtstag hier feiere" —

und so war es auch! —

Ihre Gesundheit hatte den ganzen Winter hindurch mehrere Anstöße erlitten, die Besorgniß, welche ihr die Krankheit ihrer jüngsten Tochter der Prinzeß Louise die sie zärtlich liebte, so wie sie denn überhaupt eine überaus zärtliche Mutter war, einflößte, hatte sie untergraben, sie litt nach deren Wiederherstellung an einem Fieber und starken Husten und ward von Brustkrämpfen befallen, die später ihrem Leben auch ein Ende machten.

Kaum genesen, beschäftigte sie sich besonders mit den Verhältnissen des Kron-Prinzen und der Prinzeß Charlotte, welche jetzt in das Leben heraustreten sollten, und zwar mit einem ungewöhnlichen Eifer. — Auch diese oft ängstliche Fürsorge kann auf ein dunkles Vorgefühl ihres nahen Todes gedeutet werden; sie wollte vor ihrem Scheiden noch die Lebens-

Verhältnisse derjenigen feststellen, die sie unendlich liebte. Der König begab sich im Frühjahr nach Potsdam, sie fuhr später ebenfalls dorthin, und hier stärkte sich ihre Gesundheit in der milden Frühlingsluft, so daß sie wieder ihre vorige Kraft zu bekommen schien, und ihr Ansehn frisch und sogar jugendlich ward. Ehe sie Berlin verließ, empfing sie noch aus den Händen des Probst Ribbek am Osterfest das letzte heilige Abendmahl. Die Tage der Vorbereitung und der Feier selbst schienen eine Verklärung über ihr ganzes Wesen ausgegossen zu haben, Liebe und Sanftmuth sprachen aus jedem ihrer Züge und waren in jedem ihrer Worte ausgedrückt.

Sie hatte schon lange den Wunsch gehabt, einmal ihren Vater, den Herzog in Strelitz zu besuchen. Nur einmal hatte sie unter seinem Dache eine Nacht zugebracht, seitdem sie mit ihrem Gatten verbunden war. Es geschah dieses auf einer Reise im Jahr 1803, die sie unternahm, um die letzte Freundschafts-Pflicht gegen die Großfürstin Helene von Rußland, die an den Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin verheirathet war, zu erfüllen, welche ihren Tod ahnend ihr noch einmal sterbend die Hand drücken wollte. Auf der Rückreise war sie eine Nacht auf dem Lustschlosse ihres Vaters in Hohen-Zieritz, eben dort wo sie ihr so schönes Leben beschließen sollte. Strelitz kannte sie seit ihrer frühern Jugend gar nicht, denn sie hatte es damals nur auf der Durchreise berührt.

Schon im Jahr 1806, als sie von Pyrmont zurückkam, hatte sie die Reise nach Strelitz unternehmen wollen, um ihrem Vater, dessen Geburtstag im October fiel, ihre Glückwünsche selbst zu bringen. Wir wissen aber, welches Unglück die Reise verhinderte.

Nun hatte sie so viele Leiden erduldet, jetzt befand sie sich wieder in der Nähe ihres Vaters und nun erwachte auch der Wunsch, denselben in seiner Residenz zu sehen und diese kennen zu lernen, lebendig in ihrer Seele. Auch der Landgräfin von Hessen-Darmstadt, ihrer würdigen Großmutter und Erzieherin, welche sich bei ihrem Schwiegersohn aufhielt, und wegen Altersschwäche nicht mehr nach Berlin kommen konnte, wollte sie jetzt nach mehreren Jahren einer schmerzlichen Trennung ein frohes Wiedersehen schenken.

Der König willigte in diese Reise, an welcher ihr ganzes Herz hing; sie ward auf den 25. Juni festgesetzt. Er versprach, sie nach 3 Tagen von Strelitz selbst wieder abzuholen, wo sie acht Tage zubringen wollte. Eine rührende kindliche Freude bemächtigte sich ihrer, als die Gewißheit der Reise fest stand, sie konnte den bestimmten Tag nicht erwarten, und mit einer freudigen Eile betrieb sie alle Vorbereitungen zu derselben.

Auf dieser Reise war sie ungewöhnlich heiter, nur als sie die Grenze überschritt, schien sich die Heiterkeit in einen auffallenden Ernst zu verwandeln, welcher sogar in eine sichtbare Wehmuth überging.

In Fürstenberg, der ersten Stadt im Mecklenburg-Strelitzschen, empfing sie der Herzog, ihr Vater, ihre jüngste Schwester und ihre beiden Brüder. — Sie hatte dies nicht erwartet! Als sie in den Schloßhof fuhr, und ihre theuren Verwandten erblickte, brach jene Wehmuth in Thränen aus, und mit dem Ausruf: „Ach da ist mein Vater!" sank sie aus dem Wagen in seine Arme.

Am späten Abend erreichte die Familie in einem offenen Wagen die Fürstliche Residenz, der alte Herzog neben ihr mit entblößtem Haupte, die drei Geschwister ihr gegenüber sitzend. Am Eingange der Stadt, empfing sie der Magistrat und nur langsam konnte der Wagen das Schloß erreichen, denn die Menge, welche die geliebte Fürsten-Tochter sehen wollte, war zu groß. Kein lauter Jubel begleitete sie, nur Thränen der Rührung über das Schicksal der Trefflichen und Thränen der Freude über das Wiedersehen derjenigen, die sie als Kind gekannt hatten, waren zu schauen; auch ihre Augen glänzten von Thränen der Freude und des Dankes. —

An der Schloßtreppe stand die alte Großmutter, die Pflegerin ihrer Jugend, welche in ihrem bildsamen Gemüth den Keim zu allen den Tugenden gepflegt hatte, welche sie auszeichneten. Mit jugendlicher Kraft sprang sie aus dem Wagen, und umarmte die lang Ersehnte. Die Königin wünschte ihren Aufenthalt ganz ihrer Familie zu widmen und hatte daher alle Hoffeste verbeten; nur an einem Tage war Cour

und dem Hofe vergönnt, sich ihr zu nahen. Zum letzten mal erschien sie als Königin, und die Hoheit, die Würde verbunden mit einer Milde, ja man kann sagen, mit einer Heiligkeit, mit welcher sie in die versammelte Menge trat, war nicht zu beschreiben. Augenzeugen sagen, sie hätte ausgesehen, wie eine bewährte und geprüft befundene, die mit der Erde fertig, nur noch durch die Bande der Liebe daran festgehalten ward. Ihre schönen Züge trugen das Gepräge des tiefsten Seelenleidens, und wenn sie die Augen zum Himmel aufschlug, so drückten sie unwillkührlich die Sehnsucht nach der Heimath dort oben aus. —

Sie sprach von der Freude, sich wieder im Kreise der Ihrigen zu befinden. Als nach der Tafel einige Damen ihre nähere Bekanntschaft, in deren Mitte sie trat, die Perlen bewunderten, welche sie um den Hals trug, sagte sie: „Ich liebe sie sehr, und ich habe sie zurück behalten, als ich alle meine Brillianten dem Staate opferte. Sie passen besser für mich als jene, denn Perlen bedeuten Thränen, und ich habe ja deren so viele vergossen.“ — Sie zeigte ihnen darauf das an der Schnur hängende Bildniß des Königs — „es ist das ähnlichste welches ich besitze,“ setzte sie hinzu: — „und es verläßt mich nie!“ —

Alle vertraulichen Aeußerungen bewiesen, daß sie als eine Heldin aus den Stürmen des Lebens hervor gegangen war, daß die Leiden wohl ihre Gesundheit zerstören, und ihr Leben verkürzen, aber nicht ihren

königlichen Geist unterdrücken und ihre Seelenstärke schwächen konnten.

Am 28. Juni traf der König seinem Versprechen gemäß ebenfalls ein. Sie empfing ihn mit einer Zärtlichkeit, mit einer Freude, wie sie selten in einer Ehe auf dem Throne gefunden wird.

Die Familie begab sich nach der Schloßkirche um sie zu besehen, sie blieb mit ihrem Bruder zurück und im Uebermaaß der Freude, ihren Gatten im Hause des Vaters, als Tochter vom Hause empfangen zu können, rief sie aus:

„Lieber George, nun erst bin ich ganz glücklich!" dann setzte sie sich an den Schreibtisch des Vaters, und schrieb zum bleibenden Gedächtniß ihrer frohen Stimmung auf einem Blatt Papier die Worte:

Mon cher père.

Je suis bien heureuse aujourd' hui comme votre fille et l'épouse du meilleur des epoux *).

Neustrelitz le 28. Juin 1810.

Louise.

Es sind die letzten Worte, welche sie geschrieben hat, und sie werden in Strelitz als ein Heiligthum aufbewahrt.

An demselben Tage den 28. verließen alle Strelitz und fuhren nach Hohen-Zieritz, weil der König

---

*) Mein lieber Vater.

Ich bin heute sehr glücklich als Ihre Tochter, und als die Gemahlin des besten Gatten.

den Wunsch geäußert hatte, die wenigen Tage bei seinem Schwiegervater, in der Mitte des Landlebens zuzubringen. Am 29. fand sich die Königin unwohl, sie klagte über Kopfschmerzen und Brustbeklemmungen.

Zwar war sie noch bei der Tafel zugegen, und kam auch den Abend in den Garten, um mit der Familie Thee zu trinken, doch mit sichtbarer Anstrengung; sie legte sich darauf früh zu Bette.

Es war das letzte mal daß sie im Kreise ihrer Familie sich befand, und mit ihren Lieben fröhlich war, Niemand ahnete die Nähe des fürchterlichen Schlages, der sie bald alle treffen sollte! — Am folgenden Morgen, sollte sie den König welcher nach Rheinsberg fahren wollte, dorthin begleiten. Sie hatte sich noch dazu angeschickt, weil sie nicht gerne einen Tag ohne ihn verlebte und sein Wunsch für sie Befehl war. Noch hatte sie keinen Arzt verlangt, als sie aber an diesem Morgen mit einem heftigen Fieber und starken Husten erwachte, ward der Hofrath Hieronimy, Leibarzt des Herzogs, aus der Stadt geholt, welcher sogleich entschieden erklärte, daß ihr Zustand keine Reise erlaube. Der König gab nun auch die Reise auf und blieb, um den Verlauf der Krankheit abzuwarten, bei ihr.

Am 1. Juli befand sich die Kranke nach einem Aderlaß, etwas besser, und nun reisete der König, den dringende Geschäfte nach Berlin riefen, dorthin zurück, hoffend und versprechend, seine genesene Gattin in einigen Tagen abzuholen. Die Krankheit schien

auch gebrochen zu sein, denn das Fieber hatte abgenommen, aber die Königin blieb ungewöhnlich matt, auch ward sie mehrmals beim Aufstehen ohnmächtig. Man bemerkte daß ihre Gemüthsstimmung ernster, und sie über den Verlauf der Krankheit besorgter war, wie bei ihren früheren Uebelbefinden.

Ihre Zimmer lagen gegen Mittag und waren sehr heiß; ihr gütiger Vater trat ihr daher die seinigen im andern Stockwerk ab, sie mußte aber dahin getragen werden, weil die Mattigkeit ihr nicht gestattete, die Treppe zu ersteigen. In der Eile hatte man die Betten nicht wechseln können, sie bestieg daher das Lager ihres Vaters, welches auch ihr Todeslager ward. — Am 11. Tage ihrer Krankheit, welche sie als ächte Dulderin mit liebevoller Sanftmuth und Geduld gegen ihre Umgebungen ertragen hatte, entschied sich die Ursache des Brustfiebers an welchem sie gelitten hatte. Es war ein Geschwür in der Lunge, welches aufging. Der König lag in Berlin selbst krank, und konnte sein Versprechen, zu ihr zurückzukehren, nicht erfüllen. Er sandte aber den Geheimenrath Heim, der ihm mündlich über dem Zustand der Kranken Bericht erstatten sollte. Dieser und der Hofrath Hieronimy, ein ausgezeichneter Arzt, waren dahin einverstanden, daß jetzt die Königin gerettet sei, in so fern sich nicht mehrere Geschwüre in der Lunge gebildet hätten; jedoch heischte auch im Fall ihrer Genesung, ihre Gesundheit eine größere Sorgfalt, als sie bis jetzt derselben gewidmet hatte.

Sie erhielt in diesen Tagen noch einen Brief von ihrer ältesten Tochter Charlotte, welchen diese an ihrem Geburtstage, der 13. Juli, geschrieben hatte, und in welchem sie ihren Schmerz diesen Tag ohne ihre Mutter begehen zu müssen und ihre kindliche Liebe und Verehrung in so rührenden Ausdrücken schilderte, daß man beim Vorlesen desselben inne halten mußte, weil der Inhalt die Königin zu heftig bewegte. Sie hat niemals den Schluß des Briefes vernommen.

Den 14. und 15. Juli war sie sichtbar besser, sie bekam Eßlust und Schlaf, alle waren voll Hoffnung ihrer baldigen Genesung.

Ohngeachtet ihrer Krankheit beschäftigte sie sich doch viel mit den Gegenständen, welche ihr nahe angingen.

Es war ihr die Krankheit ihres Gatten in Charlottenburg höchst schmerzlich, noch schmerzlicher, daß sie nicht an seinem Lager sein und ihn als liebende Gattin pflegen konnte, und es war auch ein trauriges Schicksal, daß diese beiden sich so treu liebenden Gatten, entfernt von einander, zu gleicher Zeit erkranken mußten.

Sie sprach viel und angelegentlich von dem Kron-Prinzen und ihren andern Kindern, von welchen ihr täglich aus Charlottenburg Nachricht gegeben werden mußte.

Auch mit den andern Gliedern der Königlichen Familie beschäftigte sie sich viel. Die Briefe von

diesen, welche ihr ihre Theilnahme bezeugten, ließ sie sich vorlesen und hörte sie mit Rührung an; besonders erfreute sie auch die Nachricht, daß die Kaiserin von Oestreich, welche sich in Töplitz aufhielt, sich nach ihr theilnehmend erkundigt hatte und schon machte sie Pläne, wie sie ihren Gatten auf einer bevorstehenden Reise nach Schlesien begleiten und dann einen Abstecher nach Böhmen machen wollte, um jene hohe Frau die sie verehrte, kennen zu lernen.

Mit dem Gefühl der innigsten Schwesterliebe erkannte sie die treue Pflege, welche ihr ihre Schwester die Prinzeß Solms, jetzige Königin von Hannover, die nicht von ihrem Lager wich, widmete, und voller Besorgniß daß diese von der Anstrengung gleichfalls erkranken könne, bestimmte sie die Stunden, wo sie der Ruhe pflegen sollte, obgleich ihr die Art, wie sie ihren Wünschen zuvorzukommen wußte und ihr kleine Dienste leistete, besonders wohlthuend war.

Eben so besorgt war sie, daß ihr Vater und ihre innig geliebte Großmutter nicht aus Kummer über ihre Krankheit, selbst auf das Krankenlager geworfen werden konnten. —

Es war eine verhängnißvolle Zeit, die sie wohl besorgt machen mußte; aber so wie sie gewohnt war, stets dem Lauf der Begebenheiten zu folgen, so ließ sie sich auf dem Krankenlager stets die Zeitungen vorlesen. —

Die Nachricht von der Abdankung des Königs von Holland, Bruders des französischen Kaisers, die

Ursachen, welche ihn dazu bewogen, die Besetzung Hollands von französischen Truppen, erfüllten sie mit tiefem Kummer, denn sie machten sie auch um das Schicksal Preußens besorgt.

Die Unruhen in Schweden, die Ermordung des Grafen Fersen, und andere politische Nachrichten, welche während ihrer Krankheit ankamen, nahmen ihre Theilnahme in lebhaften Anspruch.

Tief rührte sie der Tod ihrer Freundin, der Fürstin Schwarzenberg, welche in Paris bei dem, auf einem zu Ehren der Vermählung Napoleons mit Louise von Oestreich gegebenen Feste, ausgebrochenen Feuer, in dem schönen Bestreben ihre Tochter zu retten, den Tod in den Flammen fand.

Ihre Seele hatte eine hohe Gewalt über den Körper, daher täuschten sich ihre Umgebungen mit Hoffnungen, wenn sie lebendig kraftvoll sich äußerte, selbst dann und wann scherzte, während der Körper bereits der Zerstörung unterlag. Nur die Aerzte waren noch immer mit tiefer Besorgniß erfüllt.

Am Montag des 16. des Morgens zwischen 8 und 9 Uhr trat plötzlich ein heftiger Brustkrampf ein welcher bis um 1 Uhr anhielt, und von dem sie selbst sagte: „sie hätte geglaubt, ihr Ende wäre da!"

Von diesem Augenblicke an, hatte der Hofrath Hieronimy keine Hoffnung zur Rettung mehr; er erklärte den Brustkrampf, während dessen die Königin in der höchsten Lebensgefahr geschwebt hatte, für die Folge eines organischen Fehlers im Herzen, und hielt

es für nöthig, den Herzog auf den ganz unvermeidlichen harten Schlag vorzubereiten. —

Zugleich wurden auch Couriere nach Berlin gesandt um die Ankunft des Königs zu beschleunigen und den Geheimen-Rath Heim nebst andern Aerzten herbeizurufen. Am Dienstag früh stellten sich die Brustkrämpfe, jedoch in einem geringern Maaße wieder ein, weil man alle Mittel anwandte um sie zu bekämpfen. Am Abend dieses Tages kam Heim, der General-Chirurgus Goerke und die Chirurgen Schmidt und Wiebel.

Alle waren der Meinung, daß hier die Kunst der Aerzte zu Ende wäre, und die Königin Hohen-Zieritz lebend nicht verlassen würde.

Sie selbst ahnete noch nicht die Gefahr, in der sie sich befand. Sie erhielt an diesem Tage einen Brief vom Könige, legte ihn auf das Herz, und rief mehrmals:

„Ach welch' ein Brief, wie glücklich ist derjenige welcher solche Briefe erhält!" —

Ihre Sehnsucht nach dem Könige stieg stündlich und mit wahrem Entzücken vernahm sie die Nachricht, daß er früher wie er sich vorgesetzt, erscheinen würde. Bei allen ihren Leiden blieb sie noch immer sanft und geduldig, und so oft sie Linderung fühlte, dankte sie dafür Gott im frommen Gebet. Sie fühlte die Hinfälligkeit aller menschlichen Größe, — „ich bin die Königin," sagte sie: „aber ich kann nicht meinen Arm aufheben!" —

Den 18., Mittwochs erneuerten sich die Krämpfe, doch war ihr Auge noch klar, ihr Gemüth ruhig. Noch wollten die Umstehenden nicht glauben, daß sie so bald sterben würde, denn sie klagte, wenn die Krämpfe vorüber waren, nur über eine große Mattigkeit, oft aber auch über Mangel an Luft. Die ganze Herzogliche Familie war wach geblieben. —

Als man sie fragte: ob sie Schmerzen fühlte? entgegnete sie nur:

„Ach nein, aber ein Aufhören des Seins!" —

Nach 2 Uhr des Morgens am 19., ließ Sie den Geheimen-Rath Heim rufen, und verlangte Hilfe für die Beklemmung der Brust. — Jetzt schien die erste Todes-Ahnung vor ihrer Seele vorüber zu gehen, denn nachdem sie eine Weile still und nachdenkend gelegen hatte, sagte sie zu ihm, indem sie die Hand sanft empor hob: „Aber bedenken Sie, wenn ich dem Könige und meinen Kindern sterben sollte?" Der Arzt suchte sie zu trösten und zu beruhigen, sie aber bewegte den Kopf verneinend und schwieg. Gegen 3 Uhr ward sie unruhig, die Krämpfe stellten sich wieder ein und man meldete dem Herzog, daß der schreckliche Augenblick herannahe, der dem schönsten Leben ein Ende machen werde, doch legten sich noch einmal die Krämpfe. —

„Ich bin doch nicht gefährlich krank," sagte sie zu ihrer Kammerfrau, „mir ist jetzt ja recht leicht, es wäre auch schrecklich," setzte sie mit tiefer Wehmuth hinzu: „wenn ich schon jetzt

von meinen Kindern, und von meinem Manne hinweg gerissen würde.“

Darauf schlief sie ein Stunde ganz ruhig.

Während dieses Schlafes war der König mit seinen beiden ältesten Söhnen angekommen. Erst unterweges hatte man ihn mit dem gefährlichen Zustand der Königin in dem ganzen Umfange, bekannt gemacht, und jetzt eröffneten ihm die Aerzte daß die Todes-Stunde nahe sei! —

Als sie erwachte machte ihr Heim die Ankunft des Königs und der beiden Prinzen bekannt; sie freute sich herzlich darüber.

Kurz vor vier Uhr trat der König mit den Söhnen an das Sterbebette der Gattin und Mutter. Die Sonne war eben aufgegangen, ihre Strahlen hatten das trübe Regengewölk besiegt, und sie beleuchteten das mit Trauer erfüllte Zimmer. —

Der König war von Schmerz wie zermalmt. — Alles was er in den letzten Jahren gelitten, war vergessen über den ungeheuren Schmerz der ihm jetzt bevorstand. Im vollen Gefühl desselben, schloß er die Königin in seine Arme, und ein Thränen-Strom entstürzte den Augen des sonst bei allen Schlägen des Schicksals so gefaßten Mannes. —

So hatte sie ihn noch nicht gesehen, — jetzt ergriff sie die Besorgniß des Todes und es erwachte die Liebe zum Leben. — „Ist es denn so gefährlich mit mir?“ fragte sie. Die Versicherung des Königs:

„er sei nur so bewegt, weil er sie leiden sehe,“ schien sie zu beruhigen.

Als der König sich auf einen Augenblick entfernt hatte, um Fassung zu gewinnen, sagte sie zu den Umstehenden:

„Der König thut, als ob er Abschied von mir nehmen wolle. Sagt ihm: er solle dieses nicht, sonst stürbe ich gleich.“

Der König nahm nunmehr alle Kraft zusammen, und suchte nun die Sterbende zu überreden, er habe die beste Hoffnung und glaube an keine Gefahr; aber seine Seele war vom tiefsten Schmerz zerrissen, er zweifelte beinahe an der Güte Gottes; denn als ihn die Großmutter der Königin, auf die Allmacht Gottes hinwieß und daß man die Hoffnung nicht sinken lassen müsse, so lange noch ein Athmenzug zu bemerken wäre, sprach er die denkwürdigen Worte mit Rücksicht auf alles das Unglück, welches ihm widerfahren war:

„Wenn Sie nicht **mein** wäre, so würde sie leben, aber eben weil sie **meine** Frau ist, darum stirbt sie gewiß!“

Die Aerzte erinnerten ihn daran, daß der schreckliche Augenblick heran nahe, und daß er, wenn er seine so unendlich geliebte Gattin noch einmal ohne Zeugen sprechen wolle, damit eilen müsse.

Die Königin war wieder etwas ruhiger geworden und nun blieb er eine halbe Sunde mit ihr allein, dann trat der Krampf wieder ein, und er entfernte

sich, weil sein Herz zerrissen war und er den Anblick der Leiden des so theuren geliebten Weibes nicht ertragen konnte, ohne seinen Schmerz laut werden zu lassen.

Noch jetzt sah sie den Tod nicht so nahe voraus. In dem Augenblicke wo der Krampf etwas nachließ, sprach sie zu ihrer Kammerfrau noch von Lebenshoffnungen:

„Ich habe mir so viel Freude von der Ankunft meines Mannes versprochen und ich freute mich auch so herzlich; aber seine Erscheinung hat mich erschüttert, seine Umarmung war so heftig, so stürmisch, als wollte er mir Lebewohl sagen, als sei es die letzte, als müßte ich ganz gewiß sterben. —

Jetzt nahte der entscheidende Augenblick. Der König davon benachrichtigt, trat wieder ein, mit ihm die Königlichen Kinder. Ihre heißen Umarmungen, die Klagen welche sie nicht unterdrücken konnten und ihre Thränen erschütterten sie.

„Ist denn mein Leben in Gefahr?“ fragte sie jetzt, und die Versicherung des Arztes daß jetzt die Krisis eintrete, konnte das Bild des Todes nicht mehr von ihrer Seele entfernen. Nun glaubte sie selbst daran, daß sie sterben müsse und umarmte zum letzten mal den theuren Gemahl, und die geliebten Kinder, welche letztere dann hinweg gebracht wurden.

Jetzt begann der Todes-Kampf. — Die Krämpfe wurden immer heftiger. Die Königin klagte über

Mangel an Luft, keine Lage genügte ihr, „Ach," sagte sie, „für mich ist nur Ruhe im Tode."

Die ganze Familie war bei ihr versammelt. Der König saß am Bette und hielt die rechte Hand, die Prinzeß von Solms kniete auf der andern Seite und hielt die Linke. — Noch ein Krampf trat ein, sie bog den Kopf sanft zurück, schloß die Augen, ihre letzten Worte waren: „Herr Jesus mach' es kurz," und um 58 Minuten auf 9 Uhr, endete ein tiefer Seufzer ihr schönes Leben.

Der König war zurückgesunken, doch bald kehrte die männliche Kraft zurück. Er küßte noch einmal den geliebten Mund, und drückte ihr die schönen Augen zu, die ihn so oft, und so freundlich gelächelt hatten; der tiefste Schmerz erfüllte seine ganze Seele und drückte sich in seiner Haltung und seinen Gesichtszügen aus. Er selbst führte die beiden Söhne an das Todtenbette der theuren Mutter, sie warfen sich an demselben nieder und Thränen strömten auf die Hand, die sie bis dahin so freundlich durch das Leben geleitet hatte. —

Noch am Vormittag desselben Tages, traf auch die Prinzeß Charlotte und der Prinz Carl in Hohen-Zieritz ein, aber sie empfingen nicht mehr ihren letzten Segen, sie konnten ihr nur Thränen des Schmerzes weihen und erwarten, daß die Verklärte sie vom Himmel herab segnen würde. —

Am folgenden Tage gestattete der König die Section. — Die Königin war am gebrochenen Herzen

gestorben, man fand in demselben mehrere polipen-artige Gewächse, die tief in dasselbe eingedrungen waren; das edle Herz hatte den Schmerz über das Unglück des Vaterlandes nicht überwältigen können.

Am 20. Nachmittags verließ der König Hohen-Zieritz; am 25. folgte die hohe Leiche von ihrem jüngern Bruder dem Prinzen Carl geleitet. Auf der Preußischen Grenze empfing sie eine Preußische Eskorte, und ein Denkmahl bezeichnet die Stelle, wo sie übernommen ward. Gerade einen Monat zuvor hatte sie dort der Jubel der Meklenburger mit Blumen-Kränzen empfangen, jetzt kehrte sie zurück als starre Leiche und es begleitete sie ein in tiefsten Schmerz versunkenes Trauer-Gepränge.

In Gransee blieb die Leiche über Nacht, auch dort auf dem Markte errichteten die Stände ihr ein Denkmahl auf der Stelle, wo der Wagen rastete. Bei ihrer Ankunft in Berlin ward sie vorläufig in den Dom niedergesetzt.

Charlottenburg war ihr so theuer gewesen und hier beschloß der König ihr ein Mausoleum zu errichten, welches die sterblichen Ueberreste der Verklärten aufnehmen sollte. Wahrscheinlich faßte er schon damals den Entschluß, auch für sich dort eine Ruhestätte zu begründen, der auch in Erfüllung gegangen ist. Es ward noch in demselben Jahre in dem Garten von Charlottenburg, in einem Tannen-Hain, an einer stillen traulichen Stelle, errichtet, und am 23. December, gerade an dem Tage wo sie vor 17. Jah-

ren als Braut, und vor einem Jahr bei der Rückkehr von Königsberg in Berlin ihren glänzenden Einzug, unter dem Freuden-Jubel des Volks gehalten hatte, fuhr der Leichenwagen zum Brandenburger-Thor unter den Thränen der Bürger hinaus, der sie zur letzten Ruhestätte bringen sollte.

Es ist bekannt, daß der König und die königlichen Kinder, jedesmal den Morgen des 19. Juli, in stiller Abgeschiedenheit an ihrem Sarkophage in dem Mausoleum feierten, und am Nachmittag, dem Volke der Anblick desselben vergönnt ward, daß noch nach langen Jahren an demselben Thränen flossen, und daß das gegenwärtige Geschlecht, wenn es die Verklärte auch nicht mehr kannte, doch von den Aeltern über ihre Vorzüge unterrichtet, mit stiller Trauer an demselben weilt. Es ist ferner bekannt, daß eines der schönsten Kunstwerke unsers Rauch ihr Andenken verewigt. Sie liegt aus cararischen Marmor gemeißelt auf dem Sarkophage, und die Hülle welche sie umgiebt, ist so zart, so weich, daß man glaubt den Körper durchschimmern zu sehen. Rauch hat das Bild nicht bloß mit Kunst, sondern auch mit Dankbarkeit und Liebe geschaffen, denn sie war seine Wohlthäterin gewesen. —

Es ist ferner bekannt, daß zum Andenken an die Vollendete, die Familien-Stiftung zu Louisens Andenken in Potsdam durch die Liebe ihrer Unterthanen errichtet ward, von welcher an ihrem Todes-Tage jährlich mehrere tugendhafte Bräute ausgestattet wer-

den; daß die Louisen-Stiftung zur Bildung von Erzieherinnen der weiblichen Jugend segnend fortwirkt und ihr Andenken fortwährend erhält.

Die Königin schrieb einst, im Gefühl ihres eigenen Werthes:

„Wenn gleich die Nachwelt meinen Namen nicht unter den Namen der berühmten Frauen nennen wird, so wird sie doch, wenn sie die Leiden dieser Zeit erfährt, wissen, was ich durch sie gelitten habe, und sie wird sagen: sie duldete viel, und harrte aus im Dulden. Dann wünsche ich nur, daß sie zugleich sagen möge: aber sie gab Kindern das Dasein, welche besserer Zeiten würdig waren, sie herbeizuführen gestrebt, und endlich sie errungen haben.“

Ihr Wunsch ist in Erfüllung gegangen! aber wenn auch kommende Geschlechter in das unergründliche Meer der Zeit versunken sein werden, so wird doch die Erinnerung an Preußens Louise nie vergehen.

Palläste stürzen zusammen, Städte sinken in Trümmer, Reiche der Welt vergehen; o möchte das Plätzchen immer heilig bleiben, auf welchem Louisens und jetzt auch ihres Gatten Ueberreste ruhen, und nie eine frevelnde Hand es entweihen! —

Sie war vielleicht die schönste, gewiß aber die interessanteste Frau ihrer Zeit.. Eine große edle Gestalt, Ebenmaaß in allen ihren Verhältnissen, und ein Liebreiz in jeder Bewegung zeichnete sie aus, ihre

Sprache war sanft und melodisch, und flößte auch dem Geringsten Zutrauen ein, sie verband die Grazie und Anmuth des Weibes mit der Würde und den Anstand der Königin. Sie war die treueste und herzlichste Gattin, die liebevollste Mutter.

Wenn man den unbegreiflichen Rathschluß des Höchsten meistern könnte und dürfte, so müßte man klagen, daß Louise nicht das Jahr 1813 erlebte, wo ihr Preußen sich ermannte; daß Sie, die edelste Tochter Deutschlands, nicht mehr Zeugin der allgemeinen Aufregung war, daß sie nicht die Triumpfe von Leipzig und Belle alliance mit feiern konnte. Hätte der Himmel ihr nicht diesen Lohn ihrer Tugenden, nicht diese Freude für den erduldeten innern Schmerz gönnen können? Der Allerhöchste verzeihe uns die Klage über den allzufrühen Verlust dieses Gegenstandes des Stolzes und der Liebe eines ganzen Volks! —

Sie weilt jetzt am Throne Gottes als Schutzgeist Preußens in inniger und ewiger Wieder-Vereinigung mit dem Gatten, dessen ganzes Glück sie war; ihre Königs-Zepter sind zu Palmen geworden, mit welchem sie Frieden und Segen auf Preußen herab winken; ihre hohen Tugenden sind die Diamanten, welche jetzt an ihren Strahlen-Diademen im ewigen Glanze leuchten.

Zur Erinnerung
an die
Königin Louise.

Ich auch hab' ihn jüngst gesehen,
Der Vollendung Hochaltar!
Hörte leises Geisterwehen
Ihn umsäuseln wunderbar,
In der Engel Chor am Throne
Wo sie hoch vor allen steht,
Sah' in ihrer Strahlenkrone
Ich Louisens Majestät.

In des Seraphs Jugendschöne
Schwebte leuchtend sie herab;
Ihrer Harfe Himmelstöne
Wogten silbern auf und ab,
Des Triumphes Jubelpsalmen
Drangen in mein lauschend Ohr;
In der Ueberwindung Palmen
Trug sie hehr ihr Haupt empor.

Nah' uns ist sie, nicht verschwunden
Ist für uns die Herrliche!
Hat gesiegt, hat überwunden,
Schutzgeist uns, Schutzheilige!
Heimgegangen ist die Freie
In die frühere Heimath nur,
Dieser Tag ist Tag der Weihe
Ihrer höheren Natur.

Was ist Tod und Grab? Erstanden
Wir aus unserm Grabe nicht?
Aus der Unterjochung Banden
Zu der Freiheit goldnem Licht?
Wer ward uns zum Schutz und Schilde
War's nicht die Erinnerung
An die Sanfte, an die Milde?
Nicht der Tugend Huldigung.

Von dem edelsten der Triebe
Für das Vaterland entbrannt,
Und das theure Herz voll Liebe,
Zu dem König hingewandt:
War's ihr Nam' auf Brennenzungen,
Der Triumph und Sieg uns schuf
Und, von einem Geist durchdrungen
Ward der Schlacht=Ruf Jubelruf.

Brennen, deren Herz jetzt freier
Stolzer jetzt empor sich hebt,

Nicht mehr, als des Todes Feier,
Feiert diesen Tag! Sie lebt!
Zum Triumph- und Siegesprangen
Ward er, Freiheitsmorgenroth!
Segnend ist sie heimgegangen
Uns zum Segen ward ihr Tod.

F. Schink.

Nachtrag.

Wir lassen hier zwei Documente aus der jetzt geschilderten Periode folgen, welche der jetzt beschlossenen ersten Hälfte des Lebens unsers theuren Helden angehören und erst während des Druckes zu unserer Kenntniß kamen, die wir aber als höchst merkwürdig unsern Lesern nicht glauben vorenthalten zu dürfen. — Das erste betrifft eine eigene Schilderung seines Verhältnisses zu Friedrich den Großen, das zweite ist eine Instruction die er bei seinem Regierungs-Antritt dem General Köckeritz gab. Wir theilen beide wörtlich so wie authentische Quellen sie geben, mit.

Höchst interessant ist, was der König noch in seinen letzten Lebenstagen auf Veranlassung der Grundsteinlegung zum Denkmal für Friedrich den Großen, über seine frühern Beziehungen zu demselben äußerte. Er erzählte aber Folgendes seinen Umgebungen:

„Ich kann mich des Königs noch sehr lebhaft erinnern, ob ich ihn schon nur wenige Male gesprochen habe. Das erste Mal verlangte er mich in Sans-

souci zu sehen. Ich war damals sieben Jahre alt und wohnte in Potsdam im Schlosse. Ich mußte mich daher zu diesem Besuche herausstaffiren. Dazu erhielt ich nach damaligem Schnitte, wie er in Paris Mode war, einen violett seidenen Rock, eine mit Gold, Silber und Flittern gestickte Weste mit breiten Schößen, welche die Oberhofmeisterin gestickt hatte, schwarze, seidene Beinkleider mit Gürteln und Schnallen, weiße, seidene Strümpfe und Schuhe mit rothen Hacken und großen Schnallen. So geputzt, frisirt und gepudert, einen Haarbeutel im Nacken, einen Galanteriedegen mit Porzellangefäße und einem Chapeaubashute unterm Arme, machte ich mich zu Fuße auf den Weg nach Sanssouci, da kein Wagen in Bereitschaft war und ich die bestimmte Stunde nicht versäumen wollte. Ich erschien vor Friedrich. Er empfing mich sehr freundlich. Was er mit mir gesprochen, kann ich mich freilich nach so langer Zeit nicht mehr erinnern, er mußte indeß doch mit mir zufrieden sein, denn er klopfte mir sanft auf die Backen und fragte mich dann: „Was wünschest Du Dir denn wohl?“ — Die Frage kam mir sehr unerwartet, und darauf nicht vorbereitet, schwieg ich. — „Nun, Du wirst doch wohl etwas zu wünschen haben?“ — fuhr er fort. Da faßte ich mit der Hand nach dem Haarbeutel. Der steife, französische Anzug war mir peinlich und ich antwortete: „Eine Uniform, Ew. Majestät!“ — „Die sollst Du haben. Wünschest Du noch etwas?“ Da ich um den König

mehrere Windhunde spielen sah und nicht wie das erste Mal wieder stocken wollte, antwortete ich: „Ew. Majestät, ich möchte gern einen Hund haben." — „Auch den sollst Du kriegen."

Er entließ mich nun und ich kehrte nach Potsdam zurück. Am folgenden Morgen, als ich kaum das Bett verlassen hatte, erschien der Schneider bei mir und nahm mir Maaß zu einer Uniform. Bald darauf kamen einige Lakaien des Königs, mit einer Koppel von 6 Hunden und sagten mir, der König sende mir solche, um mir einen davon auszusuchen. Sie machten mich besonders auf einen darunter aufmerksam, den sie sehr lobten, und ich wählte also diesen. Hernach erfuhr ich, daß der König zu den Leuten, die er mit den Hunden zu mir geschickt, gesagt hatte: „Gebt Acht, den wird er wählen!" — Es war der, den sie mir, jedoch ohne diesen Umstand zu erwähnen, so sehr gelobt hatten. Als sie zu dem Könige mit den übrigen 5 Hunden zurückkamen, sprach er auch: „Habe ich nicht Recht gehabt?"

Einige Jahre darauf ließ mich der König wieder zu sich rufen. Er fragte mich, ob ich fleißig sei und Fortschritte im Schreiben, Rechnen, Geographie, Geschichte u. s. w., besonders aber in der französischen Sprache mache und stellte eine Art von Examen mit mir an. Um zu erfahren, wie weit ich's im Französischen gebracht habe, nahm er ein Buch — es waren Lafontaine's Fabeln — schlug eine davon auf und gebot mir, sie laut vorzulesen und in's Deutsche zu

übersetzen. Ich that dies denn auch, und nach überstandenem Examen sagte er: „Du bist recht fleißig gewesen; dafür verdienst Du eine Prämie." — Er gab mir den schwarzen Adlerorden.

Als ich Lieutenant geworden, mußte ich wieder vor ihm erscheinen und er sprach in seinem kurzen, energischen Tone davon, daß ein preußischer Prinz und dereinstiger Thronerbe ein tapferer und erfahrener Feldherr sein müsse. Als ich zum Hauptmann avancirt war, wurde ich von ihm zur Tafel geladen.

Dabei bemerkte der König, daß dies das einzige Mal gewesen, wo er an Friedrichs II. Tafel gespeist habe, mit der Aeußerung: daß es wohl deshalb unterblieben, weil an Friedrichs Tafel von dessen Umgebung in der Regel so mancherlei gesprochen wurde, das der große König nicht als geeignet für die Ohren eines jungen Menschen gefunden habe. Als characteristisch ist hierbei noch zu bemerken, daß der jüngst verewigte König bei dieser Gelegenheit die so allgemein bekannte Scene mit Friedrich dem Großen nicht erwähnte, wo er von diesem den Spielball so bestimmt zurück verlangte, daß dieser ausrief: „Der wird sich Schlesien nicht nehmen lassen!"

Vor einiger Zeit war in öffentlichen Blättern von der Instruction die Rede, welche des hochseligen Königs Majestät beim Regierungs-Antritt (16. November 1797) dem General v. Köckeritz ertheilt hat. Die Nachricht von dem Vorhandensein und dem In-

halte dieser Instruction beruhte bisher bloß auf mündlicher Tradition. So hat es denn geschehen können, daß die davon mitgetheilte Skizze nicht nur sehr unvollkommen, sondern großentheils wahrheitswidrig ausgefallen ist. Kein Document enthält aber ein sprechenderes Zeugniß von den edeln und erhabenen Eigenschaften des hohen Verblichenen, von dem Ernste und dem Pflichtgefühl, mit dem der damals 27jährige König die Zügel der Regierung ergriff, als diese eigenhändig niedergeschriebene und am Tage des Regierungs-Antritts dem General v. Köckeritz eingehändigte Instruction.

Dieselbe lautet folgender Maßen:

Instruction für Köckeritz.

So lange ich Sie nun kenne, vorzüglich aber in den letztern Jahren, wo ich Sie täglich zu sehen und zu beobachten Gelegenheit gehabt, habe ich mich immer mehr in der Idee bestärkt gefunden, in Ihnen einen Mann zu besitzen, der mir dereinst durch seinen Biedersinn, richtige Beurtheilung, natürlichen Verstand, festen Charakter, und die erprobteste Rechtschaffenheit, ganz vorzügliche Dienste zu leisten im Stande sein wird. Mit Recht setze ich nun mein ganzes Vertrauen auf Sie, und zwar aus oben angeführten Gründen.

Ich bin ein junger Mensch, der die Welt noch immer zu wenig kennt, um sich gänzlich auf sich selbst verlassen zu können und um nicht befürchten zu müssen, bei aller Vorsicht, von unredlichen Menschen hin-

tergangen zu werden; ihm muß daher ein jeder guter Rath, sobald er redlich gemeint, willkommen sein. Diesen guten Rath nun erwarte ich aber vorzüglich von Ihnen und zwar abermals aus oben angeführten Ursachen.

Ich bitte Sie daher, bleiben Sie immer mein Freund, so wie Sie es bis jetzt gewesen, verändern Sie nicht Ihre Art gegen mich zu denken und sein Sie überzeugt, daß ich immer derselbe bin, mag sich auch mein Titel verändern wie er will. In meiner künftigen Lage gebrauche ich einen wahren Freund und Rathgeber, mehr als jeder andere. Nichts ist aber alsdann schwerer als einen solchen zu finden. Wie oft und wie vielfältig haben sich nicht hierin manche gute Herren geirrt, und wie unglücklich sind nicht öfters ihre Wahlen dabei ausgefallen. Dies kann bei Ihnen nicht der Fall sein; ich kenne Sie zu gut, und bin daher meiner Sache gewiß. Allein erlauben Sie mir eine Frage: Werden Sie auch immer so bleiben, wie Sie jetzt sind? — immer so denken, so handeln? — O thun Sie dieß, lassen Sie sich durch nichts verblenden, bleiben Sie immer auf dem geraden Wege, lassen Sie sich weder durch falsche Ehrbegierde noch durch Eigennutz verblenden, lassen Sie sich nicht durch falsches Einreden und unrichtige Vorspiegelungen überlisten!

Meiden Sie die Partheilichkeit und handeln Sie beständig nach Ihrer innern Ueberzeugung, das heißt, nach Pflicht und Gewissen. Meinen Sie nicht, wenn Sie dieses lesen, als ob ich den geringsten Argwohn

hätte, daß Sie auf diese Abwege gerathen könnten. Nein wahrlich nicht; ich halte es bei Ihnen für ohnmöglich; allein die Erfahrung lehrt nur allzusehr, wie die besten Menschen, wenn sie bis zu einer gewissen Stufe gekommen, oft schwindlich geworden und gar nicht mehr die nämlichen geblieben. Wenn Ihnen also gleich Ihre innere Ueberzeugung die Unmöglichkeit einer solchen Veränderung bei Ihnen versichert, so verabsäumen Sie demohnerachtet nicht, Ihre Handlungen nach jenem Probirstein zu prüfen, und denken Sie immer daran, daß Sie Mensch sind, also fehlen können.

Daß Sie Menschenkenntniß besitzen, das heißt, daß Sie selbige nach ihren Handlungen, ihrem Thun und Lassen richtig zu beurtheilen vermögen, dieses habe ich bei Ihnen zu prüfen Gelegenheit gehabt. Auch hierin müssen Sie mir also inskünftige beistehen. Niemand irrt sich mehr in Beurtheilung der Menschen, als ein Fürst, und dieses ist ganz natürlich, denn Jedermann ist beeifert und gewohnt, sich selbst in dem besten Lichte vorzustellen, seine Höcker und Fehler weislich zu verbergen und immer im Angesichte des Fürsten anders zu erscheinen, als er wirklich ist, und zwar so, wie er seine Absichten am besten erreichen zu können glaubt.

Man lernt sehr bald die Launen und Lieblings-Neigungen eines Fürsten kennen, und alsdann wird es dem gewitzigen Menschenkenner nicht schwer, seine Maske, in welcher er erscheinen will, darnach zu formen.

Von Ihnen also erwarte ich, daß Sie sich ohne Geräusch und ohne besondere Absichten merken zu las-

sen, nach braven, rechtschaffenen und einsichtsvollen Männern umsehen und zu prüfen bemüht sind, wie und auf was Art man sie besser zu brauchen oder zu belohnen im Stande wäre.

Sodann haben Sie sich gleichfalls zu bemühen, die öffentliche Meinung, so man gegen mich und meine Anstalten und Absichten hegt, auszuforschen, die Urtheile, die man darüber fällt, zu prüfen und, wenn sie Ihnen richtig zu sein scheinen, darüber im Vertrauen mit solchen Personen zu sprechen, von denen Sie glauben, daß sie unpartheiisch reden werden, und die Sache aus dem rechten Gesichtspunkte zu beurtheilen im Stande sind. Nun haben aber alle Dinge eine gute und eine böse Seite, es muß also nur abgewogen werden, ob das Gute oder das Böse derselben das Uebergewicht behält, um im ersteren Fall es zur Ausführung zu bringen, im letzteren es zu unterlassen. An schiefe und unrichtige Beurtheilungen, an denen es nie fehlt, darf man sich nicht stoßen, am wenigsten, wenn solche von Personen kommen, die keine richtige Einsicht der Sache haben, oder die etwa parteiisch, oder sonst eine Absicht dabei haben mögen, oder wohl gar nur urtheilen, um zu urtheilen, um sich ein gewisses wichtiges und gescheutes Ansehen zu geben. An solche Urtheile, sage ich, hat man sich nicht zu stoßen, oder man bringt nichts zur Ausführung und gelangt nicht zu dem Zweck, den man sich vorgenommen, denn solche Urtheile sind unausbleiblich. Man handle also nur nach innerer Ueberzeugung und nach Recht und Gerechtigkeit, so wird sich zuletzt alles fügen.

Wenn Sie nun solche Dinge ausgeforscht, so erwarte ich von Ihrem Biedersinn, daß Sie mir selbige bei Gelegenheit vorhalten und mir Ihre Meinung darüber zu erkennen geben. Ich werde gewiß nie die gute Absicht hierbei verkennen, vielmehr bemüht sein, davon Gebrauch zu machen.

Nun noch ein wichtiger Gegenstand, bei dem ich Sie zu gebrauchen Willens bin. Nach vielem Hin- und Hersinnen und nach meiner innern Ueberzeugung weiß ich kein besseres Mittel, um die Zerrüttung in den Finanzen wieder herzustellen, und ein auf Ordnung ruhendes festes System der Staatsverwaltung einzuführen, als wenn ich die erfahrensten und geschicktesten Staatsmänner anhero berufe und eine Kommission niedersetze, welche alle Branchen der innern Staatsverfassung durchgehe und prüfe, um sodann die Mittel zu deren Verbesserung und zu Abstellung der eingeschlichenen Mißbräuche ausfindig zu machen, mir selbige sodann vorlegen zu lassen, selbst zu untersuchen und dasjenige, was ich für richtig und anwendbar finde, einzuführen. Bei dieser Untersuchungs-Kommission nun ist es von der allergrößten Wichtigkeit, daß bei den Mitgliedern derselben die größte Einigkeit herrsche, daß sich keine Partheilichkeit hinein mische, und daß einzig und allein das Wohl und das Beste des Staats sie leite und als der Zweck ihrer Zusammenberufung ihnen beständig vor Augen bleibe. Nun lehrt aber leider die Erfahrung, daß talentvolle Männer selten miteinander harmoniren, woraus denn wie natürlich gar viel Uebles und Nachtheiliges ent-

steht. Der gute Zweck wird vergessen und die Caprice der einzelnen Mitglieder verdirbt das Ganze und hat die übelsten Folgen. Da nun aber bei einem Gegenstande von so großer Wichtigkeit dergleichen Capricen mehr als irgendwo anders vermieden werden müssen, und, um einen so guten Zweck zu erreichen, alles ins Werk zu setzen ist, weshalb alle Nebenbeschäftigungen, so dem wahren Zweck entgegenstehen, zu entfernen sind, und das Bestreben sämmtlicher Mitglieder nur auf den einen vorbenannten Punkt zu vereinigen, so halte ich eine Mittelsperson hierbei für höchst nothwendig. Zu einer solchen Mittelsperson aber schickt sich keiner so gut wie Sie. Sie besitzen ganz den Charakter und den Humor, der hierzu erforderlich ist, daher auch meine Wahl sogleich auf Sie gefallen, und werden Sie folgendes dabei beobachten.

Bei allen Konferenzen haben Sie zugegen zu sein, um au fait der Verhandlungen zu sein und mir davon im kurzen rapportiren zu können. Sie kennen meine Denkungsart; sollten Sie daher bemerken, daß man hier oder da zu weit ginge, oder die gute Absicht, die ich dabei habe, verfehlt würde, oder auch Beschlüsse abgefaßt würden, die Sie Ihrer innern Ueberzeugung nach für unrecht hielten, so können Sie Ihre Meinung über einen solchen Gegenstand denen übrigen mittheilen.

Kann man Sie nicht durch Beweise von der richtigen Procedur überführen, so haben Sie darauf anzutragen, mir die Sache zur Entscheidung vorzulegen, nochmals aber mit gescheuten Männern darüber zu sprechen und mir deren Urtheil zu hinterbringen. Sollten Sie

Uneinigkeit, heimlichen Haß oder Caprice unter den Mitgliedern entdecken, so sind Sie berechtigt, sie in meinem Namen auf den Zweck ihrer Zusammenberufung aufmerksam zu machen und dahin zurückzuführen, die Gemüther zu beruhigen und sie zu vereinigen zu suchen.

Ihr richtiger gerader Verstand, gute Beurtheilungen und Kaltblütigkeit werden Ihnen hiezu die besten Mittel an die Hand geben, und besitzen Sie auch hierzu die erforderliche ungekünstelte Beredsamkeit.

Aus allem diesem werden Sie ersehen, daß Sie einen großen Geschäftskreis inskünftige werden zu besorgen haben. Bleiben Sie daher immer der nämliche redliche Mann, der Sie bisher gewesen, und geben Sie mir allezeit guten Rath als ein ehrlicher Mann. Meinerseits haben Sie sich alsdann der vollkommensten Dankbarkeit und Erkenntlichkeit zu versichern und andererseits haben Sie zu bedenken, daß Sie mich nicht allein persönlich verbinden, sondern daß ich Sie gewissermaßen im Namen des Staats auffordere, wirksam für selbigen zu sein, und daß Sie alsdann dereinst die süße Ueberzeugung und Beruhigung behalten werden, nicht wenig zum Wohl und Besten des Ganzen mitgewirkt, und dadurch den Dank jedes wohldenkenden Patrioten verdient zu haben. Für einen Mann von wahrer Ehre und Ambition kann wohl keine süßere Belohnung sein.

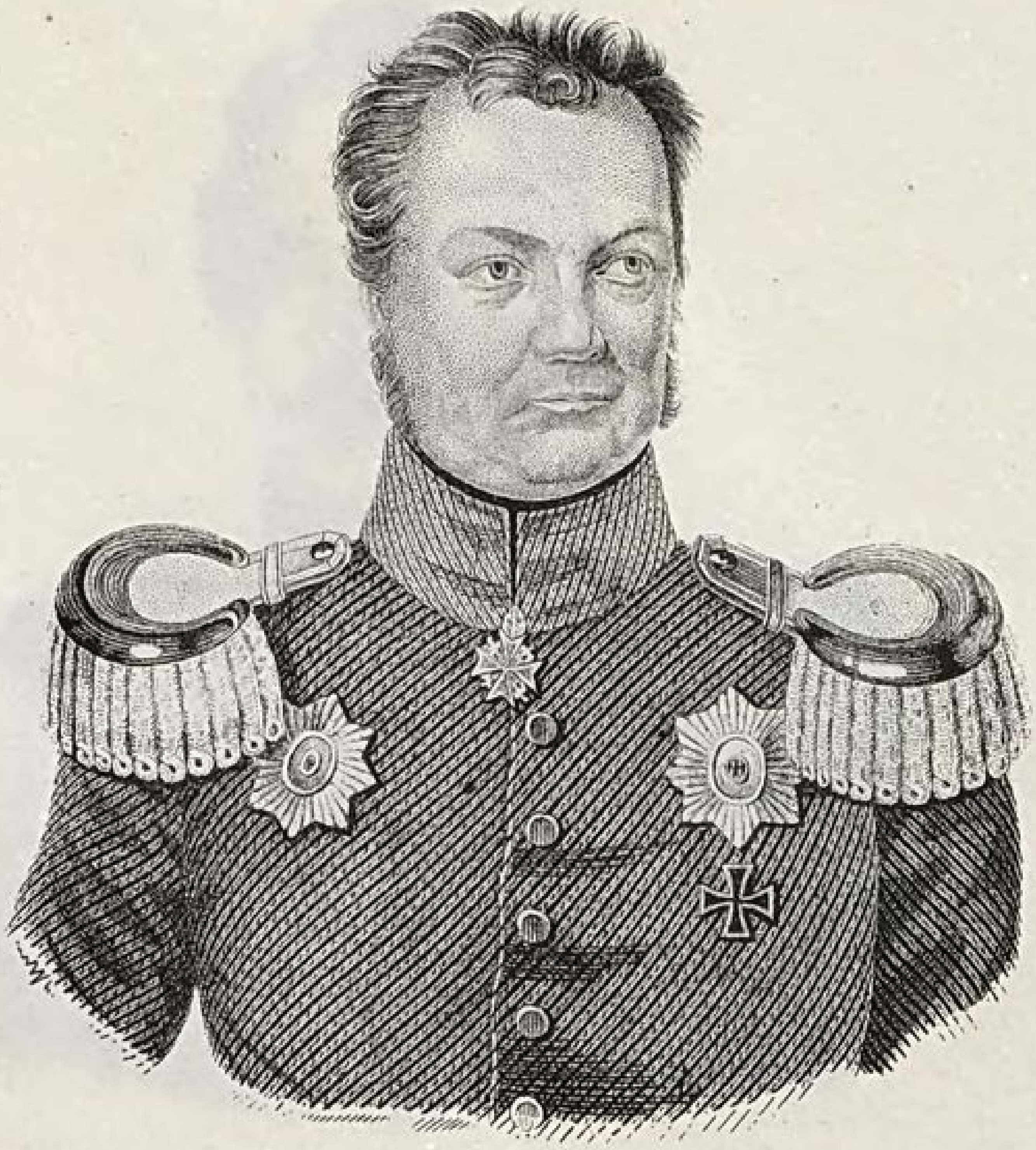
Uebergeben den 16. November 1797.

(gez.) **Friedrich Wilhelm.**

Druck von B. Kelse & Sohn in Mgdbg.

VON BORSTELL.

GENERAL DER CAVALLERIE.



Druck von B. Kühse & Sohn in Mgdbg.

VON GROLMAN

GENERAL LIEUTENANT.

Druck von B. Kehse & Sohn in Mgdbg

WILHELM PRINZ VON PREUSSEN

GENERAL DER CAVALLERIE

Druck von Bänsch & Sohn in Mgdbg.

HEINRICH PRINZ VON PREUSSEN

GENERAL DER INFANTERIE.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kretzschmer, Johann Karl,

Friedrich Wilhelm III sein Leben, sein Wirken und seine Zeit ; ein Erinnerungsbuch für das preußische Volk

Bd.: 1

Danzig 1841

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bg.pr.o.46(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11426677-8